Ein Drittes blaubuch

August Strindberg





STRINDBERGS WERKE

DEUTSCHE GESAMTAUSGABE

UNTER MITWIRKUNG VON EMIL SCHERING ALS ÜBERSETZER VOM DICHTER SELBST VERANSTALTET

ABTEILUNG: WISSENSCHAFT

7. BAND:

EIN DRITTES BLAUBUCH

AUGUST STRINDBERG

EIN DRITTES BLAUBUCH

NEBST DEM NACHGELASSENEN BLAUBUCH

ÜBERTRAGEN VON
EMIL SCHERING





1 9 2 1
MÜNCHEN BEI GEORG MÜLLER

Einzige vom Dichter und seinen
Erben autorisierte deutsche Ausgabe.

1. bis 5. Tausend.

SCHÖNHEIT UND SYMBOLIK DES MENSCHLICHEN KÖRPERS

Wie alles andere in der Natur ist das Skelett des Menschen durchaus zweckmässig und vollkommen schön; schön in Mass, Verhältnissen und Form.

Das Becken ist ein Korb aus sächsischem Porzellan, der trägt, die Eingeweide bei beiden Geschlechtern und das Kind bei der Mutter.

Der Brustkorb trägt nicht, aber schützt, und zwar das Edelste, das ist das Herz und die Lungen. Er heisst Korb, ist aber ein Bauer, ein Fenstergitter, ein Schutzschirm, ein Staket. Plato nennt ihn Reuse.

Der Schädel ist nicht offen wie die beiden vorigen; der ist abgeschlossen; birgt, vielleicht verbirgt Geheimnisse. Er ist gewölbt, gleicht sowohl der Erde wie dem Himmelsgewölbe, von hinten der Erde, von oben dem Himmel. Er ist allerdings mehr dekorativ als eigentlich schön; und ein gebildeter Mann, vertraut mit dem Todesgedanken, sieht gern einen Schädel auf seinem Schreibtisch, wenn er auch keine Trinkschale daraus macht.

Von oben ist der Schädel ein Ovoid, eine Eilinie, die eine Entwicklung des Kreises ist. Legt man einen Vertikalschnitt durch den Schädel in der Höhe des ersten Eckzahns, erhält man ein sehr schönes Ornament vom Diagramm der Nasenlöcher und den andern Höhlungen. Auch von unten kann man den Schädel mit Lust sehen, denn da ist eine so reiche Ornamentik, dass man ihr Motive entnehmen kann.

Die Glieder sind, wie sie sein sollen: Oberarm und Oberschenkel einfach und länger als die untern doppelten Teile; aber wie unvollkommen

diese Hebevorrichtungen auch sein können, es gibt doch keine gerade Linie in ihnen. Alles schwillt an und nimmt ab, fliesst und macht Übergänge.



Die Kniescheibe ist bekanntlich ein Meisterwerk von mechanischer Kunst und schöner Kunst.

Die Muskeln, die man nicht anders sieht als im Anatomiesaal, bilden für sich einen bestehenden Beweis, dass sie sich nicht selber geschaffen haben oder entstanden sind, sondern dass sie gemacht sind von einem Mechaniker, einem Instrumentenmacher, einem Bandagisten und einem gewaltigen Künstler. Der Bildhauer muss auch zur Muskel-

figur greifen, wenn es darauf ankommt, wahr und schön zu sein. Legt sich aber die feine Haut darauf und sind alle Krümmungen mit Fett ausgefüllt und ausmodelliert, dann ist die Schönheit da; die kann übermenschlich sein und wirklich daran erinnern, dass der Mensch ein Ebenbild Gottes ist.

Die schönsten Muskeln sind der Deltoid auf der Schulter (Achsel) und der Biceps auf dem



Oberarm, des Mannes Vorrecht; die Hüftmuskeln, des Weibes Ehre, und der schönste von allen, Gemini, die Gastroknemien oder die Wade.

Der Deltamuskel oder die weibliche Schulter, die man in Oberlicht auf Bällen erblickt, ist oder kann eine kleine Parabel sein, also der Schnitt eines Lichtkegels, der parallel mit der Seite geht. Aber ich habe keine Skulptur gesehen, auf der diese Einzelheit besonders betont wäre, weder in der Aphrodite von Melos noch in der Venus von Medici, die beide hängende Schultern haben

wie Thorwaldsens Schwanenhälse. Diese Elfenbeinbälle, die jedoch keine Kugeln sind, zeigen sich erst in ihrer Schönheit, wenn sie vom Schlüsselbein gehoben werden; oder wenn das Weib sich schultert, mit Kopf und Hals in ihren eigenen Busen untertaucht.

Die Aphrodite von Melos besitzt zwei Linien, die das ganze Kunstwerk machen. Die linke Hüfte wird nach oben fortgesetzt vom Sciaticus, und zusammen mit dem bildet sie eine Kurve höchster Ordnung, die auf englisch cubical parabola heisst und mehrere Eigenschaften besitzt, die man in der analytischen Geometrie lernen kann.

Die rechte Hälfte ist gestreckt und setzt sich nach oben in einer Linie fort, die Sinuskurve heisst oder harmonische Kurve, die in der Musik und in der Meereswelle vorkommt. Das ist die Saite, die vibriert; das ist die Wasserfläche, die im Winde schaukelt, wenn Aphrodite aus der Woge steigt und aus deren weissen Schaum geboren wird.

Dann kommen die Zwillinge, Gemini, die Wadenmuskeln, die unter der Haut des Weibes eine einzige Linie bilden, die schönste von allen. Die Wade ist eine Parabel genannt worden, ist aber eine Wurflinie, die des abgeschossenen Pfeils. Sie gleicht einem Kegelschnitt, ist aber nicht zu



berechnen, doch ist der erste Teil gedrückter, der letzte steiler als bei der Parabel.

Man denke sich eine Bewegung, einen Wurf von der Ferse nach oben, und die Sprunglinie ist gebildet; denn mit der springt der Mann, und mit der trägt das Weib ihren sächsischen Korb, die kleine Frucht vom Baum des Lebens.

Man könnte die Schönheitslinie der Wade aus einer logarithmischen Spirale konstruieren, bei der alle Radien in geometrischer Reihe zunehmen; und solche immanente Gründe muss es geben, denn fehlen die, dann wird es etwas sehr Hässliches, das an die Flasche erinnert und vielleicht von der Flasche sich ableitet.

Auf der inneren Seite des Knies sitzt bei sehr jungen Frauen ein kleiner schwellender Muskel von ungewöhnlicher Schönheit. Der hat keinen



Namen, ist sehr klein, unterbricht aber die Linie mit einem hors d'oeuvre. Diese Kurve heisst englisch Infinite branch, gleicht der Hornhaut des Auges und ist von hoher Gradzahl.

Nun muss ich sagen wie Herder, als er sich dem Verhüllten näherte: „Ich wünschte, ich schriebe für Griechen, die fürs Nackte erzogen wurden."

Von des Weibes Busen und Schoss will ich sprechen, aber nur für Künstler. Die Profanen mögen es überspringen.

Die Brust des Weibes hat in ihrer höchsten Schönheit nichts zu tun mit etwas so elementar Niedrigem, wie die Kugel es ist. Sie ist keine Halbkugel, sondern nähert sich dem Hyperboloid, kann bei der Jungfrau ein „Infinite branch" sein wie die Vorderseite des Auges.

Die Brüste der Aphrodite von Melos sitzen zu weit unten und sind zu gross für den kleinen Brustkasten, nicht an sich, und sie wirken wie angesetzt, nicht wie herausgewachsen, denn sie haben keine Übergänge.

Eine eigentümliche Linie, jedoch am meisten beim Mann markiert, ist die untere Grenze des Unterleibes. Beim Schaber zeigt sie sich so:



Das kann nichts anderes sein als eine Kettenlinie, Catenaria, die entsteht, wenn eine Kette oder ein Seil frei von seiner eigenen Schwere hängt: Seilschaukel. Und unter der Last der Eingeweide scheint die Haut gerade diese Form angenommen zu haben.

Unter dieser besitzt das Weib wie eine gedrückte Kuppel ein Zwickelgewölbe über der Geburt. Das ist eine grosse Schönheit und wird gebildet von einem sphärischen Dreieck, einem Segment der Mutter Erde, und ist auch das Symbol für die Mutterschaft.

— — — — — — — — — —

Jetzt mache ich es wie Herder (aber nicht wie Goethe), ich schliesse.

Aber nicht eine gerade Linie findet man im menschlichen Körper, alles wogt wie die Meeres-



welle und die Harfensaite; da finden sich Fragmente der Ellipse (aber nicht des Kreises), Parabeln, Hyperbeln, Planetenbahnen und Kometenläufe. Doch die kompliziertesten von allen Kurven sind die des Knies, die eine ganze Konstellation bilden. Die Künstler schrecken davor zurück, die höhere Analyse besitzt keinen Namen dafür, aber auf Photographien nach der Natur ist oft auf dem

Knie ein menschliches Antlitz zu sehen (Athlet in München).

Für unsern heutigen Geschmack braucht die Gestalt des Weibes nicht unbekleidet zu sein, sondern



halbbekleidet spricht uns mehr an. Zu den schönsten, die ich kenne, zähle ich: Aphrodite (und Eros überreden Paris und Helena) im Museo Nazionale von Neapel, Walter Cranes Pandora, das junge Weib in „Gerettet“ von Adolf Brütt in Berlin.

Carus hat in der „Symbolik der menschlichen Gestalt“ viel über das Antlitz des Menschen ge-

schrieben. Beim Kind nähert es sich dem Kreis; bei erwachsenen Menschen gleicht es dem Ei mit der Spitze nach unten. Aber unter allen Verhältnissen geht ein Meridian in einer senkrechten



Linie von der Stirn zum Kinn, und der Äquator wagerecht durch die Augen; beide schneiden sich in einem Kreuz. Diese Vierteilung will Carus wiederfinden in der ersten Spaltung der Zelle.

Mit drei Punkten kann man eine Physiognomie geben; setzt man eine Senkrechte dazu als Nase, so erhält man verschiedene Typen und Ausdrücke. Das ist ein langweiliger Herr mit zu kleinem

Mund und zu langer Nase. Das ist ein wachsender Knabe mit zu langer Oberlippe. Das kann ein junges schönes Weib sein. Das ist ein Giftmischer, dessen Augen zu nahe aneinander stehen und dessen Mundwinkel in die Höhe gezogen sind. Ein Melancholiker. Ein Grinser. Und so weiter



Eigentümlich ist, dass das menschliche Antlitz überall zu sehen ist, auf Tapeten, im Notendruck, auf Schranktüren aus ungestrichenem Holz, auf Tischtüchern; überall, wo sich Striche und Punkte



finden. Am merkwürdigsten ist, in ungestrichenem Holz das menschliche Antlitz zu finden, besonders in knorrigem Nussbaum und Birkenholz. Aber es ist nie ein junges und schönes, sondern lauter Satyrn, Faune, Trolle. Der Baumstamm besteht ja aus Röhren, die ineinander gesteckt sind; werden diese der Länge nach durchschnitten, so ist gleich ein Muster da. Blumen, besonders Rosen

geben auch Gesichter, aber nicht die, welche man erwarten möchte, sondern meistens Hexen, die mit Hauben ausgeputzt sind usw. Ein Kindergesicht habe ich unter diesen Verhältnissen nie entstehen sehen.

Die Okkultisten nannten diese Figuren Gamahés (Camayeus) und geben eine Art Erklärung, die keine ist.

Nisus formativus, der Trieb zu vervollständigen, zu schaffen, zu bilden, liegt wohl dahinter, vielleicht auch etwas anderes „unter der Schwelle“.

Die Schönheit des menschlichen Antlitzes liegt nicht bestimmt in der Form, sondern im Ausdruck. Ein Lächeln braucht keine Bewegung der Lippen zu sein, sondern kann sich durch ein Leuchten um den Mund offenbaren, das von einem Strahl aus dem unbeweglichen Auge begleitet ist. Das ist die Seele selber, die sich zeigt.

Aber es gibt Gesichter, die in einem Augenblick Form, Typus, Alter ändern können. Das kann man am besten merken, wenn man in der Nacht wacht, zumal beim Becher. Ich habe in einer Nacht nach einem achtstündigen Gespräch gesehen, wie ein Mann seinen Gesichtsausdruck in einer Weise änderte, dass ich vergass, mit wem ich sprach, und fragen musste, wer er sei. Auch seine Stimme war verändert. Diese Erscheinung kann man beim Photographieren merken, wo ein wildfremdes Gesicht vorkommen kann.

Nach sechsunddreissig Jahren traf ich einen Jugendfreund wieder. Er war sich ja gleich geblieben; aber während eines Zusammenseins von zehn Stunden änderte er sein Gesicht dreimal und wurde dreien meiner Bekannten gleich. Ich schrieb die drei Gesichter auf, und die sagten mir viel, besonders, dass er nicht mein Freund sei.

Obgleich ich als Dichter wohl einige tausend

Personen geschildert habe, erinnere ich mich nicht, dass ich ein Gesicht anders gezeichnet habe denn als Karikatur. Das Antlitz eines schönen Weibes kann man nicht schildern, noch weniger das eines Kindes. Es beginnt und schliesst mit dem Ausdruck des Auges oder des Mundes oder beider.

Wenn ich mit einem Menschen spreche, sehe ich immer auf den Mund und wechsle mit dem Blick ab. Ich habe einen Mann zwanzig Jahre gekannt, weiss aber nicht, ob er Zähne im Mund hat; und es gibt bekannte Männer, bei denen ich aus der Entfernung nicht angeben kann, ob sie einen Bart tragen oder nicht; besonders gilt das vom Schnurrbart.

Viele legen ein grosses Gewicht auf das Aussehen der Hand, aber ich habe es nie getan. Ob ich nun die Geheimnisse meiner Bekannten respektieren wollte, oder ob es mir widerstand, die Hand zu betrachten. Ich bin mit einer Frau verheiratet gewesen, und ich erinnere mich nicht, ihre Hand gesehen zu haben.

Wahrscheinlich bin ich Impressionist und sehe auf Bewegung, Gebärde, Ausdruck und nicht auf Gegenstände. Dagegen habe ich auf Händedruck geachtet; ohne dass ich über die Sache nachdenke, macht ein Handschlag seinen Eindruck und stimmt dafür oder dagegen. Ich erinnere mich an Waschbleuel und Brotlaibe, Dietriche und nichts; denn von manchen Personen weiss ich nicht, wie ihr Händedruck war.

Vom Fuss spreche ich ungern, und übrigens handelt es sich da um den Schuh oder den Stiefel. Den einzigen Fuss, den man nackt sehen kann, ist der des Kindes. Der ist schön, denn er hat noch nicht die Erde berührt und ist noch nicht

krumme Wege gegangen. Zu lange Zehen, die Fingern gleichen, sind unheimlich. Und der Fuss kann zu klein sein, wie eine Missgeburt wirken, auch wenn er schön ist. Die Spur des Fusses im Sande kann leicht komisch werden.



Die Hand soll doch nach menschlicher Schönheitsnorm nicht schmal sein wie eine Fortsetzung des Handgelenks, denn dann wirkt sie wie eine Tatze oder ein Handschuh. Die Hand soll mit einem Torus vom Handgelenk ausschwellen, und es muss etwas dasein, das dem Ellenbogenbein des Vorderarms entspricht.

Dasselbe gilt vom Fuss; der darf keine langen Fersen haben, nicht lang und schmal, nicht platt sein.

Nur der kann einen schönen Fuss haben, der der Mode zu trotzen wagt, und sich abends nicht niederlegt, ohne in kaltem Wasser den Staub von seinen Füssen geschüttelt zu haben.

Wenn man den geöffneten menschlichen Körper betrachtet, so sieht man sofort zwei Systeme streng geschieden. Das ist der Rumpf einerseits, und der Schädel mit Rückenmark andererseits; getrennt, aber in Verbindung: der Rumpf sendet Blutgefässe mit dem, was dazu gehört, nach der Cerebrospinalregion, und diese sendet Nerven nach dem Rumpf.

Der Rumpf selber ist eine Region, aber in zwei geteilt, eine obere mit Herz und Lungen, eine

untere mit den Därmen, den Organen der Ausscheidung und der Geschlechtssphäre. Zwischen Bauch und Brust ist ein Gewölbe befestigt, das Diaphragma oder Zwerchfell, dessen Kappe stark gebaut von Sehnen ist; die bilden den Schlussstein des Gewölbes und sind dreigeteilt wie ein Kleeblatt.

Über dem Gewölbe und auf ihm ruht das Herz wie ein Keim zwischen seinen beiden Herzblättern, den Lungen. Ein Okkultist hat die Lungen eine Luftplacenta genannt, damit angebend, dass der Mensch sein Leben lang ein Embryo ist, der durch die Lungen die Verbindung mit dem Kosmos unterhält und dessen Milieu die Luft oder der Äther ist.

Das Herz ist keine vollständige Cardioide, nähert sich aber der von Castilliani erfundenen Kurve, die mehrere merkwürdige Eigenschaften hat. Die entsteht aus einem Winkel, auf dessen Umkreis man Sehnen absetzt usw. Die ist auch eine Epicykloide, die dadurch entsteht, dass ein Kreis auf einem gleich grossen Kreis rollt. Die Fläche der Cardioide ist sechsmal so gross wie die des Kreises, und ihr Umkreis achtmal so gross wie der Durchmesser des Kreises.

Wenn zwei Punkte A und B sich auf der Peripherie eines Kreises in der gleichen Richtung bewegen, aber so, dass B doppelt so schnell wie A läuft, so entsteht auch eine Cardioide.

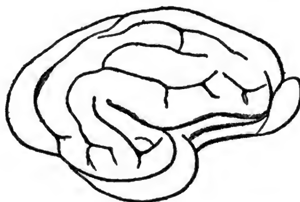
Ein denkender Anatom könnte ja hieraus einige Schlussfolgerungen über die Entstehung des Herzens ziehen und des Menschen Ableitung aus dem Kosmos.

Das Herz ruht auf dem Gewölbe und atmet durch die Lungen wie ein lebendes Wesen, besitzt selbständige Bewegung und selbständiges Leben. Das Materielle vom Herzen ist unemp-

findlich, denn man kann das Herz herausnehmen, es massieren und einkerben, ohne dass ein Schmerz gespürt wird. Kommt aber ein Kummer, eine Schreckensbotschaft, dann tut es „weh in der Seele“, und diesen Schmerz verlegt man ins Herz. Es gibt also zwei Herzen, ein unempfindliches, das sichtbar ist, und ein empfindliches, das nicht sichtbar ist. Empfindlich für eigene Leiden ist jedes Herz, aber bei fremden Leiden sind nicht viele so besonders zartherzig.

Von den materiellen Funktionen des Herzens glaubt man alles zu wissen, aber sicher ist es nicht. Denn bis zu Harvey (17. Jahrhundert) glaubte man, die Arterien führten nur Luft, weil man sie bei Leichen leer fand.

Unter dem Zwerchfellgewölbe liegen die niedrigen Regionen, die Retorte und Destillationsapparate des Magensackes. Die Därme sehen aus wie Wolken, und die Dünndärme gleichen darin



dem Gehirn, dem grossen nämlich, denn das Kleinhirn gleicht mehr dem Herzen mit seinen parallel laufenden Fasern.

Die Leber ist etwas formlos, aber tief in der Farbe und wirkt schön gegen das Seegrün, Aquamarin, Celadon der Gallenblase.

Das Pankreas ist eine Traube und die Milz ein Feuerschwamm. Die Nieren sind Bohnen oder Epicykloide und nähern sich der Kardioide.

Die Gebärmutter scheint eine selbständige Monade zu sein; ein Individuum mit Launen und bewusstem Willen zum Leben. Sie wird beherrscht vom Mond wie Ebbe und Flut. Was bei der Periode des Weibes geschieht, kann man für unbekannt halten. Noch 1892 wussten Ärzte in Berlin nicht, ob sich ein Ei löse oder nicht; und ein berühmter Mediziner, Professor der Frauenheilkunde, hatte nie ein menschliches Ei gesehen, glaubte nicht, dass es eins gibt. Diese Zelle, die man Ei nennt, sei zu klein!

Nach neuesten Angaben befindet sich das Weib beständig in Periode. Denn wenn die eine Periode endet, beginnt die Vorbereitung zur nächsten.

Den körperlichen Verlauf kennt man etwas, aber der seelische ist schlecht beobachtet. Doch die Charakterveränderung, die das Weib dann durchmacht, ist dämonisch; und alles seelische Böse scheint sich zu sammeln, um erst mit Schmerz aus dem Körper herauszugehen, ehe neues Leben einziehen will. Das Blut, das abgeht, ist violett wie die Milz, enthält Jod; wurde früher für giftig gehalten und sollte den Mann krank machen, wenn er sich näherte.

Die Gebärmutter ist beinahe frei, schwebend und wandernd in ihren dunkeln Regionen. Sie gleicht dem Athanor der Alchemisten, in dem der Stein der Weisen, Gold, Lebenselixir, Homunkulus destilliert wurde. Sie gehorcht Gesetzen, die wir nicht kennen. Mit ihren Greifarmen soll sie ein Ei fassen und im rechten Augenblick in den Vorhof bringen, damit es den Würdigsten trifft. Aber sicher ist es auch nicht!

Der Uterus hat jedoch einen bewussten Willen; er wählt sowohl Person wie Zeit. Hat er gewählt und fühlt er sich von der rechten Liebe angezogen, so kommt er entgegen; aber nicht immer sogleich: er prüft, ob die Liebe die rechte ist, ob sie Geduld besitzt, Überwindungskraft. Ist die Liebe noch nicht erprobt, so wendet er sich fort, kann im Zorn den Rücken drehen, kann einen allzu Hitzigen zurückschlagen und ihn warten lassen, bis er sich besonnen hat; denn die Liebe ist mild und soll es sein, beim Menschen nämlich. Sie will geben, aber nicht genommen werden; sie wünscht geliebkost, aber nicht gerissen und gebissen zu werden. Getreu und schön, in grossen Linien, wie der Wellenschlag am Strande soll die Liebe kommen, nicht wie das Geplätscher im Froschteich.

Es scheint, dass der Uterus eine Psyche besitzt, denn alle Gemütserregungen des Weibes vernehmen sie; leiden und freuen sich mit ihr und werden nicht eher ruhig, als bis sie ihre Bestimmung erfüllt und in ihre Arme ein kleines Leben zum lieben und pflegen erhalten hat. Dann lebt sie erst, still, harmonisch, und gibt dem Weibe dieses liebliche Wesen, das durch die durchsichtige Haut des bleichen Gesichtes leuchtet; und verleiht der Ungeduldigsten die Resignation eines Engels.

Wird sie aber durch falsche Hoffnungen gefoppt, dann wird sie zornig und straft. Aber vom Zorn wird sie krank, oder macht sich krank aus Bosheit, denn das Böse des Weibes wirft sich auf den Uterus.

Wenn eine verheiratete Frau zu einem Arzt kommt und sich über Unterleibsleiden beklagt, so kann er, ohne Untersuchung, nur verordnen: Sie müssen ein Kind von Ihrem Mann haben!

Mit dem Liebhaber sollen es glücklicherweise keine Kinder werden, das weiss man in Frankreich

und Italien; und darum ist die Rolle des Liebhabers kläglich und lächerlich, auch in dieser Hinsicht. Er ist die personifizierte Impotenz; abgesehen davon, dass er sehr oft Schmarotzer ist und Geld vom Mann leiht, manchmal auch von der Frau.

Das ganze Zeugungsproblem ist auf der materiellen Ebene nicht gelöst worden. Was das Weib dazu beisteuert, weiss man nicht; und was der Mann dazu gibt, weiss man auch nicht. Die grössten Autoritäten haben einander widersprochen, das heisst, sind zu entgegengesetzten Ergebnissen über den Samen des Mannes gekommen. Buffon und Spallanzani fanden den auch in den Flüssigkeiten des Weibes, sogar in ihrem Blut. Spallanzani fand Spermatozoen im Mensenterialblut von Fröschen und Wassereidechsen, und der Frosch war doch ein Weibchen. Auch fand er sie im Blut eines säugenden Kalbes und in einem Widder.

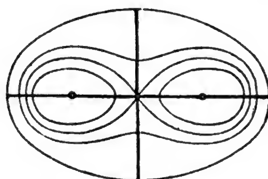
Spallanzani ist ein grosser und guter Name, und wenn andere nach ihm nicht dasselbe gefunden haben, so kann das daher kommen, dass sie schlecht oder überhaupt nicht gesucht haben. Das heisst am bequemsten: die Sache ist nicht bestätigt.

Genug: die Sache ist unklar, ist verborgen, und soll es vielleicht sein. Aber eins ist sicher, wenn Leben mit Seele geboren wird, so ist das Mysterium der Liebe ein psychischer Akt. Ich glaube jetzt, in Hass kann nichts geboren werden, denn Hass ist eine negative Grösse und kann nicht multipliziert werden.

„Aber bei dem bösen Weibe kann Liebe nicht existieren: da ist nur Hass und Brunst. Die Bösen dürfen sich nicht fortpflanzen; das ist die Dirne, ob getraut oder nicht!“

Der Schädel mit dem Rückgrat gleicht einem Wesen für sich. Unten vom Kreuzbein Sacrum, das seinen Namen nicht vergebens trägt, nach oben gleicht die Garnitur einem Drachen. Das ist der Hochmut des Eigenwillens, des geraden Rückens, des aufrührerischen Gedankens Haus und Hof; dort oben unter dem Gewölbe sind die Welttore offen: Auge, Ohren, Nase, Mund. Durch die wird die Verbindung mit Erde und Untererde aufrecht erhalten. Mit dem darmgleichen Brei des Gehirns begreift der Mensch das Sinnliche, alles was gesehen, gehört, gerochen, geschmeckt werden kann. Erst mit dem Herzen kann er den Himmel erkennen und die Wahrheiten des Göttlichen empfinden.

Öffnet man Hirnschale und Rückgrat, so sieht man: Des Kleinhirns Keim mit den ersten Stengelblättern (Lebensbaum), aus den beiden Kotyledonen des Grosshirns gewachsen. Die Wurzel geht



hinunter ins Rückgrat und sendet Saugwurzeln hinunter in den Erdsack, hinunter in den Dung. Aber die Pfahlwurzel geht hinunter bis in die Urquelle des Lebens; und die Säfte des Lebens sind aus demselben Bräu wie Rückenmark und Gehirn; daran ist nichts zu ändern, auch wenn die Neuern es nicht bestätigen.

Die beiden grössten Pforten des Schädels sind ja die Augenhöhlen. Diese bilden eine Lemnis-

cate oder eine Cassinische Kurve. Beide zusammen werden von der Ellipse umschlossen, die eigentlich gleich zwei Cykloiden und zwei Parabeln ist oder zusammen ein Ei. Hinter diesem Oval liegt die Lemniscate, die eine Cassinische Kurve wird und das Zeichen der Unendlichkeit ∞ bildet. Hinter dieser formen sich zwei Ovale um die Brennpunkte, die die Pupillen des Auges sind; durch die wird aus den konkaven Brennspiegeln des Augengehäuses Licht geworfen, das brennt und wärmt.

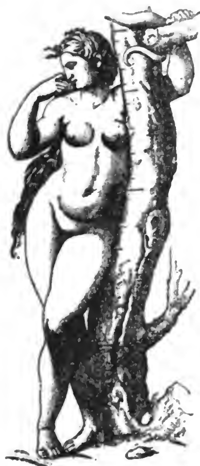
Diese Kurven finden sich in der Polarisationserscheinung mit den Farbenringen wieder. Und Cassini stellte seine Kurve als Gegenkandidatin gegen Keplers Ellipse für die Planetenbahnen auf. Das müsste man von neuem untersuchen, dann käme vielleicht eine neue fruchtbarere Theorie zustande, die viele unerklärliche Störungen in dem grossen planetarischen Ringtanz erklären könnte.

Raspail, der doch kein Swedenborger war, hat in der Anatomie des Menschen Korrespondenzen gesehen, ohne darum über die Funktionen der Organe Schlussfolgerungen ziehen zu wollen, die doch naheliegen.

Ich will keine angeben und nicht einmal seine eigene Sprache benutzen, um nicht die Gefühle der Freisinnigen zu verletzen; ich will nur auf die Einleitung zu seiner „Histoire Naturelle de la Santé et de la Maladie“ hinweisen; besonders auf die Seiten XCIV—CIII; auf der letzten findet man seine: „Homotypie des viscères des deux moitiés, inférieure et supérieure de l'unité humaine“ wieder.

Die Schönheit des menschlichen Körpers ist nicht von allen Künstlern gesehen worden. Rafael, der den grössten Namen besitzt, hat ein subjektiv

hässliches Frauenideal. Seine Eva zum Beispiel besteht nur aus Fehlern. Sie ist zu elementar, denn ihre Linien bewegen sich in Kreisen (die Brüste), Ellipsen (die Hüften); der Schulter Deltoid ist beinahe ein Kreis. Der Leib ist zu lang, männlich; dem Bauch fehlen die schönen Schilde; der



Rafaels Eva

Venusberg ist zu gross für diese Brüste; der Nabel sitzt zu tief; der Unterarm schwillt zu schnell an und nimmt zu plötzlich ab; die Beine und ihre Stellung sind unweiblich und erinnern an Hogarths Schlangenlinie; der Fuss ist zu fett; der Hals zu kurz.

Das sind alles nur Fehler, und es ist möglich, dass der Göttliche im Original nicht die Schönheit in ihrer grossen keuschen Reinheit gesehen

hat, sondern in andern Eigenschaften, die nicht der Welt des Schönen angehören.

Rafael hat den Menschenkörper nicht in seiner Hand: das hatte dagegen Michelangelo, als Maler nämlich, nicht als Bildhauer (denn sein David ist hässlich und falsch). Die Figuren der Sixtinischen Kapelle sind wahr, und auch die Übertreibungen und Verkürzungen sind richtig. Er muss stereoskopisch gesehen haben, perspektivisch, und besass eine innere Skala, nach der er die Kontur seiner kleinen Modelle „transportierte". Und man geniesst nur die Linien, in seinen Sibyllen und Propheten.

Thorwaldsens Frauen sind auch subjektiv. Die Grazien sind schrecklich, da ihnen die Anmut fehlt. Besonders die Rücken sind abscheulich, da das, was das Schönste sein kann, das Hässlichste geworden ist.

Theseus' Sohn Hippolytos hatte sein Jugendleben der keuschen Artemis geweiht, aus einer angeborenen Furcht vor Aphrodite. Aber Artemis selbst hatte, als sie die Kindesnöte ihrer Mutter sah, einen solchen Abscheu vor der Ehe bekommen, dass Vater Zeus ihr die Gnade bewilligte, unvermählt bleiben zu dürfen.

Als die Göttin der Liebe hört, dass Hippolytos sich gegen die Majestät der Liebe empört habe, beschliesst sie sich zu rächen und führt ihre Rache auf eine recht grausame Art aus. Sie erregt in der Stiefmutter Brunst zu Hippolytos; und als dieser das Verbrechen nicht begehen will, rächt sich Phädra wieder, indem sie sich das Leben nimmt und in der Todesstunde einen Brief hinterlässt, in dem die falsche Anklage gegen den Stiefsohn steht.

Das ist Phädras bekannte Tragödie, die Euripides am besten von allen ausgeführt hat.

Theseus, der Vater, kommt heim, findet den Brief und übergibt den Sohn der Rache Poseidons. Der bringt Hippolytos' Rosse so zum Scheuen, dass Hippolytos totgeschleift wird.

Das ist Heidentum und Rache auf Rache, wendet man ein. Sieht man aber, dass dieselben Schicksalsgesetze noch heute herrschen, ist man geneigt zu glauben, dass der Mann kein Recht hat, allein zu bleiben. Und da es zwei Geschlechter gibt, muss der Mann wohl ein Weib suchen, da so viele ledig sind, und auf irgend eine Weise, nach Mitteln und Vermögen, der Mutter Erde opfern.

Man sieht auch, dass Männer, die sich der lieblichen aber schweren Pflicht haben entziehen wollen, entweder für fremde Kinder arbeiten, wie eine Art Ammen dienen müssen oder bei Verwandten den Familienonkel zu spielen haben.

Beethoven wollte sich, wohl aus Furcht vor Störung und vielleicht aus Eifersucht für seine eigene Kunst, nicht verheiraten, obwohl er gute Gelegenheit hatte. Im Alter musste er den Sohn eines Bruders adoptieren. Er liebte das Kind, wurde darum von ihm misshandelt, ausgeplündert und bekam einen hässlichen Prozess mit der Mutter auf den Hals. Der Neffe verbitterte das Dasein des Alten gründlich, teils durch ein wildes Leben mit Selbstmordversuchen, teils durch schwarzen Undank.

Als Beethoven schliesslich todkrank darniederlag, schickte er den Neffen nach der Apotheke, mit Geld natürlich. Der Jüngling ging nicht nach der Apotheke, sondern zum Billard und blieb dort. Während der Zeit starb Beethoven.

Man kommt nicht los, sieht es aus!

Die aus Leichtsinn oder aus Furcht vor den Kosten den ersten aber nicht den besten Ersatz nehmen, statt zu warten und eine Gattin zu wählen, müssen das oft bereuen. Denn wenn sie einsam gelebt haben, abgesondert von Familie und Freunden, müssen sie sich schliesslich trauen lassen, aber nicht mit der Braut, sondern mit der Haushälterin.

Nach allem, was ich gesehen, kann die Ehe nur glücklich, verhältnismässig glücklich, werden, wenn auf der Hochzeit eine jungfräuliche Braut heimgeführt wird.

Furcht vor Kindern ist schlechte Wirtschaft, denn die Kinder bringen gleichsam Unterhalt mit; ja ich habe gesehen, eine zahlreiche Nachkommenschaft kann leichter zu ernähren sein als eine kleine Kinderschar. Immer unter der Voraussetzung, dass die Ehe sauber und rein gehalten wird.

Eine traurige Erfahrung hat gezeigt, dass gute Männer, die sich der Frau mit kindlicher Zuver-

sicht und einem Teil der Ehrfurcht, die man der Mutter zollt, näherten, oft in ihren Gefühlen gefoppt wurden. Jedes Weib ist ja dem Mann gegenüber eine Mutter in nuce. Und darum wird der treuherzige Mann etwas knabenhaft, stellt sich unter sie, sieht zu ihr auf. Das beantworten aber die meisten Frauen mit einer stillen Geringschätzung, und der Mann mit dem unbeschränkten Vertrauen wird leicht für einfältig gehalten.

Manon Lescaut ist ein solcher Prototyp; Iza in der „Affäre Clémenceau“ ist ein anderer. Beide von der Unterwelt, scheinen geboren zu sein, gute Männer zu verderben, und sie erfüllen ihre Aufgabe mit einer Kaltblütigkeit, die einer Mission gleicht.

Über böse Männer herrscht ihre Kraft nicht, die aber lieben sie, von denen lassen sie sich schlagen, denen dienen sie; während sie den guten und getreuen Mann peinigen. Selber urböse, verabscheuen und hassen sie jede Äusserung eines selbstlosen, rechtschaffenen Wesens, und ihre Lebenslust ist, wenn sie sehen, wie der schöne Charakter niedergezogen wird und herunterkommt. Wehe dem Mann, der ihr begegnet und nicht die Kraft besitzt, sich von ihr zu trennen. Mit der suggestiven Kraft der Hexe versteht sie es, ihre Körperseele zu exteriorisieren und so in sein Wesen, sein Blut, seine Nerven, seine Gedanken einzudringen, dass er sich schliesslich selber umbringen muss, um sie unter seiner eigenen Haut zu töten!

DUNKLE REDE

Manche Menschen besitzen eine solche Fähigkeit, mit Gedanken und Worten zu zaubern, dass man eine befriedigende Antwort zu erhalten glaubt, wenn man nur blauen Dunst bekommt. Die Antwort kann vorbeigehen wie eine parallele Linie, nicht den Kern der Sache treffen, es aber zu tun scheinen. Man bleibt im schlimmsten Fall sprachlos und unterlässt es, das Garn zu entwirren, aus Furcht, verrückt zu werden. Denn, was nicht Bescheid ist oder an der Sache vorbeigeht, ist im Kopf wie ein Zahnrad zu spüren, das rückwärts läuft.

Der Däne nennt das „dunkel sprechen", und solche Rede kommt aus unteren Gründen, ist diktiert von Bosheit und List.

Ich möchte dies gern durch Beispiele illustrieren, kann aber aus der Erinnerung diese Improvisationen des Ausweichenden oder Schlagfertigen nicht wiedergeben. Es ist nicht Guten Tag Halt's Maul, nicht Argumentum ad hominem (Nun und du?), nicht der Hokuspokus des Witzbolds, der die Frage fortbläst; es ist nicht der Kniff des Lügners aus Beruf, die Tatsache zu leugnen, von Missverständnissen zu sprechen oder dir Misstrauen vorzuwerfen. Nein, es ist etwas rein Dämönisches, das den Blick auf die Sache verdreht, so dass du eine Sekunde lang glaubst, du habest unrecht; aber in der nächsten Sekunde erwacht der Zorn, und du weisst, dass du recht hast; weisst aber auch, dass du vernagelt, sprachlos bist!

LATENTE KÄLTE UND THERMOMETERWÄRME

Species facti: Es sind im vergangenen Winter 10° Kälte gewesen, bis zu 15°, und obwohl es etwas windig war, ist die Temperatur angenehm gewesen Jetzt im Mai zeigt das Thermometer 8° Wärme, und die Kälte ist unerträglich, obgleich kein nennenswerter Wind weht. Man pflegt nämlich die Schuld auf den Wind zu schieben!

Also ist es nicht wahr, dass das Thermometer Temperatur angibt.

Newton nahm ungefähr die Temperatur des menschlichen Körpers bei + 34° als Ausgangspunkt für sein Ölthermometer an, und sicher ist unser Blut ein zuverlässigerer Wärmemesser als das Thermometer.

Was man unter latenter Wärme versteht, habe ich nie begriffen, wohl aber auswendig gelernt. Wenn nämlich Wärme Molekularvibration ist, so müsste latente Wärme akkumulierte Vibrationen sein; das aber ist wohl Unsinn. Die Definition von latenter Wärme wird jedoch so wiedergegeben: „Die Wärme, die einem Körper zugeführt oder entnommen wird, ohne dass seine Temperatur dadurch eine Veränderung erfährt."

Das aber widerspricht der Definition der Wärme, die gerade Veränderung in der Temperatur zustande bringt.

Latente Wärme kann keine Art von Wärme sein, da sie etwas ganz anderes ist.

Indessen: Monat Mai ist gekommen; Eis und Schnee, mit denen man im Eisschrank kühlt, sind jetzt draussen in der Natur verschwunden, haben also zu kühlen aufgehört. Die Sonne steigt und sollte wärmender sein; aber „die Sonne brennt kalt".

Die Sonne steht mehr als zwölf Stunden am Himmel, das Thermometer zeigt acht Grad Wärme im Schatten, aber die Kälte ist unerträglich. Das ist nicht zu erklären; man spricht von Treibeis und Polareis im Norden; aber man beobachte bitte, dass der Wind südlich ist und aus warmen Ländern kommt. Jetzt ist 14° Wärme draussen; ich öffne das nördliche Fenster; der Wind ist nicht nördlich; aber vom nördlichen Himmel strahlt mir eine Kälte entgegen, die ich positiv nennen möchte, weil sie nicht in einem niedrigeren Wärmegrad besteht.

Ich habe diese positive Kältestrahlung auch von Cumuluswolken gespürt, die im Mai glänzend weiss waren. Und das Unerklärlichste ist, dass der Himmel mit ziehenden Streuwolken bedeckt ist; aber wie sie auch ziehen, nicht einen Augenblick wird die Sonne meinen Blicken verhüllt. Dieses Ziehen kann einen ganzen Tag dauern, ohne dass es einen einzigen Augenblick verdeckt.

Was ist das?

Nehmen wir an, diese kalten Cumuli enthalten Schnee oder Eisnadeln, so werden diese nicht mehr als 0° ungefähr. Damit sich aber Schnee und Eis mit höherem eigentlichem Gewicht als Luft schwebend erhalten können, müssen sie wie der Ballon von Gasen, die leichter als Luft sind, oben gehalten werden. Diese tragenden Gase sollten ja nur aus erwärmter Luft oder Wasserstoffgas bestehen; aber die Luft in Eis und Schnee kann nicht erwärmt sein, und die hypothetische Anwesenheit des Wasserstoffgases ist nicht zu erklären

Rätsel! Lauter Rätsel!

Aber das Thermometer ist noch unzuverlässiger. Es kann im Winter zu hohe Temperatur an-

zeigen durch Lichtreflexe vom Schnee. Wärme wird in der Physik „eine Art strahlendes Licht“ genannt. Dann kann man Licht strahlende Wärme nennen. Und das Licht, das von dem kalten Schneefeld ausgesandt wird, kann dann in Wärme verwandelt werden und auf das Thermometer wirken.

Es gibt ja dunkle Lichtstrahlen, vielleicht gibt es auch kalte, die zu Wärme umpolarisiert werden können; und so weiter.

Die Physik lehrt: wenn Wasser friert, wird gebundene Wärme frei. Dann müsste ja eine grosse Menge Wärme im Herbst, wenn die Seen zufrieren, frei werden, aber es ist umgekehrt, denn dann wird es kalt. Ebenso verrückt ist es, wenn man sagt, Wärme wird gebunden (neutralisiert), wenn Schnee schmilzt.

Denn, wenn Schnee im Winter zuweilen schmilzt, so nennt man das Tauwetter oder mildes Wetter, und dann ist es warm infolge der freigewordenen Wärme. Es hat also den Anschein, als sei die Lehre der Physik von latenter Wärme verkehrt oder unsinnig.

„SUCH UNBEKANNT ZU BLEIBEN"

Im dreizehnten Jahrhundert schrieb Thomas a Kempis seine weltberühmte Schrift DE IMITATIONE CHRISTI, die in mehreren tausend Ausgaben erschienen ist und noch heute erscheint; als Konfirmationsgeschenk protestantischen Kindern in die Hand gegeben wird, obwohl der Verfasser ein Katholik war.

Thomas a Kempis' Wahlspruch war: „Such unbekannt zu bleiben." Und seine Bitte wäre beinahe erhört worden, denn das Buch hat wirklich zu Zeiten die Namen anderer Autoren getragen. Man hat nämlich, und das ist vielleicht bekannt, Bernhard von Clairvaux, Thomas von Aquino, Johannes Gerson die Ehre der Autorschaft zugeschrieben, aber schliesslich ist Kempis nach sechshundert Jahren wieder in seine Rechte eingesetzt. Er durfte nicht unbekannt bleiben!

Auch Goethe hat (Eckermann gegenüber) diese Sehnsucht, unbemerkt zu sein, ausgedrückt und sich über die Plagen, welche die Berühmtheit mit sich bringt, beklagt.

Balzac gelang es ziemlich gut, sein Inkognito zu behalten, obwohl er in Paris lebte.

Weniger berühmte, aber sehr bekannte Personen haben unter dieser Öffentlichkeit gelitten, die bindet und schleift. Sie bindet, weil die Menschen verlangen, dass der Berühmte die Rolle gibt, die sie für ihn gewählt haben und bei der er dann leicht bleibt. Sie schleift die feinen Ecken und Ziselierungen, weil man die Ecken nicht zeigen darf.

Die Berühmtheit macht dem, der eine empfindliche Haut hat, das Leben unerträglich. Er kann schliesslich nicht mehr ausgehen, weil die Blicke der Menschen ihn berühren, durch seine Kleider dringen und sein Herz erreichen.

Es gibt Menschen, die ihr ganzes Leben im Schlaf gehen; weckt man sie, werden sie böse, drehen sich um und schlafen wieder ein. Sie leben wie Pflanzen und schlafen wie Pflanzen.

Um einen Versuch zu machen, will ich das Wort lügen gegen dichten austauschen; vielleicht ist die Gleichung auf diese schönere Art leichter zu lösen.

Sie haben sich eine Art Weltanschauung gedichtet, wie sie eine Libelle haben könnte; in Sonne und Luft schwebend, aber in einem Sumpf geboren, fliegen sie stossweise dahin, bleiben niemals sitzen, halten aber zuweilen still, während sich die Flügel bewegen, vielleicht back gebrasst, da der Flug nicht vorwärtskommt; dann rücken sie wieder vor, halten wieder still. Sie suchen beständig etwas; das ist jedoch nicht Raub, vielleicht ein Vergnügen, eine Kleinigkeit, nichts. Unbeständig, ohne ein fernes Ziel, zufrieden nur, wenn die Sonne scheint; kommt aber eine Wolke und sprüht Regen, dann verbergen sie sich und hocken unter Blättern; die Lebenslust ist fort, alles wird dunkel, und wenn die Sonne untergeht, so sterben sie.

Der Ernst des Lebens ist für diese Menschen eine Sünde, und ein ernster Mensch ist ihnen ein Greuel, ein böses Wesen, eine schlechte Natur, die ihnen die Lebensfreude rauben will. Sie stellen nämlich keine andere Forderungen ans Leben als Speise und Trank und Vergnügen, denn „morgen werden wir sterben“. Schuld können sie nicht empfinden, denn alles Moralische ist ihnen gleichgültig wie der Fliege. Sie verstehen nicht, wenn sie unrecht tun, und immer schieben sie die Schuld auf einen andern. Sie dichten sich einen Charakter

an, der hell und freundlich erscheinen soll; aber im Innersten sind sie schwermütig; das zeigt sich, wenn sie allein sind, dann denken sie an Selbstmord.

Unbestimmte Begriffe von der Natur, die sich selber geschaffen habe, ersetzen die Religion. Zuweilen, wenn es ihnen sehr gut geht, gebrauchen sie das Wort: der gute Gott. Geht es ihnen schlecht, werden sie böse und glauben an böse Mächte, verstehen aber nicht Hilfe bei dem guten Gott zu suchen.

Alles, was sie wünschen, dichten sie in Wirklichkeit um; alles, was sie wollen, wird Wahrheit; alles, was unbequem oder unangenehm ist, ist nicht wahr.

Sie können sich eine ganze Lebensgeschichte andichten; dass sie von Karl dem Grossen oder August von Sachsen stammen. Ich weiss von einer, die sich einbildete, sie sei Russin, obwohl sie Finnländerin war; schliesslich stammte sie von Matthias Corvinus, der polnisch gewesen sein soll. Ich kann nicht sagen, dass sie log, denn sie glaubte daran; hielt es für wahr, obgleich sie es gedichtet hatte.

Eine solche Dichterin über eine Tatsache aufklären, ist unmöglich, falls diese Tatsache im geringsten unangenehm ist.

Ihr eine richtige Ansicht über einen Tatbestand beibringen, ist ebenso unmöglich, falls nicht Leidenschaft oder Interesse zufällig dieselbe Richtung einschlagen.

Wenn einer von ihrem Hofkreis einen Bubenstreich begangen hat, so leugnet sie zuerst die Tatsache: „Es ist unmöglich!“ Wenn es keine Hilfe mehr gibt, verteidigt sie ihn. „Er ist im Grunde ein guter Mensch, und Sie sind nicht ein bisschen besser!“ Es endet damit, dass wir alle

Schurken seien und dort sitzen müssten, wo er sitzt.

Sie ist dreissig Jahre alt, hat ein Kind, aber sie dichtet sich jung, spricht von ihrer Jugend; oft soll die allerdings geplündert sein von ihrem Mann, der nichts zu plündern fand, als sie vierundzwanzig war.

Sie kann sogar noch jungfräulich sein, obgleich sie ein Kind hat; ja, sie weiss nicht, wie das Kind entstanden ist . . .

Sie vergisst eine Vergangenheit, die reichsbekannt ist; aber die hat sie ausgestrichen, die hat nie existiert, die ist ganz einfach Lüge, oder weniger als Lüge.

Sie beschäftigt sich immer mit den Schicksalen der Menschen; schlagen die Gekränkten aber zurück, so beklagt sie sich über deren Bosheit und Rachgier. Sie selber kann nicht dahinter kommen, dass sie unrecht getan hat.

Ein Spaziergang mit dem Mann an einem Wintertag.

SIE: Es ist schade, dass das Stockholmer Schloss so eingebaut ist.

ER: Ist es eingebaut?

SIE: Ja, kannst du das nicht sehen?

ER: Scherzest du?

SIE: Nein, ich bin nicht dazu aufgelegt. (Wird böse.)

ER: Ich verstehe nicht, aber das Schloss wirkt gerade deshalb, weil es so frei liegt.

SIE: Immer musst du streiten!

Die Frau ist immer unterwegs, fast nie zu Haus; aber eines Abends muss sie daheim bleiben, weil sie Schmerzen im Fuss hat.

SIE: Du bist wie ein Gefangenwärter gegen mich.

ER: Ich?

SIE: Ja, du hast mich eingeschlossen!

ER: Du bist doch nie zu Haus!

SIE: Bin ich jetzt nicht zu Haus?

ER: Doch, jetzt, aber sonst nie.

SIE: Nun?

Die Frau ist dem Heim entlaufen, aber zurückgekommen.

SIE: Jetzt denkst du mich hinauszuwerfen wie einen alten Handschuh.

ER: Du, du bist ja gegangen!

SIE ist wirklich in die Enge getrieben; aber er sieht, wie sie eine Rache auszudenken beginnt, weil er sie in die Enge getrieben hat.

SIE: Dir erscheint alles so schwarz und hässlich!

ER: So? Ich fiel ja eben mit einem Stück durch, weil ich die Menschen als Engel und das Leben rosenrot geschildert hatte.

SIE spricht etwas Dunkles, das nicht wiederzugeben ist.

Der Mann sitzt zu Haus; die Frau kommt von einer Spazierfahrt zurück.

ER (um etwas zu sagen): Wie ist das Wetter draussen?

SIE (hat es nicht beobachtet oder kann es nicht sagen, sondern überlegt, was ihn ärgern kann oder zu ihrer Laune passt): Es ist graukalt.

ER: Aber es ist Südwind und die Sonne scheint.

SIE: Findest du, die Sonne scheint?

ER: Findest? Sie scheint ja!

SIE: Du musst doch wieder streiten. Usw.

Sie hat eben einen Menschen des Diebstahls beschuldigt und grossen Lärm darüber geschlagen.

Am nächsten Tag hat es sich aus unbekannten dunkeln Gründen geändert.

ER: Nun, hat die Polizei die Diebsgeschichte klargestellt?

SIE weiss von keiner Diebsgeschichte.

ER: Aber du hast doch das Mädchen beschuldigt . . .

SIE: Das ist nicht wahr, das habe ich nie getan!

Und so weiter in Unendlichkeit, ohne Ende.

Einmal weckte er sie, indem er das rechte Wort für ihren Charakter und ihr Betragen gebrauchte. Da erwachte sie, flog aus dem Zimmer wie ein wilder Vogel, ging davon. Er liess sie gehen.

Sie dachte, er werde ihr nachkommen, das tat er aber nicht. Da kam sie selber, aber nicht wie eine Flehende, sondern wie eine Königin, um die Huldigung entgegenzunehmen. Die Huldigung blieb aus. Da verlor sie den Verstand zwei Tage lang.

Er erbarmte sich über sie. Aber sie konnte nur wieder aufgerichtet werden, wenn er sich ihr reuevoll näherte. Es war ein grosses Opfer, aber er brachte es um des Kindes willen. Da bekam sie „ihren Verstand“ wieder und verzieh ihm, nachdem sie die Bedingungen diktiert hatte: Er solle nett sein; das heisst, sie gewähren lassen, wie sie wollte; und er solle keine harten Worte gebrauchen.

Harte Worte fürchtete sie am meisten von allem, denn die weckten sie. Die wirkten wie Dynamit auf ihr versteinertes Herz und Gefühl. Und was sie „den Verstand verlieren“ nannte, war gleichbedeutend damit, den Verstand wieder bekommen, zum Bewusstsein erwachen, sich im Spiegel sehen, sich selber erkennen.

Ihr Ich glich einem Ballon aus Seide, der beim geringsten Riss zu Boden fallen kann. Daher ihre Furcht vor Ecken und Spitzen.

Sie liebte das Feine. Das bedeutete: lass mich gewähren, widersprich mir nicht, sonst zerstörst du mein Netz aus Spinngewebe, mit dem ich dich gefangen halte.

Dann schlief sie wieder ein, begann ihre Vorstellungen von ihrer Jungfräulichkeit, der geplünderten Jugend; der Geberin, die ihm alles gegeben (wo nichts zu geben war); der Gläubigerin, der eingesperrten Sklavin (die frei ging und kam); dem unterdrückten Weib, das keine eigene Meinung haben durfte (dass das Schloss eingebaut sei), der er die Lebensfreude geraubt hatte.

Jedes fünfte Jahr weckte er sie mit einer Dynamitpatrone. Dann aber schlief sie wieder ein. Und dann begann sie wieder aus demselben Sprachvorrat zu fabulieren. Dreissig Jahre lang dichtete sie ihren Charakter, ihre Lebensgeschichte, ihre Ansichten, ihren Geschmack, ihre Religion. Da war sie fünfzig geworden, hatte Hauer im Mund, Muskeln und Fett in Überfluss, graues aber gefärbtes Haar, das nach Talg roch. Sie war alt, und wusste es nicht.

— Sieh meine Zähne an, sagte sie. Ich habe noch alle. (Aber einer war künstlich, mindestens einer.)

Sie ging mit blossen Armen auf die Hochzeit ihrer Tochter und machte selber den jungen Herren den Hof. Zeigte ihr schönes Haar, das jetzt weiss war unter dem Schönheitsmittel.

Bald darauf starb der Mann; ermordet, kann man sagen. Da fiel sie zusammen und ward ein altes Weib. Es war des Mannes „Lebensprana“, von dem sie gelebt hatte, ohne es zu wissen; und es war, als nehme er, der im Grabe lag, sein Eigentum zurück, um die Auflösung aufzuhalten.

Jetzt ist sie fünfundfünfzig, kokettiert aber noch immer (zeigt Zähne und Haar). Sie ist noch nicht erwacht, und scheint nicht eher erwachen zu können als im Tode.

Zuweilen, wenn sie traurig ist, besucht sie mich zur Mittagszeit, bleibt eine Stunde und lügt mir vor; dichtet, hatte ich zu sagen versprochen.

Sie spricht meistens davon, wie undankbar die Welt gegen sie sei, die einem schlechten Mann eine gute Gattin gewesen, eine vortreffliche Mutter, wohlgesinnt, aufopfernd, besonders gegen den, der „ihre Jugend geplündert habe".

Balzac hat den Typus in „L'art d'être martyre (Petites misères de la vie conjugale)" geschildert, trotzdem er nicht verheiratet war.

Was ist denn das für ein menschenähnliches Wesen, von dem der Mann nach einem Zusammenleben von dreissig Jahren sagen konnte: „Da ist nicht ein menschlicher Zug zu finden!" Wenn sie Teilnahme zeigt, geschieht es, um etwas zu gewinnen; weint sie, will sie ein Kleid oder einen Ring haben; lacht sie, so benutzt sie die Gelegenheit, um die Zähne zu zeigen; ist sie wirklich einmal zugänglich für eine tatsächliche Aufklärung, geschieht es aus Falschheit und Schöntuerei. Sie versöhnt sich nur, wenn man Besuch erwartet; sie liebt nur ihre Kinder, weil sie die Aussicht auf ein heiteres Alter hat, in dem sie nicht allein zu sein braucht; von ihrem Mann wollte sie sich nicht scheiden lassen, weil sie eine Wohnung haben musste, in der sie empfangen konnte; und sie hätte ihn längst gemordet, wenn sie nicht gefürchtet, die Pension zu verlieren.

Nichts war bei ihr ganz wirklich. Ihre Ergebenheit glich Ergebenheit, ihre Freude erinnerte an Freude, war aber boshaft; ihre Trauer besass eine entfernte Ähnlichkeit mit Schmerz. Es waren nur Gleichnisse.

Sie verstand nie, was er meinte, sondern fasste es auf ihre verkehrte Art, nach ihrem Interesse. Ich verstand nie, was sie sagte, denn sie muss Antiphrase benutzt, das Gegenteil von dem gesagt haben, was sie dachte. Sie gebrauchte niemals die reinen einfachen Worte ja oder nein; sie wich ihnen aus wie einer Falle, denn sie glich dem Tier eines Jagdgrundes, das überall Fallen sieht. Sie selber aber knüpfte Schlingen mit Worten. Sie verwandelte einen freien Vorschlag in ein festes Versprechen, sie stahl Blicke als Beifall, verwandelte ein Nicken in einen Schuldschein; bot ihre Dienste an, um später die Rechnung senden zu dürfen.

Der Mann sagte einmal: — Wenn mich, ihren Gatten, nach dreissig Jahren jemand fragt, mit wem ich verheiratet gewesen bin, kann ich nur antworten: das weiss ich nicht! Ich habe dieses Weib nie gekannt! Wenn ich manchmal nachts erwachte, musste ich nachdenken, wen ich neben mir habe. Wenn sie schlief, existierte sie nicht! Aber ich war an sie gebunden; sie wuchs auf mir, nahm ihr „Prana" aus mir. Ich muss ihr Eingeweide von mir gegeben haben; wenn sie fortging, schmerzte es in mir, ich konnte nicht atmen oder verdauen, ehe sie nicht mit meinen Eingeweiden zurückkam. Sie gebrauchte wohl einen Spiegel, aber nur für das Äussere; und wenn ich zuweilen den andern Spiegel vor ihr Inneres hielt, entsetzte sie sich; ihr Gesicht bekam Krämpfe wie das des Fuchses, wenn der Jäger ihn überrascht. Sie verdrehte die Augen, verwandelte ihre Züge, dass sich eine ganze Reihe Gesichter nacheinander zeigten; und statt ihrer Blicke sah ich die eines Dämonen oder eines Tiers.

Ich habe eben in einer theosophischen Zeitschrift gelesen, dass sich Tierdevas, Tierseelen,

in den Körpern der Menschen inkarnieren können, sich durch Schönheit und natürlichen Reiz auszeichnen, wie die meisten Tiere. Ich fand die Theorie unheimlich und glaubte nicht daran, um nicht die Menschheit zu entehren. Jetzt aber erinnere ich mich, wie ich auf einer Reise die Gesellschaft eines Hundes erdulden musste. Ich freute mich, ein lebendes Wesen bei mir zu haben, fütterte ihn und liess ihn in meinem warmen Zimmer schlafen. Es war ein scheinbar gutmütiger Hühnerhund, naiv, zynisch natürlich. Er nahm sein Essen, dankte aber nicht; liess es sich schmecken, aber freute sich nie; er duldete mich, liebte mich aber nicht. Wenn ich seinen Kopf nahm, sah er zur Seite; und wenn sich dann die Pupillen nach aussen drehten, zeigte sich nur das Weisse, das jedoch böse blinde Blicke aussandte. Eines Abends, als ich im Bett lag und las, begann der Hund mir eine beunruhigende Aufmerksamkeit zu zeigen; als ich ihn abwies, änderte er plötzlich seinen Charakter; nahm Formen wie ein Mensch an, machte Gebärden und Bewegungen, so dass ich ausser mir geriet vor Schreck. Ein Kampf entstand, und ich musste das Tier mit meinem Revolver töten, es zum Fenster hinaus werfen. Seine letzten Blicke waren nicht die eines Tiers, so viel will ich sagen . . .

Ich habe im Jardin des Plantes zu Paris mit Tieren „Bekanntschaft geschlossen“ während meiner täglichen Besuche im Lauf eines Jahres. Der Grisly-Bär von Nordamerika, eins der stärksten und wildesten Tiere, die es gibt, lernte mich auf eine Art kennen, die ich erfand. Ich allein gab ihm nämlich Kirschen, während andere ihm nur Brotrinden gaben. Er setzte sich auf sein Hinterteil und sperrte das Maul auf, wenn ich kam; und ich konnte ihn aus seiner Höhle locken. Er wollte

mir aber nie in die Augen sehen, sondern schloss die seinen, wenn er das Maul aufsperrte. Ich aber hatte Geduld und kam täglich wieder mit meinen Kirschen. Schliesslich wollte er wohl sehen, wer ihm das höchste Gut in seiner Gefangenschaft gab, vielleicht eine Jugenderinnerung an die grossen Berge im Westen weckte, wo er in Freiheit und Bergluft rote Beeren gepflückt hatte. Er versuchte zu mir hinaufzusehen; machte aber gleich darauf eine solche Miene, als habe er sein Geheimnis verraten. Und er wurde auf sich selber böse wegen dieser Schwäche, nicht auf mich. Er muss es aber gleich darauf bereut haben und beschloss, zu zeigen, wer er sei. Er setzte sich mit dem Rücken gegen die Gefängnismauer, wie ein König auf seinen Thron, machte eine Gebärde mit den Armen, als wolle er sich in seinen Krönungsmantel hüllen; aber er sah mich nicht an, sondern zeigte sich und sein Geheimnis. Das war kein Tier mehr; das Skelett machte menschliche Bewegungen unter dem verkleidenden Pelz. Es war ein Tierdeva, ein König der Berge, eine Metempsychose, vielleicht eine frühere menschliche Inkarnation in einem Tierkörper.

Die Neger sagen, dass die Affen sprechen können, dass sie das aber geheimhalten, denn sonst würden sie arbeiten müssen, und arbeiten ist die Hölle für einen Neger. Daran habe ich nicht eher geglaubt, als bis ich ein Buch las, das die Leiter des Jardin des Plantes, Forscher von Linnés und Buffons grossen Zeiten, herausgegeben haben. In diesem Buch, das ich bei einem Schiffbruch auf festem Land verloren, standen lange, geduldige Beobachtungen über Affen. Ich erinnere mich dunkel, wie sich einer der Gelehrten im Affenhaus verborgen hatte, um die Affen bei ihren Geheimnissen zu überraschen. Ein Weibchen hatte eben

ein Junges bekommen. Nun wurde zuerst der offenkundige Vater hereingelassen. Er wurde ziemlich kühl und überlegen von der stolzen Mutter empfangen. Der verborgene Gelehrte sah, dass sich die Gatten erst umguckten, ob jemand sie beobachtete. Als sie merkten, dass sie allein seien, begannen sie „einander in den Mund zu sprechen“. Das ist eine sonderbare Art, die nur Schauspieler kennen, und die wahrscheinlich in einer improvisierten triebhaften Labialmethode besteht. Es waren keine artikulierten Laute, sondern die Bewegungen der Lippen wurden von sprechenden Blicken begleitet. Dem Vater wurde erlaubt den Neugeborenen zu liebkosen; er musste aber vorsichtig dabei sein. Darauf wurden Verwandte und Freunde in die Wochenstube gelassen. Ein lautloses Schnattern, Komplimentieren, Bewundern entstand. Niemand aber durfte den Neugeborenen anrühren: wollte es doch einer, wurden die Zähne gezeigt, die zur Labialsprache gehören und nicht misszuverstehen waren.

Meine eigenen Beobachtungen, die ich später als Epigone machte, veranlassten mich zu dem Glauben, hier seien Geheimnisse vorhanden. Durch Teilnahme und Freundlichkeit hatte ich mit einem alten Orang Bekanntschaft geschlossen, der ja noch am meisten von allen Vierfüsslern den Menschen ähnlich ist. Es war das Gesicht und die Blicke eines eingetrockneten Greises. Etwas sehr Trauriges, nicht über die Gefangenschaft, denn er kannte nichts anderes, sondern aus Schmerz, dass er solch ein Vieh sei. Er schien sich an etwas erinnern zu wollen, konnte es aber nicht; und das quälte ihn. Vielleicht suchte er ein verlorenes Selbstbewusstsein, oder wollte sich aus einer Art quälenden Schlafes wecken. Ich habe diesen Ausdruck einmal in einem Irrenhaus gesehen, wo es

Menschen gibt, welche die Erinnerung an sich selber verloren haben.

Gibt es einen anderen Beleg für die Annahme der Seelenwanderung, als die Theosophen uns jetzt aus der indischen Philosophie geben, die uns ja, streng genommen, nichts angehen dürfte? Ja, der göttliche Plato, dessen Weisheit auch von den christlichen Kirchenvätern als ein Vorchristentum oder offenbarte Philosophie angesehen wurde, hat ausführlich das wichtige Problem von dem früheren Dasein und der Seelenwanderung behandelt.

Im „Timaios" sagt er ohne Umschweife: seitdem die Männer entstanden, waren einige feige und unlauter geworden; die wurden bei der zweiten Geburt wahrscheinlich in Frauen verwandelt. Zur selben Zeit schufen die Götter die Liebe; von der Flüssigkeit des Lebens drang ein Teil vom Kopf hinunter durch das Rückgrat als Mark. „Dieses Mark ist beseelt" und weckt lebengebende Begierde. Darum sind die Organe der Liebe ungehorsam und eigenmächtig. In der Gebärmutter steckt ein „nach Gebären verlangendes WESEN", dem übel zu Mut wird, wenn es eine lange Zeit ohne Frucht bleibt. Es hemmt das Atmen, ruft Beklemmungen hervor und viele Krankheiten, muss deshalb befriedigt werden.

Aber wohlgemerkt: Der Trieb, Kinder zu gebären, soll befriedigt werden, nicht der andere Trieb (Astartes), denn der kann nicht befriedigt werden, der ist unersättlich. Und der Trieb zur Leibesfrucht hat das Bedürfnis nach einer Behausung zur Folge, in der das Kind geboren wird, und verlangt einen Mann, der Essen schafft und das Haus beschützt! Das ist die heilige Ehe!

Bei der zweiten Geburt (Reinkarnation) wurden einige zu Vögeln. Das sind leichtsinnige, aber nicht schlechte Männer gewesen, „die in ihrer Einfalt glaubten, die Erklärung überirdischer Dinge geschehe am sichersten durch die Beobachtungen des Auges“ (Positivisten, Materialisten und ihresgleichen).

Die vierfüssigen Tiere entstanden aus solchen Menschen, die sich nicht mit Weisheit und Tugend befassten, sondern mit der Nase auf der Erde herumkrochen.

Die Fische sind die Unvernünftigsten und Unwissendsten gewesen; darum dürfen sie nicht reine Luft atmen, sondern müssen schmutziges Wasser schlürfen. Und so weiter.

Weise Männer aller Völker haben an eine zweite Geburt geglaubt, und das Christentum selber bezieht sich darauf wie auf eine axiomatische Tatsache. Priester und Leviten fragten ja, ob Johannes Elias sei; und Christus wurde oft für einen von den gewaltigen Propheten des Herrn gehalten, der sich wieder verkörpert habe.

Wir Christen hätten Grund, dieses Axiom als christlich aufzunehmen, ohne darüber zu raisonnieren. Dann würden wir aufhören, uns gegen ein mitleidloses, unerklärliches Schicksal zu empören; wir würden Weiten hinter dem Grabe sehen, aber auch vor der Wiege. Wir würden das Leben als einen lehrreichen Traum sehen, auf unsere Sorgen pusten, ohne sie fortzublasen; ergeben unsere Seele und unser Leben in die Hand Gottes des Allmächtigen befehlen, denn er wird alles wohl machen. Und zwar ohne über die Rätsel zu grübeln, die wir nicht wissen dürfen, aber ahnen können.

Nach einer langen Abschweifung komme ich jetzt zurück auf die Sache, die das Wesentliche war: Schlafwandler, die nicht zum Selbstbewusstsein erwachen können. Ich habe dieses Mal das hässliche Wort lügen vermieden und als Erklärung das Wort dichten einzusetzen versucht.

Sich selber belügen, hiesse ja niemals zur Wahrheit kommen; nie erfahren, wie sich etwas in Wirklichkeit verhält. Ich nehme an, der Wirklichkeit fehlt eigentlich volle Realität; sie ist eine Spiegelung, die durch eine rauhe materielle Fläche entstellt ist. Wie kann sie da erreichbar für die Auffassung sein, besonders eines unfixierten Wesens, das vielleicht aus Äthervibrationen zusammengesetzt ist; oder geschaffen ist einer Glasscheibe gleich, die sowohl spiegelt wie die Strahlen durchlässt. Die Wirklichkeit wird ja von einem durchsichtigen Gegenstand nur zum Teil widergespiegelt; wer aber dahinter steht, sieht überhaupt keine Spiegelung; mit andern Worten, es entsteht Totalreflexion, die zuweilen die Gegenstände unsichtbar macht. Diese Schlafwandler, wie ich sie genannt habe, würden also andere Augen als wir besitzen, ein anderes Wesen als wir haben; deshalb könnten sie weder ein Bild auffassen, noch weniger sich selber sehen. Das käme entweder von einer feineren Konstitution, die keine Verbindung mit dem Materiellen eingehen kann, weil es ausserhalb ihrer Sphäre liegt; oder von einem nicht entwickelten Auffassungsvermögen bei der materiellen Unterlage der seelischen Existenz.

Sollten sie denn höhere Wesen sein, und wäre meine erste Hypothese unrichtig?

Nein, die der Pflanze gleichen, die lebt, atmet, sich ernährt, sich fortpflanzt, stirbt, indem sie immer schläft, ohne etwas wahrzunehmen, die können keine höhere Form des Daseins sein.

Schön ist die Hyazinthe, vollendet, wenn man sie anschaut; lieblich ist ihr Duft beim Einatmen; vielleicht nimmt sie etwas wahr, das Schmerz oder Freude gleicht; aber ohne Vernunft, Selbstbewusstsein, freien Willen kann ja kein Seelenleben entstehen; und ohne Seele sein, ist ja beinahe tot sein, wenigstens für uns lebendige Menschen.

Hier stocke ich, einsehend, dass das Problem ohne Sinn und deshalb unlösbar ist; während eine schöne Tatsache bestehen bleibt, die Freude und Duft verbreitet, unwillkürlich wie die Blume, die man nur küssen, mit der man nicht sprechen kann; die man pflegt und umpflanzt, der man Sonne und Luft gibt.

Doch bleibt das Eigentümliche bestehen, dass sich im Sinn eines solchen Wesens alles ins Verkehrte wendet, nach Begierden und Wünschen. Hier ein Beispiel aus der Menge.

Sie verlobte sich mit einem unbedeutenden Mann, um einen andern zu ärgern. Aber sofort nach der Verlobung bereut sie ihren Schritt und schreibt an den ersten und beklagt sich:

Der Bräutigam ist eine kleine, boshafte Seele und hat sie schon geschlagen; er ist eben von einer unheilbaren Krankheit aufgestanden; er ist schwermütig und wird ihr keine Freude am Leben (Lebensfreude) gewähren; er hat keine Einkommen, weil sein Gehalt für Schulden daraufgeht; er ist ihr bereits als Bräutigam untreu; sie liebt ihn nicht, nimmt ihn aber, weil sie nicht allein leben kann.

Als der verlassene Mann darauf antwortet, ihr beistimmt und das unsympathische Bild vervollständigt, da eins zwei drei wendet sich das Papier und gegen das Licht wird alles umgekehrt gelesen.

Der Bräutigam ist jetzt eine grosse Seele und er ist gut gegen sie; er hat diese Krankheit niemals

gehabt; er wird jetzt ihrer Jugend Freude schenken; er ist nicht untreu gewesen; sie liebt ihn, ohne zu wissen warum.

Die Theosophen sagen: wenn man die Dinge von der Astralebene anschaut, so zeigen sie sich verkehrt. Darum sind Träume oft umgekehrt zu deuten, durch Antiphrase; und in Swedenborg ist eine Andeutung zu finden über diese pervertierte Art, die Dinge zu sehen, aber nur in einem gewissen Gemütszustand, wenn die Bosheit einem das Gesicht verkehrt.

Man spricht vom Widerspruchsgeist, weiss aber nicht, was es ist. Ein dämonischer Zustand, der der physischen Influenz gleicht, bei der Gegenpol den Pol anzieht, Norden Süden hervorruft, plus minus verlangt. Um aber Influenz empfangen zu können, muss man ein selbständiges Wesen sein, indifferent, und es ist möglich, dass dieses Wesen ohne Selbst bloss Influenz empfängt und schwarz zu weiss, gut zu böse, Wahrheit zu Lüge umpolarisiert. Das auf einem Sandrücken frei liegende Schloss wird umbaut; der gute Mann wird böse, der Kranke gesund, Trauer wird Freude, klein wird gross. Das ist ja wie im Traumbuch, in dem Geld nicht wohltuendes Geld bedeutet, sondern Ärger; in dem Ungeziefer nicht Ungemach voraussagt, sondern das angenehme Geld verkündet. Usw.

Ich habe mit gutem Willen versucht, das Wort „lügen“ mit „dichten“ zu übersetzen, und ich bin dem grossen Geheimnis ein wenig näher auf die Spur gekommen.

Lügen soll auf Schwäche im Willen und Verstand deuten; Schwäche ist hier wohl vorhanden, und darum heisst es auch so richtig: Das schwache Geschlecht.

DIE WAFFEN DES WEIBES

Wenn ein Mann eine Frau liebt, so opfert er sich; tut ihr den Willen in allem, was vernünftig und recht ist; schützt sie, versorgt sie, schmückt sie. Sie hat einen dienenden Geist bekommen, der ihren Tisch deckt, ihr Bett macht, ihre Schulden bezahlt. Aber er will gutwillig geben, nicht als Zinspflichtiger, jedoch ohne Dank zu verlangen.

Wie soll sie diese beneidenswerte Stellung nun beibehalten? Mit welchen Waffen kann sie am besten ihre kleine Person verteidigen, damit sie nicht unter ihn kommt und sich verliert?

Das Mittel ist sehr einfach und ist in Ratgebern für Neuvermählte immer empfohlen worden. Sie soll versuchen, liebenswürdig zu sein, dann ist sie unwiderstehlich; sie soll versuchen, gut zu sein, dann beherrscht sie die Bosheit des Mannes, wenn er böse ist.

Sie soll sich schön für ihn machen, und nicht für andere; sie soll nicht wie eine Scheuerfrau zu Hause herumlaufen und sich das beste Kleid anziehen, wenn sie ausgeht. Sie soll das Haus schön und rein halten, damit der Mann sich daheim wohl fühlt und nicht in die Kneipe geht.

Und wenn sie merkt, dass seine Gefühle sich etwas abkühlen, soll sie ihn wiedergewinnen, indem sie ihre Liebenswürdigkeit steigert; nicht, indem sie seine Eifersucht erregt; denn das heisst, mit dem Wahnsinn, dem Tod und dem Teufel spielen

Nun pflegen die Frauen das Gegenteil zu tun, und darum ergeht es ihnen so, wie es ihnen ergeht.

Zuweilen öffnen sich die Augen des Menschen, und dann sieht er im ganzen Leben einen grenzenlosen Betrug und ein bodenloses Elend. Die Menschen sagen dann, sein Geist sei krank, und der Teufel habe ihm einen Glassplitter ins Auge gesetzt, so dass ihm das lichte Leben schwarz erscheint.

Ist das wahr, und ist das Leben so licht? Swedenborg sagt: wenn die Engel von oben auf die Erde hinunter schauen, so sind sowohl Menschen wie Leben schwarz von Bosheit und Lüge. Der Pessimist sieht also richtig, wenn er schwarz sieht, und er nimmt einen hohen Standpunkt ein, wenn er so sehen kann.

Es gibt jedoch Lichtungen, falsche und wahre. Wer in der Materie lebt, unten im Tal, der findet es nicht so dunkel; Arbeit und Gewinnsucht zerstreuen ihn; er lebt in seinem Milieu und gedeiht. Das ist ein falsches Licht, denn das erlischt, wenn der Tag des Unglücks da ist.

Ein wahres Licht besitzt, wer in Verein mit Gott lebt, seine Pflicht tut und Opfer bringt. Aber es ist sein inneres Licht, das im Dunkel aufleuchtet, und es ist seine Güte, die einen Schimmer über die Bosheit der Menschen wirft.

Wer eine grosse Liebe erlebt, sieht auch das Licht. „Wer liebt, wandelt im Licht.“ Das ist Licht von oben, aber reflektiert, vielleicht polarisiert, da man gefärbte Ringe sie umkreisen sieht. Licht ist es in der Liebe, von oben ist es, aber gebrochen durch die Turmalinplatte.

Um immer das Helle im Dunkel zu sehen, muss man wohl eine Eule oder eine Katze sein, also ein Nachttier; verfaulte Fische leuchten oder phosphoreszieren, sie haben immer Licht um sich, aber das sind nur Irrlichter im Sumpf!

Neulich kam eine Ansichtskarte in meine Hände. Sie stellte einen monumentalen Brunnen vor mit einer Frauengestalt aus Marmor in natürlicher Grösse. Die Gestalt war mit einem modernen Kleid aus Wolle schön drapiert und hielt ein Buch in der Hand. Es war schön, die Linien waren rein, die Falten des Kleides fielen in Kaskaden über den kleinen Stiefel . . .

Diese Dame habe ich schon gesehen, dachte ich. Ich las die Unterschrift des Bildes. Ja, sie war es, ich habe sie gekannt, sie griff einmal mit andern in mein Schicksal ein. Sie war mir sonst gleichgültig, auch weil sie die Frau eines andern Mannes war.

Ich fragte nach, warum sie ein Denkmal in weissem Marmor erhalten habe. Man antwortete, sie sei Dichterin gewesen. Wie eigentümlich, dass ich das nicht gewusst habe! . . . (Sie schrieb jedoch nur Feuilletons.)

Aber ich habe sie in Situationen gesehen, die sie nicht ehrten. Sie hatte nämlich meine Bücher gelesen und musste sich eine seltsame Vorstellung von meiner Persönlichkeit gemacht haben, denn sie zog, um gesellig zu sein, eine hässliche Seite auf und entblösste in einem Augenblick eine nicht sehr schöne Seele. Ich erinnere mich, dass ich verstummte und errötete. Da erschrak sie, dass sie sich demaskiert habe, und sagte etwas, das ich nicht verstand. Ich war in ihrem Haus; sie war unglücklich, weil sie als Verheiratete nicht wie eine Unverheiratete leben konnte. Sie zog sich Schläge von ihrem Mann zu; mit andern Worten: er schlug sie.

Und jetzt, nach dem Tode, errichtet er ihr eine Marmorstatue auf einem öffentlichen Platz. Hat

er die sich selber errichtet? konnte ich fragen. Ja, er hat sie sich errichtet, der Erinnerung an das Schöne, das er in ihre Seele legte, und das ich nie gesehen habe.

Es gibt Menschen, auf die man nicht leicht böse werden kann. Sie täuschen und verraten uns, aber man kann nicht sofort mit ihnen brechen. Man zieht sich etwas zurück, knüpft aber wieder an, wird von neuem verraten; und man zieht sich wieder zurück. Dann empfindet man es als Notwendigkeit, ein Ende zu machen; aber man kann zu keiner Auseinandersetzung mit dem Mann kommen. Und man findet sich falsch, wenn man ihn trifft, weil man ihm nicht seine Meinung sagt. Warum tut man nicht mit ihm, was man so leicht, ohne es nötig zu haben, mit andern tut: bricht los? Man ist ihm befreundet gewesen, hat eine Spiegelung von sich selber gesehen, hat sich in erhöhten Augenblicken getroffen, schöne Feste zusammen gefeiert. Wenn man jetzt sähe, wie er sich schämt, so wäre etwas entweiht; man will seine Gefühle nicht erniedrigt sehen; das Gesicht, das freundlich war, nicht in das eines bösen Tieres verwandelt sehen.

Aber Moses sagt: Du sollst deinen Bruder nicht hassen in deinem Herzen, sondern sollst ihn bestrafen, auf dass seine Schuld nicht über dich komme.

Zuweilen überlebt die Freundschaft eine Auseinandersetzung, zuweilen stirbt sie daran. Überlebt sie die, so herrscht ja zuerst eine gewisse Verstimmung, dann aber kommt oft ein überfliessendes Wohlwollen, das gutmachen will; und eine heilsame Vorsicht im Verkehr, der nur wohltuend wirkt.

Es gibt einseitige und gegenseitige Freundschaft. Ich habe ihn gern, aber er nicht mich, wenigstens nicht wirklich; aber er empfindet angenehm meine Sympathie, die seine Schwächen schont, während er meine nicht schont.

Ich bin vierzig Jahre lang der Gegenstand für die Sympathie eines Mannes gewesen. Aber ich konnte ihn eigentlich nie recht leiden, und ich hielt seine Freundschaft für interessiert. Er wollte mein Leben leben, Einfluss auf mich gewinnen, mir Ideen geben und meinen Geist in eine bestimmte Richtung lenken. Ich suchte ihn niemals auf, brach mehrere Male mit ihm; aber Not und Einsamkeit zwangen mich, wieder mit ihm anzuknüpfen, sogar Dienste von ihm anzunehmen, die jedoch nicht mit fröhlichem Herzen gegeben wurden. Schliesslich starb er, kürzlich; mit sechzig Jahren, ohne etwas zu sein. Aufrichtig gesprochen: mein einziges Gefühl bei diesem Todesfall war Erleichterung! Nicht weil ich ihm etwas schuldig war, denn als ich bezahlen wollte, nahm er es nicht an. Er hielt es für angenehmer, dass ich in seiner Schuld blieb, obwohl er erklärt hatte, ich sei ihm nichts schuldig.

Jetzt nach dem Tode hatte ich eine Wahrnehmung, als sei seine Freundschaft eine Art Hass gewesen. Und er war ein durchaus charakterloser Mann. Das war er geworden, weil er gottlos war, und weil er als Polygamist lebte. Indem er sich mehreren Frauen gleichzeitig anpasste, gab er seine Seele stückweise fort und ging entzwei. Trotzdem er grossen Ehrgeiz besass und von sich selber sehr hoch dachte, konnte er doch nichts ausrichten, weil er seine Manneskraft an Frauen verschwendete, die nichts zurückgaben, sondern nur nahmen.

Wir hassten einander, waren aber verurteilt, uns miteinander zu schleppen.

„DER MENSCH VERNIMMT NUR, WAS IHM SCHMEICHELT“

Das sind Mephistos (Goethes) Worte in den Paralipomena zum zweiten Teil FAUST: „Der Mensch vernimmt nur, was ihm schmeichelt.“ Das klingt ja paradox; suche ich aber im Papierkorb der Erinnerungen, in den ich Verschiedenes ungelesen, zerrissen, überkreuzt geworfen habe, so finde ich wohl einige Stücke mit Geschriebenem, die diese Halbwahrheit Mephistos bestätigen können. Aber ich addiere besser, wenn ich den Wert umkehre und setze: „Der Mensch hat zuweilen eine Fähigkeit, widrige Eindrücke von sich fernzuhalten, die an Wunder grenzt.“

Ich habe manche Erinnerungen aus meiner Kindheit, die nicht schön sind; viele so peinigend, dass ich sie ausgestrichen habe.

Ich erinnere mich an eine Szene . . . Die Haare auf meinem Kopf erheben sich und schwitzen . . . Der Lehrer sass in einem Schaukelstuhl; ich und ein anderer Junge befanden uns wie zufällig im Zimmer, aber ziemlich weit auseinander.

Der Lehrer begann mit dem Kameraden eine Untersuchung und eine Ermahnung . . . Er sah anfangs nicht nach mir, und ich glaubte, um mich handele es sich nicht.

Das Verhör dauerte eine Weile, und als der Lehrer sich an mich wandte, glaubte ich, meine Todesstunde sei gekommen. Aber . . . statt mir Vorwürfe zu machen, appellierte er gleichsam mit den Blicken an meine bessere Einsicht und verlangte meine Zustimmung. Ich war nämlich etwas älter und genoss eine gewisse Achtung wegen meines Fleisses und meines Ehrgeizes.

Dies Appellieren an mein Rechtsgefühl schmeichelte mir; es liess mich vergessen, dass ich nicht

nur mitschuldig war, sondern mehr als das. Mein Stolz war jedoch nicht ungekränkt, denn der arme Kamerad konnte mich ja jeden Augenblick angeben. Aber er schwieg nur, ergeben, beschämt, ohne zu verstehen.

Das Verhör war beendet! . . . Und alles war ausgestrichen aus meiner Erinnerung. So gründlich, dass es erst vierzig Jahre später ins Gedächtnis zurückgerufen wurde, natürlich während langer schlafloser Nächte. Und nun wurden meine Augen geöffnet! Es war, als sei ich angeklagt; dass der Lehrer an mich appellierte, war Ironie; und ich hatte in der letzten Stunde der Not mich in eine schützende Schale eingeschmeichelt, die mein Angstschweiss um meine überempfindliche Haut abgesetzt hatte.

Den Beweis, dass das Verhör mir galt, fand ich auch in meinem Gedächtnis, als ein späteres unerklärliches Ereignis hervortrat, das ich bisher nicht verstanden hatte. Ein erwachsener junger Mann von ernsten Sitten forderte mich auf, eines Abends zu ihm zu kommen und die grossen Gärten zu besuchen, unter dem Vorwand, er wolle von mir die Namen der Blumen lernen. Der Abend wurde lang, ich wurde zum Essen eingeladen, und das Gespräch kam nun auf gewisse Fragen, aber so anhaltend, dass ich auf meiner Hut war. Dann wurde ich mit etwas Punsch bewirtet und, da mein Elternhaus weit entfernt lag, eingeladen, die Nacht über zu bleiben. Ich sprach mein Abendgebet und schlief ein.

Damit war die Sache aus, und ich schied von dem achtenswerten Mann, nicht wenig stolz darauf, dass ich ihn hatte Botanik lehren dürfen.

Jetzt nach vierzig Jahren verstehe ich, dass diese Einladung in Zusammenhang mit der Unter-

suchung stand. Es war ein Kreuzverhör, eine Prüfung, die ich mit Ehren bestand.

Aber warum hatte ich es damals nicht begriffen?

Jetzt deute ich es so: Eine gnädige Vorsehung wachte über mich, auf dass ich nicht zur Verzweiflung gebracht wurde, denn ich war äusserst empfindlich. Meine Lektion hatte ich bekommen, und meine Prüfung hatte ich bestanden. Mehr war nicht nötig.

Ich will nur noch hinzufügen, dass ich das Opfer und der Verführte war, der dann aus reinem Unverstand der Verführer wurde. Das ändert ja die Sache bedeutend: ich empfand keine Schuld und liess darum die Ironie von mir abgleiten!

Es ist also eine Wahrheit in Mephistos Paradoxon, da ich die Schmeichelei vernahm, das andere aber nicht.

Etwas Unangenehmes von sich fernhalten, ist eine Fähigkeit, die viele besitzen. Sie können sich taub und blind machen, Scherz und Witz ertragen, schlagen nie zurück, scheinen über Welt und Menschen nicht nachzudenken.

Ob diese Unnahbarkeit auf Mangel an Selbstgefühl oder Ehrliebe beruht, oder ob sie im Gegenteil von Selbstsucht herrührt, ist schwer zu entscheiden. Es gibt nämlich Menschen, die so sich selber lieben und so von sich überzeugt sind, dass Beschimpfungen sie nicht erreichen.

Swedenborg teilt mit, wie der grösste Tyrann, den es gegeben hat, nach dem Tode die Hölle gegen den Himmel zu erheben suchte und damit bestraft wurde, dass er ein schreckliches Weib auf den Hals bekam. Er wurde dazu verurteilt, sie zu lieben, zu bewundern, zu verehren, während sie ihn betrog, ihn wie einen Hundsfott behandelte und ihn zu den niedrigsten Zärtlichkeitsbezeigungen zwang, die nicht einmal lateinisch wiedergegeben werden können.

Wir hatten eben einen Troubadour, der das Weib und die Liebe besang, jedoch nicht die Jungfrau, nicht Mutter und Kind, sondern die nicht prostituierte Dame. Er trat immer als Don Juan auf, obwohl er beständig Fiasko machte. Seine grosse Liebe und sein grosses Weib waren eine Strafvorstellung. Er hat sie selber geschildert, ohne es zu wissen, als eine etwas betagte und korpulente, altkluge, praktische, wirtschaftliche Haushälterin, die liederlich lebte; die Kunst, Jungfrau, Märtyrerin, verfolgte Unschuld so gut zu spielen verstand, dass der Troubadour an sie glaubte.

— Wenn ich einen Mann fände, der an mich glaubte! war ihr gewöhnlicher grosser Stossseufzer.

Der Troubadour kam, und er glaubte (das heisst liess sich anführen).

Nun begann er Gesichte zu sehen!

Nachts abwartend, bis der letzte Liebhaber abzog, wurde er aus Barmherzigkeit aufgenommen. Bettelte und weinte sich hinein, um in der Küche auf einer Bank schlafen zu dürfen.

Dann wurde sie seine Muse; er bekam den Wahn, sie gebe ihm seine Gedichte. Sie begriff

nichts von seinen Dichtungen, fand aber diesen Weihrauch angenehm. Möglich ist, dass die Berührung mit dieser höheren Welt von Schönheit, die sie nur ahnte, ihr ein Korkkissen gab, auf dem sie sich schwimmend erhalten konnte.

Schliesslich errang er sie sich; isolierte sie und verbarg sie. Da aber kam die Not und die Krankheit, und nach den schrecklichsten Qualen wurde er gezwungen, von ihr zu leben.

Als es sich wieder aufklärte, schrieb er, um sich aufzurichten und die Schuld zu bezahlen, ein herrliches dramatisches Gedicht über sie.

Sie sass in einer fremden Stadt und erwartete den Triumph, der wirklich nicht ausblieb. Als das Publikum ihm huldigte, stand er auf, wie inspiriert, lehnte die Huldigung für seine Person ab und brachte ein Lebehoch auf das „grosse Weib" aus, das ihm dieses Gedicht geschenkt habe!

Was folgte, ist bekannt. Am nächsten Morgen empfing der Triumphator von einem Freund ein Telegramm des Inhalts, das grosse Weib sei geflüchtet, um sich mit einem reichen Fleischer zu verheiraten, „der sie ernähren könne".

Da tat sie recht, fand ich.

Ich habe diese Frau gesehen, einen ganzen Abend mit ihr gesprochen, ohne zu wissen, wer sie war. Es war eine fette Haushälterin, die den Dichterkönig pflegte.

Perikles' Aspasia heiratete nach seinem Tod den Viehhändler Lysikles. Warum nicht! Dass aber Sokrates auch zu ihren Bewunderern gehört hat, setzt mich in Erstaunen; und dass noch in der Geschichte zu lesen ist, Perikles habe seine grossen politischen Reden von ihr bekommen, ist sicher eine Lüge.

Wie erging es denn dem Troubadour? — Zu-

erst fiel er zusammen. Aber er schalt weder noch klagte, sondern fuhr fort, das Lob der Frau zu singen. Bekam eine neue Aspasia, zwei, drei. Sie betrogen ihn, er ahnte es, oder wusste es, aber er fuhr fort, das Lob der Frau zu singen, wie eine gut aufgezogene Spieldose, die erst stehen bleibt, wenn sie abgelaufen ist.

Eines Tages war das Spielwerk abgelaufen: er starb. Der Tod war nicht schön, aber das Begräbnis war glänzend, und er selber hatte es im voraus arrangiert.

Er war kein boshafter Mann, kein schlechter, sondern recht gefühlvoll und nicht selbstsüchtig; aber wie kam er in dieses Elend?

Ich will antworten in meinem Namen und in seinem: Wir waren gottlos, und darum sanken wir in die Erbärmlichkeit unseres eigenen Wesens hinein. Wir liebten Schönheit und Reinheit, alles aber verwandelte sich in Dreck, als wir uns von den ewigen Urbildern zu den vergänglichen Abbildern wandten und Baal (und Astarte) verehrten statt Gott im Himmel.

Wenn jemand mir mit einer glühenden Stopfnadel ins Herz sticht, so macht der rechte Arm eine Reflexbewegung und schlägt aus. Das kann man weder hindern noch bereuen, falls man nicht zu hart schlägt und der Getroffene einem lieb ist. Dann tut es so weh, so weh, dass man das nächstemal die glühende Stopfnadel hinnimmt, ohne zu reagieren.

Auf diese Art würden ja die Bösen herrschen, und die weniger Guten untergehen? Es sieht zuweilen so aus.

Aber Christus sagt selbst: Ihr werdet weinen und jammern, aber die Welt wird sich freuen!

Das ist ja ein hartes Wort! Aber darauf kommt ein Zusatz: Ihr werdet betrübt sein, aber euer Kummer wird sich in Freude wenden.

Das klingt anders!

Und dann kommt der Schluss: Und niemand wird euch eure Freude nehmen!

Zuweilen betrachtet man es als eine gebieterische Pflicht, den zu wecken, den man lieb hat; und dann schlägt man mit Worten! Man hat seine Pflicht getan, aber es tat doch so weh, so weh, dass man nachher um Verzeihung bittet.

Die aber nur Lebensfreude empfinden, wenn sie peinigen und Unschuldige schlagen dürfen? Woher stammen sie, wie sehen sie inwendig aus? Ich weiss es nicht! Und ich will nicht glauben, dass sie aus Bosheit handeln, eher aus Unverstand oder Dummheit.

Es gibt schöne Furien, die buchstäblich die Tränen eines Mannes geniessen. „Das ist ein Beweis seiner Liebe."

Sie fordern einen Beweis!

Als ich zwischen 14 und 18 Jahren war, arbeitete ich mit zwei Knaben, denen das Lernen schwer wurde. So viel Verstand besass ich, dass ich auf einen weniger Begabten nicht böse wurde, obwohl meine Geduld auf eine harte Probe gestellt wurde, wenn ich die selbe Sache hundert Male wiederholen musste, ohne ein Resultat zu erzielen!

Aber es gab Subjekte — ich erinnere mich besonders an einen Burschen, der war so böse, dass die Erinnerung an den schönsten Park, den ich gesehen, mir für alle Zeit durch ihn verdorben wurde. Er besass Augen, die waren so schwarz und hart wie Knöpfe aus Steinkohle; sein kleiner so hart wie Knöpfe aus Steinkohle; sein kleiner scharfer Mund war in den Winkeln hochgezogen, so dass die Raubzähne zu sehen waren; seine Nase war ein Rasiermesser und half den Blicken beim Schneiden.

Er fand ein Vergnügen darin, mich zu peinigen. Auch wenn er die Antwort wusste, antwortete er aus Trotz verkehrt; und dann sah er mit seinen Tieraugen nach mir, ob ich auch ordentlich litt, denn es sollte meine Schuld sein, wenn er zum Herbst nicht versetzt wurde.

Ich ging zu ihm, eine halbe Meile hin und eine halbe zurück, es war draussen vor der Stadt, und arbeitete mit ihm zwei Stunden; und das alles für 25 Pfennige. Er wusste, dass ich diese 25 Pfennige zu Kleidern nötig hatte.

Einmal liess er mich das wissen, und zwar auf eine verletzende Art, denn sein Vater war reich.

Ich schlug ihn nicht, denn seine Mutter, die ihn bewunderte, sass im Nebenzimmer, und ich wagte nicht zu schlagen. Aber damals weinte ich, vor Entsetzen, dass ein Kind so böse sein könne. Ich stand auf und ging! Wurde aber auf-

gefordert, wieder zu kommen, indem er versprach, sich zu bessern.

Besserung trat nicht ein. Ich hielt vier Jahre aus, Winter wie Sommer!

Der Junge verschwand aus meinem Horizont, und zwar vollständig. Ich habe vergebens seinen Namen in Adressbuch und Reichshandbuch gesucht, nach ihm gefragt, aber er ist fort!

War er eine Ausnahme? Nein, ich hatte mehrere solche Urböse, die sich daran weideten, wenn sie quälen konnten. Das war die berechnende Bosheit, das positive Vergnügen des Peinigens, auch wenn sie sich selber schadeten.

Sie konnten die Kunst! Aber ihre Freude wurde ihnen genommen!

Der Sündenfall hat existiert, da alle Völker der Welt an ein goldenes Zeitalter (das Paradies) glauben. Und darauf folgte ein solcher Fluch, dass alle weisen Männer zu allen Zeiten über Verfall und Dekadenz geklagt haben.

Das ganze Alte Testament handelt nur von Verfall; alle Propheten in allen Epochen Israels klagen über die Erbärmlichkeit der Zeit, warnen und verkünden Strafgerichte. Lies die Sprüche Salomos, Jesaja, Jeremias! Lies auch Hesiod, der ein Zeitgenosse Davids war, wie er über seine Zeit, über das Volk des eisernen Zeitalters spricht:

„Es ist ein eisernes Volk, das nie am Tage von der Arbeitslast ausruht, nicht einmal bei Nacht. Ein sündiges Volk, dem die Götter unangenehme Sorgen senden. Dennoch mischt sich Freude in ihren Kummer, aber auch die Freude wird ihnen zum Unglück. Einmal wird Zeus sie ausroden, wenn sie mit grauen Schläfen geboren werden, diese geschwätzigen Menschen. Nicht ist der Vater seinem Kind gewogen, nicht das Kind seinem Vater; nicht der Gast seinem Wirt, nicht der Diener dem Diener, nicht der Bruder dem Bruder. Auch entehren sie die alten Eltern, schmähen sie, sprechen unfreundliche Worte, wissen nichts von der göttlichen Rache. Die Faust ist das Recht, und die eine Stadt verheert die andere. Redlichkeit und Treue werden nie belohnt, ebensowenig wie Gerechtigkeit und Güte; nein, wer Sünde übt und Gesetz bricht, der wird geehrt. Die Schurken betrügen edle Menschen und legen einen Meineid ab, ohne zu zögern; Neid begleitet die Menschen, die Unseligen mit widrigen Stimmen und schrecklichen Gesichtern, schadenfrohen.“

Die Griechen kannten den Sündenfall mit Prometheus und Pandora und allem Unglück. Sie kannten auch die Sündflut mit Deukalion.

Die Römer besassen Cicero, der nur von der Erbärmlichkeit des Bürgersinns sprach; Horaz, Martial, Juvenal, die Satiren über das Elend schreiben. Christus selbst nennt die Menschen Natterngezücht und prophezeit den kommenden Zorn.

Johannes, der Apokalyptiker, sagt das Ende der Welt voraus, und alle Kirchenväter wenden sich mit Abscheu von der Welt; die Rechtschaffenen fliehen in die Wüsten und werden Eremiten.

Luther und die Reformatoren wüten über die Dekadenz. Der dreissigjährige Krieg setzt den Verfall in Szene, mit Mord und Brand, Notzucht und Plünderung.

Dann haben wir Rousseau, der zeigt, wie Sitten und Staate verfallen sind, während die weltliche Kultur, mit Wissenschaft und Kunst, gestiegen ist.

Die französische Revolution enthauptet die Gesellschaft und die Kultur, aber auch „die Aufklärung", auf die „Der Geist des Christentums" folgt. Zola prophezeit hundert Jahre später und zeigt das menschliche Tier so entsetzlich, dass sich das Geschlecht schämt.

Tolstoi will keine zwei verfaulte Preisselbeeren für die ganze Kultur geben, seitdem die Franzosen Feuer an ihr Paris gelegt haben. Alles Gleichgültige hat Fortschritte gemacht, das wissen wir, aber das Menschenherz ist noch ebenso elend und falsch wie zu Herodots Zeit.

Unterklasse und Oberklasse bekämpfen einander ganz wie in Athen und Rom. Hass heisst die Liebe, List die Moral, Treulosigkeit die Freundschaft. Alles ist sich gleich geblieben bei diesen Kindern der Welt!

Ist es da seltsam, dass die Erwachten zu Christus fliehen, sich auf das Jenseits hinüberwerfen, den Tod vorausnehmen!

Warum geht das Menschenherz rückwärts? Weil das Irdische zu viel Zeit in Anspruch nimmt, so dass man nicht dazu kommt, zu leben und sich zu erziehen.

Zeit ist „die allgemeine Form für das nacheinander Seiende." Kant meinte, Zeit an sich existiere nicht, sondern sei nur eine Auffassungsform, also eine Art, die Dinge zu sehen.

Nachdem ich jetzt zehn Jahre lang im selben Viertel gewohnt, die selben Strassen gegangen, die selben Menschen gesehen, in den selben Läden gekauft, so habe ich mich auch zu fragen angefangen, ob Zeit existiert. Was mich am meisten in Erstaunen versetzt: ich kann nicht sehen, wie die Menschen altern. Zehn Jahre müssten ihnen doch etwas anhaben, mir aber scheinen sie dieselben zu sein. Die damals dreissig waren, sind jetzt vierzig; die damals vierzig waren, sind jetzt fünfzig und so weiter. Einige haben sich verändert, sind aber nicht gealtert. Die einen sind abgemagert, die andern haben angesetzt.

Ein Mann war fett und ziemlich nachlässig gekleidet gewesen, als habe er niemand, für den er sich kleiden könnte. Plötzlich maskierte und kostümierte er sich um. Er liess sich das Haar schneiden, rasierte sich, zog moderne Kleider an, wurde zehn Jahre jünger. Ich vermutete natürlich, eine Frau stecke dahinter; und so war es. Nach vier Jahren kam er schlaff, schäbig, gebeugt, langsam daher, als sei sein Leben dem Ende nahe. Ein Jahr darauf war er wieder jung! Eine neue Frau! Jetzt kommt er in Sportanzug, und ist begleitet von tripp, trapp, trull, drei kleinen Mädchen, die ihm keine Ruhe zum Altern lassen. Ich vermute, er ist jetzt sechzig Jahre alt.

Vor sieben Jahren verliess ich eine Wohnung zu ebener Erde. Nach mir zog eine Familie mit zwei kleinen Knaben ein; die habe ich dann sieben Jahre in meinem früheren Fenster gesehen. Ich

kann nicht sehen, dass sie wachsen oder altern; aber vom dritten bis zum zehnten Jahr verändert sich ja das Menschenkind merklich.

Ich treffe auch einen Schulkameraden aus der Jugendzeit, den ich fünfundvierzig Jahre gegrüsst habe. Er ist sechzig Jahre alt, grau natürlich, sich aber sonst vollständig gleich. Dieselbe hohe Farbe, derselbe harte Mund, derselbe gerade Rücken. Er hat seine Frau bei sich, und an der ist das Alter zu sehen. Sie ist eine kleine Dicke, beinahe Greisin, und war doch vor fünfundzwanzig Jahren eine Sylphide von eigentümlichem Reiz. Jetzt frage ich: kann er, der Gatte, diese Veränderung sehen? Ich glaube, er bemerkt sie nicht; ich glaube, Philemon sah nicht, dass Baucis alterte.

Philemon und Baucis! Es war der Traum meiner Jugend, mit meiner ersten und einzigen Gattin und unsern Kindern zusammen zu altern.

Träume sind ja Schäume, jedoch nicht immer. Mit 30 Jahren glaubte ich, das Leben sei aus; so müde war ich geworden nach der Hetzjagd, die ich durchgemacht hatte, seit ich geboren wurde. Mit 40 Jahren nahm ich Abschied von Haus und Leben, Dichtung und Weib. Mit 50 Jahren begannen neue Interessen, ich aber nahm sie vorsichtig hin und packte behutsam für die letzte Reise. Dann aber stürmte das Leben wieder dahin, wilder als je. Als ich schliesslich 60 Jahre erreichte, war ich so todmüde, dass ich Gott bat, meine Seele zu nehmen. Es war zu stürmisch auch für mich, der ich Windstille nicht geliebt hatte.

Aber ich lebe! Frage jedoch jeden Tag: Wie lange, Herr? Geht es nie zu Ende?

„Der Inhalt der Zeit teilt sich in drei Begriffe: das Vergangene, das Gegenwärtige, das Künftige,“ sagt der Philosoph. Aber die Erfahrung kann keine Grenze ziehen zwischen den dreien. Und ich lebe ebenso intensiv in der Vergangenheit wie in der Gegenwart. Das Vergangene währt für mich gerade jetzt, ist also gegenwärtig. Futurum wird und ist Präsens. Aber ich kann auch in mehreren Zimmern, auf mehreren Ebenen gleichzeitig leben. Ich sitze da und dichte, habe die Handlung an einen angenommenen Ort verlegt; die Feder schreibt, gleichzeitig aber bin ich am Schreibtisch, empfange den Dienstboten, antworte auf eine Frage; und zur selben Zeit bin ich in Gedanken bei meinem jüngsten Kind. Ich kann auch verschiedene Alter in mich aufnehmen und illusorisch Gefühle und Stimmungen aus allen Epochen meines Lebens wiedergeben. Meinem kleinen Kind gegenüber bin ich ein älterer Herr mit viel Weisheit und viel Verzeihung; meiner Schwiegermutter gegenüber bin ich ein unverständiger Junge, der Schelte kriegt, dass es nur so hagelt; komme ich mit meinem ältesten Bruder zusammen (der vier Jahre älter ist), so bin ich der kleine Bruder, kann nie etwas anderes werden. In diesen Tagen sagte er plötzlich: Du kleiner Johan (ich bin einen Kopf grösser als er), das darfst du nicht wieder tun! — Als ich lächelte, fiel er mir ins Wort: Jetzt lächelst du genau so wie damals, als du acht Jahre alt warst! Du bist jetzt mit sechzig Jahren noch derselbe; ebenso ungeduldig, ebenso usw. — In diesem Augenblick fühlte ich mich ihm gegenüber acht Jahre alt.

Aber ich habe auch einen jüngeren Bruder, der einige Male kommt, um mich zu begrüssen. Dann bin ich der Herr. Ich gebe ihm gute Ratschläge, auch kleine Geschenke, darf ihn Pelle nennen;

das lässt er sich aber nur von mir gefallen, von andern duldet er es nicht, denn er ist fünfundfünfzig Jahre alt und Direktor.

Dann kommt etwas anderes: meine ältere Tochter, sechsundzwanzig Jahre alt, verheiratet. Wir behandeln einander wie Kameraden, Gentlemen; erteilen einander keine Ratschläge, unterhalten uns nur. Zuweilen finde ich, sie als verheiratete Frau sei älter und habe mehr Sicherheit als ich, denn ich habe einen unbändigen Sinn und vergebe manchmal etwas meiner Würde. Dann aber sehe ich in einem Augenblick ein kleines Kind in ihrem Auge und erinnere mich, wie ich sie wie eine Puppe auf meinem Arm getragen habe; dann werde ich plötzlich alt.

Wie bin ich denn gegen meine Gattin?

Ja, das ist eine verwickelte Geschichte.

Wenn ich mich einem Weib in Liebe nähere, so ist es von unten. Ich sehe in ihr einen Teil der Mutter, und vor der habe ich Respekt; ordne mich ihr unter, werde kindlich, knabenhaft, und komme auch unter sie, wie die meisten Männer. Weiss nicht, wie wohl ich ihr will; habe aber eine ungeschickte Hand, mache Dummheiten in guter Absicht, verletze mit meinem Geschenk, bekomme Schelte und werde etwas lächerlich.

Ihre Schönheit imponiert mir; ich habe eine Neigung, zu verschönern, mehr zu sehen, als da ist; stelle sie auf ein Piedestal. Damit wird sie gleichsam älter als ich, obwohl sie jünger ist; und wenn sie mich wie einen Jungen behandelt, so fühle ich nicht mein Alter, aber sie verliert ein Übergewicht.

Wenn ich dann meiner Herrin gedient habe, indem ich sie jedoch beständig verstehen lasse,

dass sie die Macht über mich von mir bekommen hat, und wenn sie dann ihre Macht missbraucht, dann erwacht der Löwe und ein Gebrüll ertönt.

Eigentümlich ist, dass dies sie nicht erschreckt; vielmehr sagt sie nur: du bist so klein, wenn du so bist!

Diese Sicherheit kann ich nicht anders erklären als aus dem Gefühl, dass sie Mutter ist, und ich, wie alle Männer, nur das Kind für sie.

Das einzige, was ihr imponiert, ist Güte, Grossmut, Nachsicht. Wenn ich nur nicht sage: So hast du damals gesprochen! Und wenn ich fünf gerade sein lasse, durchstreiche und weiter gehe, so hat sie mich gern, bewundert mich beinahe, denn sie selber ist nachtragend.

Das ist ja eigentlich hübsch; aber ich bin es doch, der sie erzieht, indem ich die Tugenden übe und zeige, die ihr fehlen. Aber sie glaubt, sie erziehe mich mit Bosheit, aber das tut sie nicht!

Es ist ein Zusammenleben in Illusionen, aber mit Wirklichkeit in den Ergebnissen.

Ich habe sie zehn Jahre gesehen, und sie ist wohl gealtert; ich merke es, wenn ich nachforsche, aber ich sehe es nicht, und das verändert meine Gefühle nicht. Alles kleidet sie: mager sein und fett sein; ein Kind unter dem Herzen tragen und es nicht tun; fröhlich sein und traurig sein; aber am besten von allem kleidet sie, ihr kleines Mädchen abends schlafen legen. Dann hat die Mutter kein Alter, dann ist sie vollkommen schön, dematerialisiert, und kann nicht mit so engen Begriffen wie Zeit und Raum aufgefasst werden.

Wenn ich mich frage, wie alt ich bin, so weiss ich es nicht. Das hängt davon ab, mit wem ich spreche. Zuweilen aber habe ich das Gefühl, als sei ich viertausend Jahre alt; als habe ich die

ganze Weltgeschichte erlebt; als habe ich immer existiert.

Und wenn ich sterbe, dann soll ich ja wieder geboren werden wie ein Kind! Heraklit hat das am besten formuliert: „Die Menschen sind sterbliche Götter, und die Götter unsterbliche Menschen; wir leben ihren Tod und sterben ihr Leben. — Sowohl Leben wie Tod sind so in unserm Leben vereinigt wie in unserm Tod; denn wenn wir leben, sind unsere Seelen tot und in uns begraben; aber wenn wir sterben, erwachen unsere Seelen und leben."

Alte Leute werden kindlich, und wenn wir Fünfzigjährige und Sechzigjährige uns zum Fest treffen, merken wir nicht, dass wir alt sind. Da ist graues und weisses Haar, aber wir sehen es nicht, denn es ist nach und nach gekommen; wir lieben Scherz und missbrauchen die Weisheit nicht; wir haben das Schlimmste hinter uns; wir haben gesäet und bestellt, jetzt feiern wir lauter Erntefeste, nachdem die Saat geborgen ist.

Nachdem er aus dem Paradies mit dem Weinkeller ausgetrieben war, mietete Alphons ein Reitpferd, auf dem er sich jeden Morgen vor dem eisernen Gitter des Lustgartens zeigte. Teils um sie den Anblick von „sich“ geniessen zu lassen (ich gebrauche das Wort sich, weil es Reflexivum ist), teils um dem Mann zu zeigen, wie uninteressiert seine Gefühle seien. Er verlangte nichts. (Nur sich zu zeigen.)

So verging einige Zeit.

Der Mann stand eines Morgens am Fenster und las das Thermometer ab. Da hatte er einen Anblick!

Alphons kommt angefahren, in einem Dogcart kutschierend, und neben sich hat er die jüngste Tochter des Mannes.

Der Mann warf einen Blick auf sein Mausergewehr, ging aber erst zu seiner Frau und sagte:

— Jetzt hat er auch mein Kind gestohlen!

Die Frau antwortete:

— Der Arzt hat Maria Morgenpromenaden verordnet, am besten im Wagen, und als Alf — ich meine Alphons . . .

— Stiehlt er auch das Kind, dann muss ich ihn erschiessen — und mich!

— Das ist doch unschuldig, antwortete die Frau.

— — — — — — — — — —

Die Wagentouren mit dem Kind hörten auf.

Aber aus war es noch nicht.

Eines Tages, zur Besuchszeit, findet der Mann einen Gymnasiasten bei seiner Frau. Er trägt Marschstiefel, an denen Schmutz von der Landstrasse klebt, und zeigt Handzeichnungen.

Der Mann blieb stehen und sah einen Augenblick zu, jedoch nicht etwa abwartend, dass ihm

der Junge vorgestellt werde. Da war Das gekreuzigte Weib, Die Schöne und das Tier, Werther und Lotte, Dante und Beatrice — ein ganzes Tendenzalbum.

Und auf dem Tisch lag ein Buch: das war natürlich George Sands „Indiana“; deren Mann unterdrückte sie so, dass sie keinen Liebhaber haben durfte, solange sie verheiratet war.

Am nächsten Tag kam der Gymnasiast wieder, und am dritten auch.

— Wer ist dieser Schuljunge? fragte der Mann, als das Zimmer wieder leer geworden war.

— Das ist kein Schuljunge; er will Künstler werden.

— Will werden . . .

Der Mann schlug den Deckel von „Indiana“ auf. Da stand Alphons' Name.

— Es ist also Alphons' jüngster Bruder, der als Kuppler benutzt wird?

Beim nächsten Besuch wurde die Tür nur wenig geöffnet: der Junge mit seinen Marschstiefeln verschwand in einer Wolke von Staub und mit einem Gepolter, als habe der Blitz ins Treppengeländer eingeschlagen.

Darauf wurde eine Sicherheitskette an die Entréetür gelegt.

Dieser geborene Grossdieb konnte niemals aus seinem Diebstraum erwachen; er stahl Frauen, lieh Kinder, borgte Geld von der Frau, pumpte Stall und Wagenremise, wurde hinausgeworfen, war aber so schamlos, dass er zurückkam. Seine Verblendung war so grenzenlos, dass er schliesslich in diese verrückte Lage geriet.

Ein Mann hatte sich von seiner Frau getrennt, weil er ihr die Freiheit, von neuem wählen zu können, wiedergeben wollte. Alphons hatte auf seine Art für die junge Frau geschwärmt und war

mit dem Mann befreundet gewesen, war auch nicht ohne Schuld an der Scheidung.

Jetzt wirft er sich über die Befreite, aber nur, um sich lange Abende mit wenig intelligenten Gesprächen, mit Whisky und Tabak, in ihrer schönen Wohnung zu vertreiben. Als sie das merkte, wählte sie sich einen andern Freund.

Und als Alphons eines Abends sein Whiskyglas besetzt fand, fiel er zusammen, bekam Selbstmordmanie, wurde nach einem Sanatorium geschickt, kam wieder heraus. In seiner Not und in seinem Bedürfnis, sich zu beklagen, sucht er seinen früheren Freund auf, den geschiedenen Mann.

Der hatte bereits seine Gefühle gerettet, indem er sie auf eine andere Person übertrug, konnte sich aber nicht das Vergnügen versagen, einer Szene beizuwohnen, wie sie kaum ein Theater bietet.

Er liess den ungebetenen Patienten wirklich herein, gab ihm Wein und Essen, so dass er gesprächig wurde. Und nun konnte er ihn anhören!

Er hörte, aber sagte nichts, antwortete nichts.

Nach einer Weile musste Alphons gemerkt haben, welches Vergnügen er seinem Freund gewährte; und das war nicht seine Absicht. In dem Schweigen begann es in seinem Verstand hell zu werden; er sah, dass er sich lächerlich gemacht hatte, und mit einer letzten heroischen Anstrengung warf er sich wieder in den Sattel und bat um einen Freundesrat:

— Findest du, ich muss mich erschiessen?

— Gewiss musst du dich erschiessen! Das hättest du längst tun sollen, antwortete der Mann.

Damit war alles gesagt, und Alphons verschwand mit einem schlechten Abgang im Dunkel der Nacht.

Aber wecken liess er sich nicht.

Gegenwärtig geht er mit der Braut eines andern, stellt sie bloss, verdirbt sie. Aber einmal jährlich spricht man davon, Alphons habe sich mit einer bekannten Dame verlobt. Er widerlegt das Gerücht, fühlt sich aber geschmeichelt, dass man ihn in Verdacht gehabt hat.

An dem Tage, an dem er sich verheiratet, werden alle Opfer jubeln, und am Hochzeitstag werden sie im Chor ein Gebet sprechen: Es geschehe Gottes Wille! Jetzt bekommt er sein Teil!

LIEBEN HAT SEINE ZEIT, HASSEN HAT SEINE ZEIT

Man kann sehr wohl einen Menschen zur gleichen Zeit lieben und hassen; und zwar ist das ein gewöhnlicher Fall, obwohl einfache Gemüter ihn nicht beobachten, sondern aus Bequemlichkeit im Alltagsleben Brüche kürzen, mit angenäherten Werten arbeiten; mit einem Wort summarisch leben, denn dabei fühlen sie sich am wohlsten.

Ich habe zum Beispiel einen Freund, der mir im allgemeinen sympathisch ist; aber er besitzt einige verabscheuungswerte Eigenschaften, die ich ja von der Person nicht absondern kann; und wenn ich diese hässlichen Seiten sehe, so hasse ich den ganzen Mann; das heisst: ich reagiere gegen seine hässlichen Züge, und ich werfe ihn aus meinem Gedanken hinaus.

Ich kann zu Hause sitzen und ihn mehrere Stunden lang hassen. Dann kommt er selber mit seinen schönen Seiten und grossen Verdiensten, und mein Hass ist vergessen, ausgetilgt. Das ist ja, wie es sein soll!

Ich habe einen andern, sehr jungen Freund. Er ist mir sehr ergeben, ich kann mich auf ihn bis in den Tod verlassen, nur in einem Punkt nicht: da macht seine Jugend ihn so etwas wie klassenbewusst. Wir haben dieselben Sympathien in Politik, Religion, Literatur, Kunst, also in den Hauptfragen des Lebens, und da ist er wahr und zuverlässig. Aber sobald ich mich über einen jungen Menschen beklage, lügt er und ist treulos.

Handelt es sich um ein junges Weib, so ist er fanatisch und hasst mich in diesem Augenblick, obwohl er mir sonst durchaus ergeben ist.

Ein Mann kann ein Weib lieben und ihr Freund

sein; sobald es sich aber um Frauen handelt, ist nicht mehr mit ihr zu sprechen, lügt sie frech zu deren Vorteil, lässt sich nicht aufklären, leugnet die Tatsache.

Ganz wie Soldaten, Gefangene, Dienstboten. Männer halten nicht gegen die Frau zusammen, eher das Gegenteil; darum kann sich die Frau in allem Wetter auf ihren Mann verlassen; er aber kann sich nicht auf sie verlassen, sondern fühlt wohl, dass er seine Feindin zur Bettgenossin hat.

Ich denke mir ein Zusammenleben zwischen König Lear und der sonst liebenswürdigen Cordelia.

Cordelia kommt zu Besuch; der Alte umarmt seine liebe Tochter, und sie beantwortet seine Zärtlichkeit, denn sie liebt ihren Vater. Sie sprechen von allen Dingen der Welt, von Blumen und Schmetterlingen unter anderm. Dann aber kommt ein Augenblick, da der Greis sich über die schrecklichen Schwestern beklagen will. Das sind ja Frauen, und Cordelia schlägt um, sucht sie zu entschuldigen, zu ihren Gunsten zu sprechen; mit einem Wort, stellt sich auf die Seite der Schuldigen.

Da wird der Alte wild! Und sie trennen sich. Um sich wieder zu treffen, aber ohne von Goneril und Regan zu sprechen.

Cordelia liebt ihren Vater über alles auf Erden, aber als Tochter — als Weib hasst sie ihn!

Ich habe oft über die hässlichen Seiten meiner Freunde geschrieben, und man hat mich deshalb für falsch und treulos gehalten. Ich habe Vorwürfe hören müssen, mir selber Vorwürfe gemacht, lange Zeit darunter gelitten, mich selber bestraft.

Wenn aber einige Zeit vergangen ist, ich über die Sache nachgedacht, gesehen habe, dass kein Schaden geschehen ist, so habe ich gefunden: dass ich recht gehandelt, da ich das Hässliche bei den Freunden und mir selber fortgeschrieben habe. Sie haben sich geändert; ich habe mich geändert; und ich habe sowohl für ihre Fehler wie für meine eigenen gelitten, ohne mit ihnen brechen zu müssen.

Ich habe sie auf e i n e Art noch immer gern, aber das können die Menschen nicht begreifen.

— Du hast so über ihn geschrieben: den kannst du doch nicht lieben.

— Doch, antworte ich; den man gern hat, will man vollkommen haben; und ich liebe sein besseres Ich, aber hasse sein schlechteres. Ich habe Platz für zwei oder mehrere Gefühle auf einmal!

Und wenn ich über meine Lieben nachdenke, so haben sie das Gleiche getan. Haben sie nicht geschrieben, so haben sie gesprochen; und das ist ebenso wirksam, äusserlich wie innerlich! Einige haben Schriften inspiriert, und die haben sich am wenigsten über mich zu beklagen.

Alle Menschen sind ja mehr oder weniger bange um ihre Gefühle und zeigen sich deshalb etwas schlechter, als sie sind.

Da der Schöpfer der Frau ein noch grösseres Schamgefühl als dem Mann gegeben hat, so verbirgt sie sich ja besser als der Mann; und das begreift er schwer.

Eine Frau dahin zu bringen, dass sie ihre Liebe bekennt, ist eine langwierige Aufgabe, die des Mannes Geduld auf eine so harte Probe stellt, dass er zuweilen müde wird.

— Sie antwortet ja nein!

— Aber sie meint ja!

— Das verstehe ich nicht!

— Du musst nicht fragen; sie will erraten werden!

— Aber ich kann sie doch nicht mit meinen vermessenen Gedanken verletzen; die würden ja eine Selbstliebe verraten, die ich nicht besitze. Wenn sie mit mir spielt, so stehe ich wie ein Narr da!

— Fühlst du es nicht, ob du ihre Gefühle besitzest. Spielen tut sie nicht! Sie ist schamhaft! Sie ist nicht bewusst, sie will dich prüfen, ob deine Liebe ein Nein überlebt! Sie weiss nicht, ob sie dich liebt, denn dieses Gefühl unterliegt nicht dem Nachdenken, kann nicht recht Gegenstand für das gesprochene Wort werden. Das gesprochene Wort ist oft ein Feigenblatt geworden, das die Scham verbirgt. Wenn du fragst: Lieben Sie mich, wollen Sie meine Gattin werden? Weisst du, was du da berührst? Du fragst ja, ob du sie erst küssen darfst und dann . . . und dann . . . und dann . . .

Das ruft ja bei ihr Bilder von unendlicher Perspektive hervor, die sie erröten lassen; und

schliesslich verbirgt sie ihr Angesicht an deiner Brust, um ihr Erröten nicht zu zeigen! Das ist ja sehr schön und lobenswert, ist kein Spiel!

Sprechen kann gefährlich sein. Dinge können schön getan werden, die hässlich gesagt werden. Mit einem wirklichen Weib kannst du in ehelicher Verbindung leben, ohne dass das Wort genannt ist, ohne dass du erfährst, welchen Namen sie dafür hat.

Ein älterer Mann sagte einmal zu jungen Leuten: Ihr schwatzt von dem, das ihr nicht versteht. Gatten leben ja wie Gatten, ohne dass sie sich so stellen oder davon sprechen. Und eines Tages kommt ein kleines Kind unter der Bettdecke hervor. Davon ist nicht zu sprechen.

Ein gesprochenes Wort kann wie eine Beschwörung wirken! Es kann Dämonen heraufbeschwören, kann aber auch die Verzauberung lösen! Und das letzte kann zuweilen notwendig sein. Man muss eine Dynamitpatrone auf die Eisenbahnschiene legen, wenn der Zug vor einer Gefahr halten soll. In Kriegszeit sprengt man Brücken in die Luft, um den Übergang zu verhindern. Aber das sind Notfälle, denn man kann sich selber den Rückzug abschneiden!

Es kann gefährlich sein, von dem Verhältnis zu sprechen, auch von den Gefühlen. Liebende geben der Sicherheit wegen Szenen aus ihrer Biographie. Sprechen gern von der Zukunft, dem Kommenden; auch von gleichgültigen Dingen, Bagatellen, nur um dem gefährlichen Thema, ihrem Verhältnis, auszuweichen. Und an dem Tag, an dem sie über ihr Verhältnis nachzudenken anfangen, ist der Weg geöffnet zum Unseligen. Sie gehen voneinander, um sich nie wieder zu treffen, wie sie meinen; das geschieht aber nur, um zu verbergen, was sie gesagt haben; um die

erste naive Stimmung, die kindliche Sorglosigkeit, wiederzugewinnen. Das Gewebe, das die beiden gewebt haben, ist so fein, dass man es mit dem Fadenzähler nicht sehen kann; es hat weder Prüfung noch Vergrösserung nötig; es wird nur empfunden wie ein Spinngewebe draussen im Wald, das sofort ein grauer Fetzen wird, wenn man es mit der Hand anfasst.

Gatten entdecken bald, oder nicht bald, dass man in der Vergangenheit nicht herumstöbern darf; und dass es am gefährlichsten ist, Äusserungen zu zitieren, die der andere früher einmal getan hat. Man kann einander damit unrecht tun, denn was „damals gesagt" wurde, kann bereut, wieder gutgemacht, annulliert sein.

Zuweilen aber, wenn durch Rücksicht und Nachgeben sich eine Menge falscher Werte angesammelt haben, dann muss man Bücherabschluss machen, alle fingierten Posten streichen, Schulden bezahlen, die Konten berichtigen.

Gewitter reinigt die Luft, kann aber auch einschlagen und zünden! Diese Gefahr muss man laufen, sonst kann man eines Tages in einem Lügenturm sitzen, der beim Einstürzen nichts hinterlässt als einen öden Platz mit Unkraut, auf dem Schweine weiden und Schlangen gedeihen.

Ich habe drei Blinde gesehen, die ich nicht für blind halte. Zwei vergassen sich und grüssten mich auf der Strasse, als ich einen grossen Erfolg gehabt hatte.

Auf einen ausgesprochenen Erfolg erlebt man recht eigentümliche Erscheinungen. Für mich ist es mehr etwas Negatives; der Druck hat für eine Weile aufgehört; ich selber habe keinen positiven Genuss, aber ich übe auf andere eine beinahe pathologische Anziehung aus. Man wird gegrüsst und gesucht, als habe man Sonnenschein zu bieten; die neulich bei einem Fiasko flohen, sind wie eine umgekehrte Hand.

Während einer solchen kurzen Periode grüssten mich die beiden Blinden.

Jetzt will ich von dem dritten sprechen. Bei einem Theater dritten Ranges in Berlin gab es einen Schauspieler, der als Komiker engagiert war, ohne es zu sein. Er schien mir ein Choleriker zu sein, und er war trocken und hart; ich verstand nicht, wie man ihn für einen Komiker halten konnte. Ich hielt ihn nicht einmal für einen Schauspieler, denn er w a r nie die Rolle; er hielt Vorlesung oder predigte, war unerträglich, mit einem Wort. Aber er hatte einen Namen und „zog“. Darum wurde er eines Tages von der ersten Bühne Berlins engagiert, um „eingesargt“ zu werden. Das verstand er aber nicht, sondern glaubte, sein Talent habe ihn dahin gebracht, und der Kamm schwoll ihm. Zuerst bekam er eine Charakterrolle, war aber ebenso unerträglich wie vorher. Die Kritik wollte nicht an ihn heran, aber das Publikum drehte ihm den Rücken.

Schnell ging es abwärts. Und er, der eben noch seine früheren Kameraden an dem Theater

dritten Ranges verworfen hatte, fühlte jetzt, wie alles zusammenstürzte, ohne dass ihm die Möglichkeit zu einem Rückzug blieb.

Eines Tages erschien er als Blinder auf den Strassen, von seinem Sohn geführt. Das sollte schön aussehen, aber ich konnte es nicht finden; es war etwas Posierendes, Theaterhaftes dabei, das meinen Ekel erregte.

Aber er hielt sich eine Zeitlang beim Theater, obwohl ich nicht verstand, wie er auftreten konnte.

Dann ging ich auf mehrere Jahre fort. Als ich zurückkam, fragte ich nach ihm.

— Ja, er wohnt hier gleich nebenan und ist nun ganz blind.

Ich wohnte im Westen von Berlin, und des Morgens ging ich auf den grossen um diese Tageszeit leeren Strassen spazieren.

Eines Tages kam ich früher als gewöhnlich hinaus.

Auf dem Trottoir vor einem grossen Haus mit Balkons ging mein Schauspieler, allein, ohne Stock.

Als er mich von weitem „erblickte", blieb er stehen, machte einen krummen Rücken, kriegte einen Schrecken und ging zur Haustür hinein.

— Er hat mich gesehen, und von weitem, also ist er nicht blind, sagte ich.

Einige Jahre habe ich dort gewohnt, bin so früh wie möglich ausgegangen, habe ihn aber nicht mehr gesehen. Er war lebendig in sein Grab gegangen!

Wenn ich versuche, seine Geschichte auszurechnen, so beginne ich mit der Schulkrankheit. Man hatte eines Tages ein solches Grauen vor der Schule bekommen, dass man sich krank wünschte, und so wurde man es, aber nicht ganz.

Als die eingebildete Erhöhung zu schwinden anfing, und er nicht wieder klein werden wollte, übertrug er den Schlag auf ein anderes Gebiet. Mitleid, Interesse meinetwegen, aber nicht als durchgefallener Schauspieler!

Fünfzehn Jahre hatte er wohl alle erdenklichen Marter erlitten, da er sich selber zum Dunkel verurteilt und Abschied vom Leben genommen hatte.

Ich vermute, dass er gottlos ist, sonst hätte er einen anderen Weg für die Resignation gewählt. Zuweilen frage ich mich auch, ob er schliesslich dadurch blind geworden ist, dass er sich und andern einbildete, er sei es.

Ein anderer Schauspieler bildete sich und andern schon in den 1850er Jahren ein, er habe Schwindsucht. Er lebte dann noch 47 Jahre und starb im Alter von 70 Jahren. Ich traf ihn bei einem nächtlichen Fest, als er 60 Jahre alt war. Er sprach nur von seiner Schwindsucht, von der ich damals seit 30 Jahren hatte sprechen hören.

Ein Arzt hat mir gesagt, Krankenhäuser und Sanatorien seien meistens voller Patienten, die gesund sind, es aber angenehm finden, gefüttert und gepflegt zu werden, „daliegen und Romane lesen zu können“. Auch deshalb habe ich nie die Schwindsuchtmarke gekauft, bin auch nicht in den Verein zur Bekämpfung der Tuberkulose eingetreten.

Eigentümlich ist, dass ich mit 60 Jahren niemals einen Schwindsüchtigen gesehen habe, weder unter Freunden noch Bekannten.

Ich habe schliesslich aufgehört, an Schwindsucht zu glauben.

Aber in den 60er Jahren hatte noch jeder Mensch Schwindsucht, obgleich sie dann 70 Jahre alt wurden; was unnatürlich ist!

Die Schwindsucht wurde in der 1820er Jahren von den Romantikern erfunden und scheint eher zur Literatur zu gehören als zur Medizin.

Aber es gab eine ganze Menge „nervöse Krankheiten“, die nicht in gewöhnlichem Sinn eingebildet genannt werden können.

Es gibt „grossesse nerveuse“ oder Schwangerschaft mit allen Symptomen, die den Spezialarzt täuscht, um sich schliesslich als nichts herauszustellen.

Im Krankenhaus liegen Menschen mit allen Symptomen des Rückenmarksleidens („Tabesgurt“) und sterben im Glauben an Tabes; aber bei der Obduktion zeigt sich keine einzige Läsion des Rückenmarkes, noch sonst eine krankhafte Veränderung im Körper.

Alle hysterischen Leiden sind in den „Nerven“, haben keine Wirklichkeit, sind Wahrnehmungen, folglich psychisch. Die hysterische Kugel, Clavus hystericus, Arthropathia hysterica, sind alle bekannte Erscheinungen ohne krankhafte Veränderungen, müssten also zu den Geisteskrankheiten gerechnet werden. Sie sind wohl Krankheiten auf einer andern Ebene, haben aber dieselbe Wirkung.

Heute ist die geheimnisvolle Blinddarmentzündung als Epidemie aufgetreten.

Man hat Kranke aufgeschnitten, die nicht die Krankheit gehabt haben; und man hat sogar einen Patienten geöffnet, der überhaupt keinen Blinddarm besass.

Wenn man von Einbildung in diesem Fall spricht, was meint man damit?

Niemand geht wohl kaltblütig zuwege und bildet sich ein, dass er diese Krankheit hat, sondern er wird wohl von der Vorstellung wie von einem gebieterischen Zwang ergriffen.

Dann spricht man von Zwangsvorstellung, das

ist aber bloss der Name einer Tatsache. Und ich stehe auf und frage: Wer ist der Zwinger? Wo ist er? Was will er?

Und damit ist die Frage vom Niveau der Medizin und Psychiatrie auf eine höhere Ebene gehoben, wo man den Doktor medicinae hinter sich, unter sich lässt und, wenn man klug ist, den einzigen Arzt sucht, der „nervöse Krankheiten“ und „Zwangsvorstellungen“ heilen kann.

Ich habe ihn gesucht, als alle andern Ärzte mich nicht zu heilen vermochten, und Er hat mir geholfen, Er allein!

Mit der angeborenen Ehrerbietung, die jeder Mann vor der achtenswerten Frau empfindet, habe ich in diesem Buch den veredelnden Einfluss, den die Liebe auf den Mann hat, zu erklären versucht. Ich versuchte uns Männern unrecht zu geben und glaubte einen Augenblick, das Schöne und Gute emaniere von dem eigenen Wesen der Frau.

Während dieser Versuche, auf die ich mich nicht ganz verliess, las ich in meinem christlichen Andachtbuch ein Kapitel mit der Überschrift: Vorgeschmack der ewigen Glückseligkeit. Der Autor sucht den erst in der Kindheit, findet aber nichts Nennenswertes. Kommt dann auf die Jugend und die erste Liebe. „Erde und Himmel wurden schöner bei den unsagbaren Gefühlen, die damals dein Herz in Bewegung setzten. Der Gegenstand deiner Liebe war dein einziger Gedanke. Alles, was damit vereinigt war, erhielt einen höheren Wert. Du tratest wieder in das Paradies deiner Kindheit ein, aber mit neuen Gefühlen und neuer Denkart. Jetzt schien dir alles göttlicher zu sein als früher. Welche höheren Tugenden fandest du nicht bei der Geliebten. Wie oft hieltest du dich nicht, in deiner Demut, aller Gegenliebe für unwürdig! Wie lieblich war nicht oft sogar dein Kummer, wieviel Trost lag nicht in deiner Qual. Welche edlen Entschlüsse entstanden nicht während dieser seligen Zeit in deiner Seele; wie tief schämtest du dich nicht wegen jeder Ungehörigkeit, wegen jeder Unart!“

Dann kommt die Wendung!

„Ich war glücklich! Aber mein Glück kam nur von einem Rausch der Einbildung, einer törichten Selbstverblendung. Ich erwachte nur allzu schnell aus meiner Täuschung und sah bei ruhigerer Ge-

mütsverfassung ein, dass alle die ausgezeichneten Eigenschaften, die ich während des Traumes bei dem Gegenstand meiner Liebe bewundert hatte, in Wirklichkeit entweder fehlten oder nur in geringem Mass vorhanden waren!"

Da kam es also!

„In deiner eigenen Brust lag das Himmlische, das du deiner Liebe widmetest, und du übertrugst nur dessen Bild auf den Gegenstand deiner Liebe!

„Du liebtest das Vollkommene, die reine Tugend, den Reiz der Güte, die Hoheit der Treue."

„Du liebtest und verschönertest selbst die Mängel der Geliebten."

Darauf fragt der christliche Verfasser:

„Wenn nun das Erwachen der Liebe eine neue Äusserung von der Unschuld des Kindes ist, von der Achtung und Ehrfurcht vor dem Göttlichen in der menschlichen Natur, warum hast du neben der Täuschung, die dich betörte, auch die glücklich machende Liebe zu dem Göttlichen und Vollkommenen von dir abgetan?"

Darauf kann ich, und viele mit mir, antworten:

Als wir entdeckten, die grosse Liebe sei eine Täuschung, schlossen wir daraus, alles andere, das weniger wert ist, sei eine noch grössere Täuschung! So gaben wir die Hoffnung auf, dass wir das finden würden, was wir suchten. Wurden für einige Zeit untätig und gleichgültig: Was hat es für einen Zweck, sich anzustrengen, wenn man doch wieder getäuscht wird?

Aber die Sache hat auch eine andere Seite. Wie fühlt sich das Weib, das der Gegenstand der gewaltigen Liebe eines Mannes wird, der sie, wie sie weiss, nicht entspricht? Lächelt sie über seine Halluzination, hält sie ihn für dumm, untergeordnet, weil er sich so leicht anführen liess?

Das böse Weib lacht heimlich, davon bin ich

überzeugt. Sie verachtet ihn in Wirklichkeit, übernimmt jedoch die Rolle und spielt sie bis zum Schluss, das heisst bis zur Trauung. Dann lässt sie die Maske fallen, und er sieht, dass er in die Hölle gekommen ist, statt ins Paradies!

Das gute oder indifferente Weib, glaube ich, schämt sich vor sich selber, wenn es so verehrt wird, legt vielleicht Fehler ab; empfängt durch Influenz gute Impulse und kann in ihren bessern Augenblicken ausrufen: „Ich bin nicht die, für die du mich hältst; du überschätzest mich!"

Das glaube ich bloss; denn es von einem Weib wissen, ist unmöglich, weil sie nichts von sich selber weiss, aus dem Grund, weil ihr Selbstbewusstsein fehlt.

Aber mein christlicher Verfasser soll das letzte Wort haben:

„Wenn du den beständigen Trug hier unten entdeckt hast, warum wendest du deine schönsten Gefühle und Hoffnungen nicht nach oben, in den Weltenraum hinauf, nach der anderen Seite? Suchst das Transzendente, steigst über das Vergängliche, Mangelhafte hinauf, das dir doch einen kleinen Vorgeschmack von dem Unvergänglichen gab, indem es zeigte, welche Hilfsmittel du in dir selber besitzest?"

Und ich setze bloss hinzu:

Vielleicht soll das Schöne und Gute, das ihre Gegenwart bei dir weckt, in ihren Schoss niedergelegt werden, um in einem kleinen Kind geboren zu werden, dessen Seele dann ein Ebenbild und ein Depositum des Göttlichen wird, das in dir vorhanden war!

Das ist ja der Weg zur Veredelung des Menschengeschlechts, welcher der Zweck der Liebe ist! Dann wird ja die Täuschung Nebensache, wenn nur der Zweck erreicht wird!

Es ist unbegreiflich, dass die Menschen (wir) meist davon überzeugt sind, dass die Materie oder die Wirklichkeit das einzig Reelle ist. Wir werden unaufhörlich gefoppt, wenn wir nach der Wirklichkeit greifen: sie rinnt fort, löst sich auf, verschwindet, und doch greifen wir danach.

Es gibt ja keine Illusion, so gross wie die Wirklichkeit. Heute öffnet sich der Himmel, und wir sehen einen Engel in Gestalt eines Weibes niedersteigen und uns trösten, uns veredeln, und wir legen wieder Wert aufs Leben. Dann gehen wir zu einem Diener des Herrn, legen den Eid der Treue ab, empfangen den Segen. Pardauz! Dann erwachen wir an der Seite einer fremden Furie, die uns vollständig unbekannt ist und deren Liebe der Beschreibung eines tödlichen Hasses entspricht. Wir fahren dennoch fort, unsere Todfeindin zu nähren und zu pflegen, wenn sie uns auch jeden Augenblick des Tages verrät. Wo ist der Engel geblieben? Der ist nirgendswo geblieben, denn er war gar nicht vorhanden. Es war eine Halluzination, hinter der keine Wirklichkeit stand.

Dann wird ein kleines Kind geboren; das ist mit vier Jahren ein Engel, um es bis zum fünften zu bleiben. Aber eines Tages kommt die Klage von Nachbaren, der kleine Engel habe ohne Veranlassung ein anderes Kind gebissen. Wir leugnen es, aber Zeugen bestätigen es. Und so weiter, und so weiter!

Ein armer Mann wird eines Tages reich. Er kauft sich ein Haus in der Stadt und ein Gut auf dem Lande. Jetzt beginnen seine Sorgen. Die Mieter in der Stadt belagern seine Wohnung und verlangen Reparaturen; das Dach leckt, die Öfen

müssen umgesetzt werden, Fensterhaken fehlen, die Wasserleitung versagt, Hof und Strasse werden vernachlässigt usw. Auf dem Gut hat der Pächter ein schlechtes Jahr gehabt, kann die Pacht nicht bezahlen; er hat auch ohne Erlaubnis Wald niedergehauen: Prozess, Gericht, Advokaten, Haussuchung. Usw.

Was ist denn Reichtum? Mehr Einkünfte, mehr Ausgaben, plus mehr Sorgen, was ein minus ist.

Der Ehrgeizige hat schliesslich nach sieben Höllen die Höhe erreicht und ist gekrönt worden. Er ist der Erste, wird König genannt und hat alles erreicht! Da steht morgen ein neuer König auf und wird gekrönt. Der alte wird allerdings nicht für abgesetzt erklärt, ist aber in den Schatten gestellt! Er schwindet dahin, wird blass, weint, fühlt sein Ende nahen, und ist auch bald zu Ende!

Oder so, etwas realistischer.

Er ist einige Zeit von seiner Furie entfernt, und sie beginnt ihm vor Augen zu schweben. Eine Sehnsucht erfasst ihn, sie wiederzusehen, ihre Jugend, ihre Schönheit . . . Dann kommt sie!

Als er sie erblickt, fasst er sich ans Herz, weiss nichts zu sagen . . . die Enttäuschung war zu gross. Und als sie es merkt, wird sie wieder die Furie!

Die Wirklichkeit war ja nichts, nur die Vorstellung war etwas. Denn als sie gegangen ist, kommt die Vorstellung wieder zurück, und an die kann man sich halten; die überlebt die Wirklichkeit, die ja nicht existierte. Aber all dieses, das nicht existierte, konnte man ja anfassen, wahrnehmen, sehen, hören; dann sind ja unsere Sinne trügerisch, und nur unser inneres Wahrnehmen ist verlässlich.

Unsere Gedanken über Gott, den wir nie gesehen haben und nie sehen werden, ist das Hand-

greiflichste und Zuverlässigste von allem! Und Gottes Existenz wird Gegenstand der Erörterung, während man die scheinbare Wirklichkeit als ein Axiom hinnimmt!

„Das Leben aus demselben Zeug wie unsere Träume!“ — „Ein Märchen, erzählt von einem Irren!“ (Shakespeare.) Die Wirklichkeit ist nur Illusion, und die Illusionen (die Ideen) sind Wirklichkeit!

Als er sich mit ihr verheiratete, war sie 23 Jahre alt, also ein altes Mädchen, aber auch mit einer reichsbekannten Vergangenheit. Sie bekamen sofort ein Kind. Da sie sich davor fürchtete, mehr Kinder zu bekommen, ging sie ihrer Wege, um sich etwas Neues zu suchen.

Als es ihr misslang, kam sie zurück, und er war so dumm, sie wieder aufzunehmen.

Denn jetzt begann die Litanei!

— Du hast meine Jugend geplündert ...

— War denn da etwas zu plündern?

— Du hast mich fortgeschickt, als du meiner müde warst ...

— Bist du denn nicht selber gegangen?

— Und dann hast du mir die Lebensfreude genommen ...

— Ich habe dich nur froh gesehen, wenn du Böses tun konntest; und übrigens, nachdem du deine Freiheit erhalten hast, leidest du unter Selbstmordmanie.

— Und dann hast du meinen Flügel verkauft!

— Du wolltest ihn ja nicht mehr haben, sondern bist auf und davon gegangen.

— Du bist ein kleiner Mensch.

— Warum?

— Geschenke zurückzunehmen ...

— Das habe ich nicht getan; aber du hast aus Geiz die Ringe behalten, die man schon aus Scham zurückzugeben pflegt.

— Wie unfein, daran zu erinnern.

— Du hast ja daran erinnert!

Sieben Jahre lang betete sie diese Litanei in allen Cafés der Stadt und tut es noch.

— Er, der meine Jugend geplündert hat!

Schon Plato-Sokrates benutzen das Wort astral von unserer Körperseele, und ich nehme das Wort auf, das die Theosophen wieder in die Sprache eingeführt haben.

Ich habe früher von telepathischen Verhältnissen erzählt, die zwischen Menschen feinerer Konstruktion vorkommen. Und ich hatte es wahrscheinlich gefunden, dass die Körperseele durch Äthervibrationen Übertragung zustande bringt. Besonders verstärkt sich dieser Rapport über einer Wasserfläche bei Zimmerwärme. Jetzt kann ich hinzufügen, dass diese Ströme, die sich in einer Art Wahrnehmung zwischen Duft und Geschmack äussern, bedeutend verstärkt werden, wenn ich schnell eine Tür öffne oder in die Nähe eines warmen Ofens komme.

Das würde ja stimmen mit der Auffassung, die Aristoteles vom Äther hatte: verdünnte Luft. Oder die Luft ist verdichteter Äther, das Wasser verdichtete Luft, die Erde verdichtetes Wasser. Das ist auch Swedenborgs Meinung; doch hat er die Theorie weiter ausgeführt.

Indessen hat die neuere Chemie angenommen, jedes Molekül sei von Äther umgeben. Und als man über den Dezimalbruch der Atomgewichte verdutzt war, griff man zu der begreiflichen Vermutung: „bei chemischen Reaktionen werde ein Teil des Äthers zur wägbaren Materie verdichtet oder Materie zu Äther verdünnt.“ (Rosenbergs Chemie S. 93.)

Wärme, Licht, Elektrizität gelten jetzt als analoge Äthervibrationen. Meine Astralströme scheinen sich auch besser in Licht als im Dunkel fortzupflanzen, am Tage besser als in der Nacht, in Wärme besser als in Kälte.

Im Vakuum, im Rezipienten der Luftpumpe, in der Glühlampe muss ja Äther vorhanden sein, und mit dem müsste man neue Experimente vornehmen. Während ich darauf warte, will ich einige Erfahrungen mitteilen, die ich im alltäglichen Leben gemacht habe.

Wenn ein Mann die Aura einer Frau in sich aufnehmen und sich mit ihr zu einem Wesen vereinigen will, so weigert sein Körper sich erst, grobe Nahrung aufzunehmen; er wird mager, sondert Fett ab, verzehrt sich selber; und erst wenn sich seine Gewebe verfeinert haben, besitzt er ihre Körperseele in seinen Geweben. „Du hast meinen Willen bekommen", sagt die Jungfrau im Volkslied.

Und das ist die Wahrheit. Jetzt kann der Mann sie zu sich wünschen, aus der Entfernung ihr fröhliche oder traurige Gefühle einflössen, ihre Schritte bewachen; und sie vermag dasselbe ihm gegenüber.

Die Wechselströme sind im Gang und dulden keine Störungen, darum werden die Liebenden isoliert, isolieren sich selber, und dulden keine Gesellschaft.

Hier will ich eine Beobachtung einschalten, dass Bacchus der Feind der Venus ist, und dass das alte „Venus sine Baccho friget" unwahr ist. Ich spreche nämlich von Venus Urania, nicht von Vulgivaga.

Ein Mann, der sonst, gleich Sokrates, nie trunken wird, wird berauscht von einem Glas Wein in der Nähe seines Weibes; wird so verwirrt, dass er faselt und taumelt.

Sollten die „Äther" des Weines wirklich in Zusammenhang mit dem Äther stehen? (Der Alkohol, das Feuerwasser, wird ja Äther, wenn er des Wassers beraubt wird, glaubt man.)

Ein Geliebter in reiner grosser Liebe hütet sich vor dem Wein aus blossem Instinkt, wenn er sein

Weib behalten will; vielleicht weil ihre Äthervibrationen nicht die des Weins vertragen. Aber der Mann, der eine böse Frau los sein will, kann sie buchstäblich „forttrinken“.

Diese gefährlichen Wechselströme zwischen Liebenden sind sehr empfindlich und äussern sich auf viele Arten. Wenn sie ihre Aura infolge einer Antipathie, die sie überkommt, zurücknimmt, so friert der Mann, aber mit einer unreinen, infernalischen Kälte, ganz wie der, welcher einen lieben Verstorbenen betrauert.

Und wenn sie in Gesellschaft geht, in der fremde Herren sie mit ihren Blicken verunreinigen, wird der Mann von einem Gefühl überfallen, als ob Nesseln seinen Körper verbrennen; er muss sich die Kleider vom Leibe reissen, kaltes Wasser über sich giessen, um sich zu beruhigen und sie.

Ein kokettes Weib, das sich, unschuldig, wie sie glaubte, damit ergötzte, dass sie die Begierden der Männer reizte, fühlte eines Tages diese Nessustracht an ihrem Leib, dass sie die Kleider abwerfen und kaltes Wasser nehmen musste. Aber sie verstand nicht die Ursache, und liess sich nicht aufklären, bis sie von Selbstmordmanie überfallen wurde!

Kokette Frauen sind daher immer nervös, sehen verheert aus, altern schnell, und nehmen ein schlimmes Ende. Damit wagen sie zu spielen!

Wenn man den Strömen einer Frau ausgesetzt ist, meistens während des Schlafes, so kann man sich isolieren. Ein Zufall veranlasste mich, eines Abends ein wollenes Tuch über Achseln und Hals zu werfen; und in dieser Nacht war ich geschützt, obwohl ich die Attacken der Ströme merkte. Dass Wolle isoliert, müsste ja für elektrische Wirkung sprechen, und Jaegers Wollenzeug hätte ja unter den schrecklichen Hypnotismuszeiten als Isolierer dienen können. Ich war Jaegerianer, und

wurde erst ruhiger. Als ich aber meine Seele zu reinigen angefangen, wurde ich von der Wolle gequält und warf sie ab, nahm nur mein Hemd aus Baumwolle.

Ich bin Strömen von Hass ausgesetzt gewesen, die mich zu ersticken drohten, und sich als Geruch von Mortalin äusserten. Das waren die Methoden der Hexen!

Und als ich mir einmal den Hass einer Hexe zugezogen hatte, träumte ich, der Blitz habe in meinen Salon eingeschlagen. Am Morgen fand ich den Rahmen ihres Bildes, das im Salon hing, voller Sprünge, deren Auftreten ich damals nicht erklären konnte, wenn ich sie auch in Zusammenhang mit dem Traum brachte.

Ich habe Grund zu glauben, dass die Körperseele unter gewissen Verhältnissen aus der Hülle austreten und sich fortbewegen kann, buchstäblich nach einem andern Ort. Meinen ersten grossen Fall habe ich in „Inferno“ geschildert. Das war während des Rausches; und der Alkohol besitzt neben gewissen giftigen Kräutern die satanische Eigenschaft, die Sensibilität zu exteriorisieren.

Darum wurde der Rausch von Hexern benutzt.

Und noch heute kann man in den Abendgebeten unseres Gesangbuchs sagen, dass man seine Seele in Gottes Hand befiehlt, indem man ihn um Schutz bittet gegen „glühende Schüsse“, gegen „plötzlichen Schreck“ und vor „dem Sturm der Gottlosen“; was alles ja nur bedeuten kann: böse Einflüsse schlafender Menschen.

Wer darum dem Nachtschrecken, dem Alp, unreinen Gedanken entgehen will, hat nur sich selber zu reinigen durch Mässigkeit, Nüchternheit, Waschung, Selbstprüfung und Gebet!

Das ist erprobt!

Wenn sich ein Mensch mit aufrichtigem Abscheu vom Bösen gewandt hat, erhält er unsichtbare Helfer und Berater auf dem neuen guten Weg. Diese Helfer, Schutzengel, sehen wir niemals, aber sie geben sich auf viele Arten zu erkennen, teils durch immanente Äusserungen von Antipathie, teils durch hörbare Laute, Warnungssignale, Klopfen in der Wand, Zirpen im Ohr, Zwicken im Fuss, Knabbern einer nicht vorhandenen Maus; die letzte kann sich jedoch zeigen (dem Alkoholisten).

Ich will einige Fälle erzählen, um denen einen Dienst zu erweisen, die Ähnliches erlebt haben, ohne es zu verstehen.

Vor fünfundzwanzig Jahren wurde ich von einem unheimlichen Menschen besucht, der mich hasste, und nur kam, um falsch zu sein und mich dem Feinde zu verraten.

Ich hatte ihn nicht gerade in Verdacht, aber ich litt unter seiner Gegenwart, liess mich jedoch zum Sprechen verlocken, geriet in kalten Schweiss und musste hinausgehen und mich erbrechen.

Der Mann ging, kam aber bald wieder. Da erzählte er, ein Freund habe angefangen zu trinken.

— Das kann ich nicht glauben, antwortete ich, denn als er und ich uns gestern trafen, war er auffallend mässig.

— Dann verträgt er wohl nichts, antwortete der Unheimliche. Denn als ich zuletzt mit ihm trank, musste er nach einem Glas hinausgehen und sich übergeben.

Ich konnte ja nicht sagen, das Erbrechen sei von ihm, mit dem ich sprach, hervorgerufen worden, aber es war mein fester Glaube, und so war es auch.

Zwanzig Jahre später erlebte ich Ähnliches in kurzem Beisammensein mit einem unsympathischen

Menschen, nur mit dem Unterschied, dass ich erst fast ohnmächtig geworden wäre.

Vor zehn Jahren sass ich eines Abends allein an meinem Schreibtisch. Ich höre es klingeln. Im selben Augenblick schmerzt es mir in der Magengrube.

Ein reisender Mann gefährlicher Art wird angemeldet. Er kam herein, und wir gingen natürlich aus. Als wir ins Café eintraten, wurde ich „krank", und zwar so intensiv, dass ich nach Haus gehen musste. Als ich nach Haus kam, wurde ich gesund. Das war doch ein deutlicher Wink.

Einige Tage später kam ein Bruder auf Besuch.

— Nun, hast du L. getroffen?

L. war ein entfernter Bekannter, der kein guter Verkehr war.

— Nein, antwortete der Bruder, ich wollte zu ihm gehen, aber gerade als ich fortgehen wollte, wurde ich „krank" (dieselbe Krankheit, die ich gehabt hatte).

Das kann sich zuweilen auch umkehren, denn in einem halben Jahr beobachtete ich drei Personen, die bei mir „krank" wurden. Entweder durfte ich nicht mit ihnen verkehren, oder sie nicht mit mir. Der Verkehr hörte auch auf!

Aber man erhält nicht immer direkte Antworten auf seine Gebete zu Gott, als ob einem gesagt werde: „Du sollst selber wählen! Gebrauche deinen freien Willen!"

Dabei kann man jedoch, wie Sokrates, negative Warnungen erhalten, von seinem Dämon, ohne positiven Rat zu bekommen.

Während einer verhängnisvollen Verbindung mit einer Frau suchte ich mich loszureissen, bat Gott um Hilfe und um Mittel vor allem!

Zuweilen fühlte ich es wie eine Pflicht, des Kindes wegen zu bleiben. Aber ich erhielt keine Antwort, im Gegenteil ebensoviele Zeichen dafür wie dagegen.

Nun ging ich jeden Morgen am Ufer einer Bucht spazieren, die ich die „Trümmerbucht“ nannte, weil die Strömung viel Wrakgut anschwemmte.

Eines Morgens, während meiner inneren Kämpfe, geschah mir dieses wunderbare Ereignis.

Als ich auf die Brücke kam, sah ich weit hinten auf der Bucht ein weisses Segelboot mit schlagendem Segel. Als ich nach zehn Minuten die Trümmerbucht erreichte, landete das Segelboot zu meinen Füssen. Niemand sass am Steuer, niemand war im Boot, niemand war darin gewesen. Es war keine Vision oder Halluzination, denn das Boot blieb noch mehrere Tage mit gehisstem Segel liegen.

Es war ein Boot, das los geraten, das war klar; dass es aber meinetwegen geschah, das ist gewiss.

Als ich diesen Fall einem Okkultisten erzählte, rief er:

— Du hättest dich in das Boot setzen sollen.

— Ich wagte es nicht; ich war zu schüchtern, um zu glauben, es sei gekommen, um mich zu holen!

Zur selben Zeit, nachdem ich mit der Frau wieder in loser Verbindung angeknüpft, geschah mir dieses am selben Ort. An der Trümmerbucht lag eines Morgens das abgehauene Achter eines Kutters. Im Steuerloch stand eine Kiste, und auf der Kiste lag ein Bocksfuss.

Das war ein deutlicher Rebus. Hau dir den Schwanz ab, säge den Bocksfuss ab!

Ferner: Eines Morgens lag ein weisses Kanoe in dem eingedrungenen Wasser.

An einem andern Morgen: eine Matratze mit einem grossen Loch, aus dem das Stroh herausguckte. (Paillardise!)

Warum nahm ich die Warnungen nicht an? Doch, ich nahm sie an; bat Gott um Kraft, mich aus der Erniedrigung reissen zu können; er aber versagte mir die Kraft. Und ich war nicht sicher, ob ich nicht, zur Strafe, im Elend bleiben müsse. Die Einsamkeit ist ja steril; das Zusammenleben mit einer Frau ist mir immer natürlich vorgekommen, selbstverständlich, notwendig und pflichtgemäss. Bürgerpflicht habe ich es genannt.

— Hast du denn die Mittel, dich zu verheiraten? fragen die Unbussfertigen, die es für einen Luxus halten.

Wenn ich verheiratet bin, so bekomme ich Mittel, wenn ich nur gleichzeitig das Junggesellenleben aufgebe.

Ich erhielt keine Aufforderung, mich wieder zu verheiraten, empfing aber Warnungen vor Paillardise.

Ich verstand dies nicht, und mein Nichtverstehen verursachte meine Disharmonien. Und ich verstehe noch heute nicht, wie ich leben soll.

Ehe und häusliches Leben ziehen mich ins Materielle hinein und hinunter, aber es ist eine harte Schule, mit Opfern und Entsagungen, mit Druck auf den Willen; und indem man etwas hat, gegen das man reagieren kann, wird der Wille abgehärtet, die Begierde gereinigt.

Andererseits aber wird man erniedrigt, wenn man zu Paillardise in der Ehe verurteilt ist; und beugt man sich nicht vor ihrer Lust, so droht sie, zu gehen — zu einem andern!

Zuweilen habe ich geglaubt, das weisse Boot bedeute: Geh fort von allem!

Das heisst, ich hätte Erlaubnis, die Erniedrigung des Lebens zu verlassen.

Dante setzt Cato nicht unter die Selbstmörder des Inferno, denn Cato ging seiner Wege aus den Sünden einer verfaulten Zeit, die ihn zu ertränken drohten.

Ich habe wirklich zuweilen geglaubt, Gott habe mich gerufen und diesen Beweis des Vertrauens von mir gefordert. Und zwar in dem Augenblick, als ich rief: Erlöse mich, Herr, ich vergehe!

Aber im letzten Augenblick habe ich gefühlt, dass meine Mission noch nicht aus sei; dass ich den Menschen noch mehr zu sagen habe! Und dann ward ein Engel gesandt, um mich zu trösten, gerade als ich gen Himmel schrie: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?



Die gewöhnlichste Äusserung der Gegenwart eines „Helfers" ist das bekannte Klopfen oder Pochen in den Wänden. Alle Menschen haben es erfahren, aber mit „natürlichen Erklärungen" in den Wind geschlagen. Unzählige Male habe ich früher und jetzt diese Warnungen gehört, aber früher nicht verstanden, weil ich eine gottlose Kreatur war.

Seit 1896 (Inferno) habe ich verstanden, aber nicht immer gehorcht, weil ich unschlüssig gewesen, ob es eine Prüfung sei, der man widerstehen, oder eine Warnung, der man folgen müsse.

Ein Beispiel. An einem Sonntagabend kam ein unbestimmter Freund auf Besuch und war willkommen, weil ich einsam gelebt und meine Stimme lange nicht gehört hatte. Wir setzten uns nieder, tranken ein Gläschen und plauderten. Ich war

gesprächig, witterte aber ein Anliegen bei dem Mann. Er wollte etwas wissen!

Ich näherte mich dem gefährlichen Thema, das er mit seinen Blicken, oder Gedanken, hervorzurufen schien, denn zu fragen wagte er nicht.

Da klopfte es in der Wand. Ich liess mir nichts merken, nahm aber die Warnung an.

Es klopfte wieder!

— Was war das? sagte er.

— Ich weiss nicht.

Da erzählte er eine Geschichte, die sich eben bei ihm zugetragen hatte. Sein Kind war eines Abends aus dem Flügel des Gebäudes fortgelaufen, weil es in den Wänden geklopft habe, obwohl „niemand dagewesen sei".

Da bekannte ich kurz!

— Das sind Warnungen von unseren guten, unsichtbaren Helfern.

— Wie geht es denn zu?

— Entweder ist es ein reines Wunder oder es besitzt einen wirklichen Grund. Kann man feststellen, dass ein Mensch auf der anderen Seite der Wand geklopft hat, so muss man es als eine Anregung betrachten, dergestalt, dass der Klopfende eine Mahnung erhalten, zu einem gewissen praktischen Zweck gerade dort einen Nagel einzuschlagen.

In meinen meisten Fällen hat kein Mensch geklopft, aber zuweilen ist es ein Mensch gewesen. Ich selber habe eines Abends eine Mahnung erhalten, ein Bild umzuhängen, und obwohl ich ungern Nachbarn störe, überwand ich die Bedenken. Nachher aber kam mir der Gedanke, dass es auf eine Anregung geschah, und dass ich vielleicht als Warner in einer gefährlichen Situation auftrat, die ich nicht kannte und nie kennen lernte!

Als ich 55 Jahre alt war, traf ich einen Mann auf der Strasse, der mich wie ein alter Bekannter beim Vornamen begrüsste. Er hatte weissen Bart und weisses Haar, aber es schimmerte noch etwas Fuchsrotes hindurch. Ich suchte in der Erinnerung, fand ihn aber nicht wieder, nicht einmal in den Blicken, doch weckte die Stimme dunkle Erinnerungen. Da sagte er seinen Namen! Und ich erinnerte mich an einen Geschäftsmann, der vor dreissig Jahren einer sehr hochstehenden Persönlichkeit gleichen sollte. Er war ein schöner Mann mit seinem grossen schwarzen Bart; er benahm sich auf eine Art, die jedoch nicht zu seinem Mittelstand passte; er kam mir bei unserm kurzen gelegentlichen Verkehr etwas einfältig vor, und sein unbedeutendes Innere schien mir nicht seinem prätentiösen Äussern zu entsprechen. Auch fand ich, dass die Augen nicht in den Kopf oder zu der Maske gehörten. Er sah nämlich so aus, als sei er maskiert.

Am nächsten Tage traf ich einen Verwandten und erzählte die Begegnung.

— Wusstest du nicht, dass X. Bart und Haar gefärbt hatte?

— Nein, das habe ich nicht gewusst, jetzt aber glaube ich es immer gewusst zu haben. Aber wie war seine natürliche Farbe?

— Sie war rot!

Im Nu hatte ich den Mann ummaskiert.

— Maske sein ganzes Leben! Er freute sich wohl, als das Haar weiss wurde und er Maske und Flaschen ablegen konnte!

Die gewöhnlichste Ursache zu Krankheiten des Gemüts sollen zerstörte Illusionen oder, mit einem andern Wort, getäuschte Hoffnungen sein, unglückliche Liebe eingeschlossen.

Die Seele hat sich aus dem Körper ausgedehnt und sich einer andern Seele aufzupfropfen begonnen; geht diese dann ihres Weges, so nimmt sie die Seele des Unglücklichen mit; der hat sich selber verloren, ist entzwei gegangen.

Aber es gibt für den Leeren eine Art, sich mit einer neuen Seele zu füllen; und die besteht darin, dass er das Göttliche im Gebet sucht. Da wird eine neue Seele in ihm geboren und er ist von neuem geboren, gerettet.

Wer bei dem Bruch einer Liebesverbindung sich nach der Treulosen, die gegangen ist, sehnt, sehnt sich eigentlich danach, seine Seele zurückzuerhalten, sehnt sich nach sich selber; denn, kehrt die Fortgelaufene zurück, gewährt sie keine Befriedigung, kein Glück; das war auch eine Illusion. Aber bei dem unangenehmen Wiedersehen kann durch einen stürmischen Austausch von Worten und Gedanken der Verlassene seine Seele zurücknehmen, sein Eigentum von den feindlichen Bestandteilen der andern trennen und geheilt aus der Begegnung hervorgehen.

Das ist wie eine Erbteilung oder Gütertrennung.

Oft aber dauert diese Krisis das ganze Leben.

Ein Mann ging treulos von einer Frau und sie brach entzwei. Aber ihr schlimmstes Leiden war die Wahrnehmung, dass er mit einer andern Frau ging und ihre Seele besudelte, die er noch mit sich herumtrug. Um den gefährlichen Kontakt zu unterbrechen, peinigte sie ihren Körper durch Wachen und Fasten, brennenden Durst und eis-

kaltes Wasser. Manchen gelingt es, ihr aber nicht! Darum blieb ihr nur übrig, sich das Leben zu nehmen, und das tat sie.

Aber er, der Treulose, musste etwas von seiner Seele bei ihr niedergelegt haben, denn, als sie starb, wurde er schwermütig und schwand dahin; auch verliess ihn seine neue Geliebte.

— Bis in den Tod hat sie ihn geliebt, sagten die Leute.

— Das hat sie nicht getan; sie hat ihn gehasst, aber sie musste ihre Seele wiederhaben, und diese Sehnsucht nannte sie lieben.

Ein schwermütiges Weib im Übergangsalter verheiratete sich mit einem älteren fröhlichen leichtsinnigen Mann, dem es während der Verlobungszeit gelang, durch Feste und Geschenke sie in Humor zu bringen. Sie gehörte zu den Frauen, die, selber schwermütig, Männer suchen, um aufgeheitert zu werden.

Nach der Trauung wurde sie schwermütig, da nicht jeden Abend ein Fest sein konnte. Ihre Schwermut bedrückte den Mann so, dass er wie vernagelt wurde. Und je mehr sie ihm seine Schwermut vorwarf, desto mehr versteinerte er, und schliesslich wurde er stumm in ihrer Nähe. Er nahm die Schuld auf sich, konnte aber die Erscheinung nicht begreifen, dass er in der Gesellschaft aller andern Menschen immer äusserst fröhlich wurde.

Jedoch, er nahm die Schuld auf sich; hatte ein Gefühl, als bedrücke er sie, und als sie es verlangte, gab er ihr die Freiheit.

Nun wollte sie hinausgehen und die Freude in der Freiheit suchen. Sie suchte Gesellschaften auf, bekam einen Verkehr und einen Hof. Aber nach drei Tagen hatte sie einen Menschen satt. Die waren so schwermütig! Und sie jagte sie hinaus, wurde einsam und dachte an Selbstmord.

Da traf sie einen Mann, der viel jünger als sie war, einen Wilden, dessen Humor mehr als fröhlich war, der das Leben liebte und die Lebensfreude verehrte. Das war ihr Fall und sie nahm ihn als Bräutigam.

Nach acht Tagen fand sie sich verlobt mit einem „traurigen, schwermütigen Mann, von dessen Ehe sie weder Glück noch Freude erwartete“.

Sie hatte ihn angesteckt!

Nun hätte sie ja das Geheimnis entdecken müssen: dass sie nämlich ein bodenlos verzweifelnder Mensch war, weil sie das Glück nicht in Arbeit, Häuslichkeit und Pflichten suchte, sondern an unrechtem Ort.

Sie empfand wohl manchmal die Hohlheit der Vergnügungen, durchschaute die Menschen, erhielt keine Illusion von der leeren Freude.

So wurde ein glänzendes Fest für sie veranstaltet, um sie nach der Scheidung zu zerstreuen. Sie hatte die jüngsten feinsten geistreichsten Kavaliere; aber die konnten ihr kein Wort sagen. Sie verstand nicht, was sie sagten. Das ewige Schweigen und die Versteinerung herrschten an ihrem glänzenden Tischplatz.

Nach dem Souper wurde getanzt. Sie ermüdete sofort und setzte sich hin, um zuzusehen. Und da sie zweifelnd und hochmütig aussah, wurde sie hässlich. Darum blieb sie sitzen.

Da öffneten sich ihre Augen und in dem Lieblingstanz Cake-walk sah sie Schlangen gegen Affen figurieren. Als man einen Bostonwalzer tanzte, glaubte sie eine Krankengymnastik zu sehen.

Da lief sie von allem davon, fuhr nach Hause zu ihrem Kind; und dort fand sie, was sie suchte: die Freude, die solide, die dauerhafte.

Ihre Leere hatte alle Menschen schwermütig gemacht, nur das Kind machte sie nicht schwermütig. Das kleine Wesen war unempfänglich für die Schwermut der Mutter; denn es stand noch in Verbindung mit der Sternenwelt; und es allein konnte diese Seele vom Dunkel erleuchten, bis eines Tages die irregeleitete Mutter den kläglichen Vergnügungen der Welt den Rücken kehrte und bessere suchte.

Da begann sie selber Licht zu verbreiten, und schliesslich kam sie so weit, dass sie den Betrübten und Schwermütigen Trost geben konnte.

ÜBER SELBSTMORD

Selbstmord gilt im allgemeinen für eine Todsünde, und ist es wohl auch. Eine entehrende Strafe trifft den Toten, und erreicht ihn jenseits des Grabes. Diese Rache sollten Menschen nicht an einem Unglücklichen nehmen, dessen letzte Augenblicke sie nicht kennen können.

In den meisten Fällen folgt der Unselige einer unbezwingbaren Aufforderung und begeht die Handlung, um einem grösseren Übel auszuweichen.

Dante zählt Cato den Älteren und Lukretia nicht zu den Selbstmördern, sondern bringt sie anderswo unter, wo sie allgemeine Achtung geniessen. Und der Dichter entschuldigt ihre Handlung mit der Erklärung, Lukretia sei lieber gestorben, als dass sie entehrt gelebt habe; und dass Cato aus der Welt der Sünde ging, um nicht tiefer zu sinken.

Der dieses schreibt, ist seit seinem neunten Jahr oft versucht gewesen, freiwillig das Elend zu verlassen, viele Male. Auch als religiöser Mensch hat er die Mahnung empfunden; und er hat Gott gebeten, es tun zu dürfen. Ja, er hat schliesslich eine lobenswerte Handlung darin gesehen, die Gott als einen Beweis des Vertrauens fordere! Dass er nach einem höheren, reineren Leben in Gott sich sehne, ihm entgegeneile, mit voller Zuversicht, dass Gott ihn gerufen habe und bereit sei, sein Kind mit Verzeihung und offenen Armen zu empfangen.

Aber ich will Selbstmord nicht verteidigen, wenn ich auch so vermessen bin, zu glauben, dass die gelungenen Selbstmorde erlaubt sind, die misslungenen nicht.

Ist die Mahnung unwiderstehlich, ja, dann kann nicht mehr die Rede sein von freiwillig oder un-

freiwillig. Es war eine unfreie Handlung und der Unglückliche also moralisch nicht verantwortlich.

Darum müsste man alles gedankenlose Gerede, es sei mutiger, zu leben als den Tod zu suchen, lassen. Die Frage nach dem Mut bewegt sich nicht auf dieser Ebene, gehört nicht zum Thema; es ist nur so oder so; aber weder mutig noch nicht mutig, sondern ganz etwas anderes. Nenne den Selbstmörder nicht anders als einen Unglücklichen, dann tust du recht; und damit ist alles gesagt!

Es sind nur noch zehn Tage, bis sich seine Frau mit seinem schlimmsten Feind wieder verheiraten soll. Und dieser Feind soll der Stiefvater seines geliebten sechsjährigen Töchterchens werden.

Der Bräutigam ist rohe Unterklasse und hat die Mutter schon geschlagen; es ist also anzunehmen, dass er ebenso unmenschlich gegen die Tochter sein wird.

Der erste Mann hat keine Schuld. Sie ging von ihm, um Abwechslung zu suchen und einen Kavalier für Kneipe und Café zu finden.

Jetzt muss der geschiedene Mann früh morgens ausgehen, um nicht Gefahr zu laufen, sie zu treffen. Sonst muss er den ganzen Tag zu Haus bleiben. Wenn er aber morgens ausgeht, hat er einen geladenen Revolver in der Tasche.

Und er späht, ob er sie nicht doch kommen sieht. Die drei: er, der Elende, des geschiedenen Mannes geliebtes Kind an der Hand und den Arm der Mutter unter seinem.

Zuweilen glaubt er sie zu sehen, und dann fasst er nach der Tasche.

Der Revolver soll ihn von dem Anblick befreien, nicht ihn rächen oder sein Schicksal verhindern, denn das kann er nicht, das weiss er vorher!

STÄRKER ALS WIR
(Plus fort que nous)

Sie hassten sich gegenseitig mit Worten und Gedanken; er schlug sie, verbrannte ihr Bild, verleumdete sie öffentlich; sie rächte sich so gründlich, wie sie nur konnte, schlug zurück, verleumdete wieder, liess ihn frieren und hungern, nahm ihm das Kind.

Aber die Verwandtschaft, das Verlangen nach Vereinigung, überlebte die Feindschaft; gegen ihren Willen wurden sie zueinander gezogen; es war, als trügen sie zwei selbständige Wesen unter der Haut, und diese Wesen liebten sich auf eigene Faust, trotz dem Hass der beiden Feinde. Diese geheimnisvollen Wesen teilten eine Art Liebe den Antagonisten mit, die sich wirklich in Eros begegneten und für einige Augenblicke einander das Glück schenkten.

Darum ist wohl die Liebe unabhängig von Vernunft und Abneigung, kann sogar die Scheidung überleben.

Die Theosophen sagen, indem sie an die Reinkarnation denken, dass die Kinder ihre Eltern wählen.

Darum wählt „man“ in der Liebeswahl nicht, sondern wird gewählt, ohne Widerstand leisten zu können; und darum auch existiert die Liebe selbständig mitten im Hass und parallel mit der Antipathie.

Es geht über unsern Verstand und unsern Willen!

HINREICHENDER GRUND

Gerade heraus gesagt: Ich schreibe all mein Missgeschick, all mein Unglück der einzigen Ursache zu, dass ich gottlos gewesen bin.

Ein Mensch, der die Verbindung mit dem Göttlichen abgebrochen hat, kann ja keinen Segen empfangen; und alle Worte wie „der Schmied seines Glücks, selfmade man, eigne Kraft“, sind Streu!

„Wenn der Herr nicht das Haus baut, so arbeiten die vergebens, die daran bauen.“ Das ist die ganze Wahrheit!

Dass auch ein gläubiger Mensch von Unglück getroffen werden kann, das wissen wir; aber dieses Unglück wird anders empfunden; es sind Prüfungen, die hingenommen werden, vorübergehen und einen stillen Frieden und ein stilles Glück hinterlassen.

Aber systematisches Pech, eines fleissigen Menschen vergebliches Streben, sich eine Existenz zu schaffen, das verrät gleich, dass die Ursache Gottlosigkeit ist. Es ist kein Segen dabei! Und der Fluch ruht auf allem, was er anfasst.

Kommt wirklich Geld ein, so geht es, wie es gekommen, wird ihm aus der Hand gerissen. Und nichts bleibt, nichts gedeiht bei dem Gottlosen.

Ich könnte wohl zu meiner Entschuldigung die ungläubigen Lehrer meiner Jugend nennen: den Leugner der Höllenlehrer, den Verteidiger Julians, den Jesusbiographen, den „Abschied aus der Kirche“, und andere. Aber ich will die Schuld selbst auf mich nehmen; dann habe ich jemand, der sie tragen hilft!

PHILOSOPHIE UND SYMBOLIK DER BLAUSÄURE

Wenn man einem Hund Blausäure in den Schlund spritzt, so fällt er tot nieder, wie von einer Büchsenkugel ins Herz getroffen.

Das kann ja nicht gewöhnliches Ersticken sein, denn die verlangt ihre Zeit, wie man von dem langen Todesprozess der Ertrunkenen weiss.

Vergiftung kann es auch nicht sein, denn Absorption muss auch ihre Zeit haben.

Man hat auf Katalyse oder unbekannte Kontaktwirkung geraten.

Mit einem Wort, der schlimmste Feind des Lebens, das Cyan, der Cyanwasserstoff und die Cyanverbindungen töten, ohne dass man die Ursache kennt!

In der Medizin habe ich nichts gefunden, aber in der Tierarzneikunde habe ich gelernt, dass Cyanwasserstoff ein tödliches Nervengift ist. (Fröhner, Toxikologie für Tierärzte, Berlin, 1901.)

Wo im Laboratorium der Natur findet sich denn dieses Gift?

In den Kernen (Samen) vieler Obstbäume: Mandel, Pfirsich, Pflaume usw.; die Kerne werden dadurch vor Untergang geschützt.

„Vom Fruchtfleisch der Bäume dürft ihr essen, wenn ihr aber vom Samen des Lebens esset, so werdet ihr sterben.“

Im Tierreich kommt Blausäure vor, aber als Glykosid, also gebunden, in der Drüsenaussonderung der Tausendfüsse, bei Kröten, Tritonen, Salamandern. (Professor Fröhner.)

Aber auch der Speichel des Menschen soll nach 40jähriger Angabe Rhodankalium (Schwefelcyankalium) enthalten; das ist wohl so zu verstehen, dass unser Speichel unter dem Einfluss gewisser

Reagentien durch Kommutation KCNS freimachen kann.

Wie wird nun Cyan auf den Laboratorien dargestellt?

Bekanntlich aus Blut und Eisen! am liebsten, aber sonst und am gewöhnlichsten aus allen tierischen Bestandteilen, die mit Pottasche und Eisenfeilspänen erhitzt werden. Dabei bildet sich gelbes Blutlaugensalz, bald Kaliumeisencyanur, bald blausaures Eisenoxydulkali, bald ganz anders genannt. Aber 40 Jahre lang habe ich dessen Konstitutionsformeln so wechseln sehen, dass ich jetzt an keine mehr glaube.

Berzelius schrieb sie als 2 Cyankalium + 2 Cyaneisen, mit Wasser.

Gelbes Blutlaugensalz ist ja Cyan noch im Zustand der Unschuld. Es sieht aus wie kristallisierter Honig, schmeckt süss, hat einen etwas bittern Nachgeschmack.

Bei der Elementaranalyse, die eine sehr entwickelte Synthesenserie ist, gibt gelbes Blutlaugensalz diese prozentische Formel:

37,93	Kalium	
17,04	Kohlenstoff	} Cyan = 36,93
19,89	Stickstoff	
13,25	Eisen	
12,79	Wasser	

Das Merkwürdigste bei dieser und andern Cyanverbindungen des Eisens ist, dass das Eisen mit gewöhnlichen Reaktionsmitteln nicht zu entdecken ist. Das Eisen muss also in seine Bestandteile, Kohlenstoff und Wasserstoff, zerlegt sein.

Hier will ich eine Anmerkung aus Cleves Lehrbuch einschalten, die Jahre lang meinem Auge entgangen ist, entweder als ein Lapsus oder ein Druckfehler, obwohl sie eine grosse Entdeckung verbirgt.

Cleve sagt (Seite 327), gelbes Blutlaugensalz mit Ozon gibt unter anderm Chlor oder Chlorkalium.

Wenn die Angabe richtig ist, so interpelliere ich hiermit die Chemische Gesellschaft in Stockholm und frage direkt: Ist die Angabe vom Auftreten des Chlors richtig, woher kommt es dann? Gelbes Blutlaugensalz enthält kein Chlor, das Lösungswasser darf nicht Chlor enthalten, Ozon ist nur Sauerstoff. Ich frage zum ersten-, zweiten-, drittenmal: Woher kommt das Chlor?

Es muss sich wohl aus Cyan bilden oder entstehen, mit dem es als Haloid verwandt ist, oder aus des Ozons 3 Sauerstoff.

Kehren wir zur Blausäure zurück, die noch unschuldig in dem gelben Blutlaugensalz schlummert, so gehen wir einen Schritt weiter und verwandeln das Blutlaugensalz in das giftige Cyankalium.

Vom gelben Blutlaugensalz, das bei 100° wasserfrei gemacht und nun weiss ist, werden 8 Teile mit 3 Pottasche gemischt und in eisernem Tiegel mit Deckel erhitzt.

Das Obere der Schmelze wird abgegossen, und ist Liebigs Cyankalium (mit dem Cyan gemischt).

Wenn dieses Cyankalium offen an der Luft liegt, verwandelt es sich selber zu Pottasche oder kohlensaurem Kali.

Die Kohlensäure soll aus der Luft kommen, und ist wohl auch aus der Luft gegriffen, denn vernünftiger ist die Annahme, dass Cyan zu Kohlensäure transmutiert. Ich will nur daran erinnern, dass das Kohlenoxyd Co = Molekulargewicht (Äquivalent) 14, eigentliches Gewicht 0,96978, und dass Stickstoff N = (Äquivalent) 14 mit demselben eigentlichen Gewicht wie Kohlenoxyd oder 0,96978, wo alle fünf Dezimalstellen stimmen.

Äquivalentes Kohlenoxyd (Karbonyl) kann also Stickstoff sein (äquivalentes, da das Atom = 28 = 14 × 2). Und dann kann sich Kohlensäure sehr wohl aus Cyan bilden und umgekehrt.

Nun ist das Cyankalium da auf Umwegen aus Blut und Eisen und Pottasche.

Verschlucke ich Cyankalium, in fester Form oder gelöster, soll durch die Säure des Magens (Chlorwasserstoff oder eine andere) Cyanwasserstoff frei gemacht werden, und ich sterbe, erstens durch Ersticken, zweitens durch Einwirkung auf die vasomotorischen Nervenzentren, so dass das Herz stehen bleibt; drittens durch Narkose des Grosshirns (Coma).

Ein Hund wird von $^1/_2$ Gramm Cyankalium getötet, ein Pferd durch 5 Gramm. Ein schwedisches Zehnörestück wiegt ja 1,45 Gramm. Also, wiegt man ein Drittel davon mit Cyankalium auf, so ist das die Todesdosis für einen Hund.

Destilliere ich wieder Cyankalium vorsichtig mit verdünnter Schwefelsäure, so erhalte ich Cyanwasserstoff oder Blausäure. Wenn ich aber eine Lösung von Cyankalium koche, so erhalte ich ameisensaures Kali und Ammoniak.

Die Ameisensäure wird CO^2H^2 geschrieben; da zeigt sich die Kohlensäure (das Anhydrid) wieder in CO^2.

Blut und Eisen und Pottasche, und Feuer dazu!

Blut ist die Quelle des Tierlebens, Eisen ist die Nervensubstanz des Berges, Pottasche ist das Salz aller Landpflanzen!

Leben und Tod haben ihre Kräfte (Pranas) gemischt, aber im Feuer ist das Leben Tod geworden, das Blut giftiges Exkrement geworden, das Eisen Urin, und die Pottasche ist die Asche der Pflanze.

Das ist die Symbolik der Blausäure!

KIESEL WIRD KOHLE

Eine Pflanze besteht hauptsächlich aus einem Holzstoff, Zellulose, der Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff ist. Der Kohlenstoff soll nicht aus dem Boden kommen, sondern aus der Kohlensäure der Luft absorbiert werden, seltsamerweise durch die Kiemen der Pflanzen, die Blätter, die ja Atmungsorgane sind.

Nun steht ein Fichtenwald auf dem Berggrund der Alpe und wächst. Die Erde ist minimal, die Luft ist frei von Kohlensäure, woher kommt denn der Kohlenstoff? Er kann aus dem Wasser hergeleitet werden, das sich in alles verwandeln kann, aber es ist wahrscheinlicher, dass der Kohlenstoff mit den Wurzeln aus der Kieselsäure des Berges genommen wird.

F. Fittica, Professor der Chemie an der Universität Marburg, hat in diesen Tagen (Deutsche Revue, Mai 1908) bewiesen, dass Kieselsäure Kohlenstoff abgibt.

Wir müssen doch glauben, dass ein Universitätsprofessor so viel Chemie weiss, dass er eine einfache qualitative Analyse machen kann, die jeder Apothekerjunge versteht.

So verfährt der Professor: Er fällt Kieselsäure mit einem Alkali, das nicht kohlensaures ist. Diese Kieselsäure wird getrocknet, zu Pulver zerrieben und mit Zink erhitzt. Löst man das Metall mit Säure aus, so erhält man Kohlenstoff. (Wird Eisen statt Zink angewandt, so wird ein Teil der Kieselsäure in Tonerde verwandelt.)

Nun will ich hinzufügen, dass der Professor ausser Kohlenstoff im ersten Fall auch Stickstoff bekommt; das stimmt zu meinen früheren Berechnungen, dass Silicium = 28 ein bikondensierter Stickstoff = 14 ist. Und das Eisen ist ein quadri-

kondensierter Stickstoff = 56 oder ein bikondensiertes Silicium.

Damit kann die Entstehung des Diamanten aus Kiesel erklärt werden. Der Diamant sollte immer eine Art Bergkristall sein, bis man ihn verbrannte und Kohlensäure erhielt. Man übersah aber, dass die Asche des Diamanten ein Kieselskelett mit etwas Eisen ergab. Der Graphit im Urberg ist nicht aus organischem Stoff herzuleiten, sondern muss aus transmutierter Kieselsäure entstehen, die erst Kohlensäure, dann Kohle wird. Der Graphit ist immer eisenhaltig, und der Graphit ist des Kiesels Übergang zu Eisen.

Das östliche Mittelschweden liegt im Graphitgneis, das westliche Schweden in Eisengneis; daher könnte man glauben, das östliche sei älter als das westliche, das braucht es aber nicht zu sein.

Die Kohlenwasserstoffe, die man in der Gangart des Eisens eingeschlossen findet, zum Beispiel den Bergteer in Dannemora, sind durch Transmutation aus der Kieselsäure entstanden, können aber auch aus dem Kalk abgeleitet werden, der dort aber nicht Kohlensäure enthält.

Erdmann sagt, und man kann ihm glauben, dass Bergkristalle oft einen Tropfen Wasser oder Naphtha (Kohlenwasserstoff) einschliessen.

Diese Naphtha mitten im Urberg, die spricht wenigstens gegen die Vulkanisten, dass die Felsenberge aus Feuer entstanden sind, denn der Kohlenwasserstoff wäre verbrannt.

Ich las vor vierzig Jahren in Erdmanns Philosophischen Miniaturen über „Heimliche Ideale“. Manche haben sich in ihrer Jugend an einem Menschen, den sie bewunderten, so versehen, dass sie sowohl ihr Inneres wie ihr Äusseres nach dem Vorbilde formen.

Ich erinnere mich aus der Zeit um 1880 an einen Mann, mit dem ich in freien Stunden verkehrte, besonders weil er mir vorsang.

Er war ein äusserlicher Mensch und darum angenehm nach meiner anstrengenden Gedankenarbeit. Aber er hatte die Art eines Prahlers und Bramarbas angenommen; war von Natur ein brutaler Schwätzer, von wilden Sitten, ein Trinkgeselle, aber eigentlich harmlos. War treu als Freund und liess sich von dem, den er liebte, misshandeln; glich aber dem Riesen, der sich am Bart reissen liess, doch nur wenig. Er war versessen auf Carl XII. und glaubte ihm zu gleichen; war ein Raufer und kleidete sich auf eine besondere Art, war ritterlich gegen die Damen, liebte Tiere.

Gleichzeitig mit ihm liess sich ein anderer, jüngerer Mann dann und wann bei mir sehen; der war furchtsam und lyrisch, ein feiner Mann, ganz der Gegensatz zu dem prahlerischen Bramarbas.

Ich war dann zehn Jahre fort. Als ich zurückkam, war der Grosssprecher lange gestorben, und jetzt machte ich erst genauere Bekanntschaft mit dem Lyrischen.

Bei der ersten Begegnung bemerkte ich, dass er oft von dem Bramarbas sprach, ihn zitierte.

Ich fragte, ob er ihn kenne.

— Ja, sie seien Jahre lang befreundet gewesen.

Jetzt machte ich die Augen und die Ohren auf.

Ich sah, dass er dem Toten glich, und das hatte er früher nicht getan. Er kleidete sich auch ebenso; trank und prahlte, rauchte Stummelpfeife und gebrauchte Faustschläge, wie der Verstorbene; ja, ich hörte den Tonfall, den der Verstorbene gehabt hatte, in seiner Stimme, so dass ich schliesslich die Illusion bekam, es sei der Bramarbas selber. Er sang auch, und — er war auch auf Karl XII. versessen; war auch diesem ähnlich geworden.

Was die Parallele noch auffallender machte, war, dass er die Freunde des Toten geerbt hatte, dessen Sympathien und Antipathien. Und er hatte sich auch, nachdem er ein keusches Leben geführt, auf die Frauenjagd geworfen, mehr aus unerklärlicher Laune als aus Neigung, denn er war eine Junggesellennatur wie der Bramarbas.

Aber in all dem war doch sein früheres Ich noch vorhanden. Und zuweilen, wenn er getrunken hatte, mengte er seine Charakterrollen durcheinander. Zur selben Zeit prahlte er mit seinem reinen Leben bei dreissig Jahren und seinen jetzigen Ausschweifungen; sprach lyrische Schwärmereien mit der rohen Stimme des Bramarbas; verkündete seine Ehrfurcht vor Gott, König und Vaterland, während er mit den schrecklichsten Flüchen auf die Gesellschaft schimpfte; erzählte naiv, wie falsch er kürzlich gegen mich gewesen sei.

— Er verleumdete dich ganz schamlos . . . Ich stimmte ihm natürlich bei!

Das fand ich ganz natürlich und lächelte beifällig.

Er liebte mich weder noch hasste mich; wir wurden von einem Interesse zusammen getrieben, waren unpersönlich im Verkehr. Wir assen, wir tranken, wir liebten Musik, das war alles!

Aber schliesslich, dieser Mann war schwach von Natur, auch im Körper, darum glaube ich, er hat den ungewöhnlich Starken bewundert; um gegen seine Verzagtheit zu reagieren, liebte er Bravaden; trat eines Tages auf und hielt einen Vortrag gegen die Erweiterung der Hauptstadt.

Mit einem Wort, er wollte nicht er selber sein, sondern ein anderer, der er doch nicht werden konnte. Diese Anstrengung muss die Schlafsucht herbeigeführt haben, an der er litt. Denn er schlief bei Tisch ein, mitten in der Gesellschaft.

Wenn er dann erwachte, hatte er für eine Weile seine Bramarbasrolle vergessen und wurde der Lyriker. Eines Abends sah ich ihn in einer Familie, die zu dem Verkehr seiner Jugend gehörte, aus der Zeit seines reinen Lebens. Da war er der feine Mann, der Lyriker, der Schwärmer den ganzen Abend über; sprach von seinem freudlosen Leben ohne Liebe und ohne Häuslichkeit ...

Ich habe mich dann als Okkultist gefragt: war er von dem Toten besessen? Unterhielt der Tote einen Rapport mit meinem Lyriker? Lebte er vom Jenseits aus dessen Leben, noch an die Erde gebunden?

Die Theosophen halten es für möglich und erklären die Sache in dem Kapitel von Kama-Loka, der niedrigen Welt der Begierden.

RÜCKSCHLAG

Man sieht zuweilen, wie der Zorn eines Menschen zur Seite schlägt und sich auf die unrechte Person wendet. Der verheiratete Mann erfährt diese sekundären Entladungen früh und oft, um nicht zu sagen immer.

Sie wollen spazieren gehen; sie hat sich zu dünn angezogen, und sie beginnt zu frieren.

— Dass du mir nicht gesagt hast, wie kalt es ist!

Und er bekommt Schelte! Aber eigentümlich ist, wenn er ihr vorher gesagt hätte, wie kalt es ist, so hätte er noch mehr Schelte bekommen. Und zwar weil er recht gehabt hätte.

Wenn seine Frau in den Laden geht, um einzukaufen, wartet der Mann am besten draussen. Geht er mit ihr hinein, und der Kaufmann ist nicht entgegenkommend, so bricht es nicht los über den Schuldigen, sondern über den unschuldigen Gatten.

Wehe dem Mann, der eine untreue Frau hat! Wenn der Liebhaber sie schlägt, so rächt sie sich an dem Mann. Es war seine Schuld!

Man kann in Gesellschaften sehen, wie der Beleidigte nicht auf den Beleidigenden böse wird, sondern auf einen ganz andern, der mit seinem Blick oder einem Lächeln seinen Beifall zu erkennen gegeben hat. Das kann jedoch vernünftig sein, denn das tückische Lächeln kann mehr verletzen als ein freies Wort.

Das erinnert an Rückschlag bei Entladung von Gewitterwolken.

In meiner Jugend änderte sich die Auffassung über Taubildung so, dass der Tropfen auf dem Grashalm von der Ausdünstung der Lymphe des Grases kommen sollte, nicht vom Niederschlag der Luftfeuchtigkeit. Es hat mich oftmals in Erstaunen versetzt, dass sich in einem trockenen geheizten Zimmer ein Glas augenblicklich aussen mit Feuchtigkeit beschlägt, wenn es mit eiskaltem Wasser gefüllt wird, und zwar in solcher Menge, dass es von den Seiten des Glases rinnt. Auch wenn Wasserdämpfe in der Luft des Zimmers waren, die von einem geheizten eisernen Kamin ausgetrocknet ist, so können in der Luftschicht um das Glas nicht genug sein; und wenn es ruhig im Zimmer ist, kann ja keine neue mit Wasserdampf gesättigte Luft so schnell zutreten.

Ich finde es unerklärlich und neige mich der Lehre zu, dass der Tautropfen vom Grashalm ausgesondert wird. Ich glaube, das Glas, das porös ist wie alles Glas, schwitzt das Wasser aus. Es ist allerdings wahr, dass Körper von Kälte zusammengezogen werden, und dass das Glas daher dichter werden müsste, aber durch ungleichmässige Zusammenziehung können sich ja Poren öffnen. Übrigens, Luft kann durch Eisen gepresst werden, und Quecksilber durch wasserdichtes Leder. Ich habe mir auch zu denken versucht, das Glas könnte durch den grossen Temperaturunterschied innen und aussen das Hydrawasser der Kieselsäure und des Kalkes abgeben; wie ich glaube, dass der Berg beim Diamantbohren sein eigenes Hydroxylwasser abgibt.

Dass man bei Angaben über die Zusammensetzung der Luft so genau Sauerstoff und Wasserstoff angeben und besonders den geringen Gehalt an

Kohlensäure ($^4/_{10000}$) bestimmen kann, während man jetzt kaum noch die Menge des Wassergases erwähnt, ist ja ein Umstand, der auffordern müsste, die Lehren nachzuprüfen.

Berzelius gibt jedoch nach Verver an, die Luft im Freien enthalte $^8/_{1000}$ Wassergas im Durchschnitt. Wir könnten also in einem vom eisernen Ofen ausgetrockneten Zimmer mit guten Gründen die Menge des Wassergases auf die Hälfte oder $^4/_{1000}$ ansetzen; und das ist zu wenig, um sofort die Aussenseite des Glases zum Rinnen zu bringen.

Hier ist der Ort, anzudeuten, dass die Luft selber, oder der Stoff, den wir Luft nennen, bei eudiometrischen Versuchen, teilweise verwandelt werden kann sowohl in Kohlensäure wie in Wassergas, und das gibt eine neue Idee für die Taufrage.

Berzelius berichtet, ohne die Sache abzulehnen, diesen genügenden Versuch von Saussure und andern. Saussure befreite (reine) Luft von Kohlensäure, setzte (reines) Wasserstoffgas hinzu und liess elektrische Funken durchschlagen. „Dabei bildeten sich 4,7 Teile Kohlensäure auf 10 000 Luft."

Es steht da gedruckt und wird nicht angefochten: reine Luft und reiner Wasserstoff ergaben Kohlensäure, und in gleicher Menge wie der Luft gewöhnlicher Gehalt an Kohlensäure.

Das ist ja voller Beweis, dass Kohlensäure ohne Kohlenstoff entstehen kann!

Berzelius erzählt weiter, dass Boussingault getrocknete und kohlensäurefreie Luft über glühende reine Kupferspähne ziehen liess; dabei erhielt er sowohl Wasser wie Kohlensäure. Das Wasser entsprach einem Gehalt von 5 bis 13 Volumenteilen auf 100 000 Teile Luft.

Also scheint die Ansicht des Aristoteles und der Alten bestätigt zu sein, dass Luft Wasser werden kann, dass Wolken und Regen chemische Produkte der Luft sind und nicht von physischen Prozeduren kommen.

Und damit öffnen sich neue Aussichten, die Taubildung zu erklären; wie auch das Wasser des Felsens, das man beim Diamantbohren erhält, anders erklärt werden kann.

Sie ist eine sehr unsympathische Frau, man kann ganz gut sagen, eine abscheuliche Person, aber sie wird geduldet, weil ihr Mann liebenswürdig ist. Um einen Verkehrskreis zu haben, macht sie sich an namhafte Leute heran, geht weite Wege zu ihnen, und wenn man aus Mitleid mit ihr und dem Mann sich dem Verkehr anschliesst, so wird verbreitet, man liege ihr zu Füssen. Sie glaubt es selber!

Aber, über fünfzig Jahre alt, trägt sie die Signatura rerum auf ihrer furchtbaren Gestalt: ein Ungeheuer, das bei Beginn des Zusammenbruchs und am Rand des Grabes noch kokettiert, im Glauben, Charme über junge Männer zu besitzen.

Das Haupt der Partei gilt in den höheren Gesellschaftsschichten für mächtig, aber er selber weiss, dass er unschädlich ist, denn die Partei ist nicht einig, und er ist der Gehorchende, der Hörige.

Nur in den Augenblicken, da die Oberklasse ihn fürchtet, bekommt er eine flüchtige Illusion, dass er etwas sei.

Ein anderer Parteichef wusste nicht, wie gross er war; glaubte, verachtet zu sein, lebte in Missmut und Demütigung, während er gefürchtet und bewundert war.

Es stand ein junges schönes Mädchen vor dem Käfig der Bären. Sie war es gewohnt, dass alle ihrer Schönheit untertänig waren; darum dachte sie, Menschen und alle geschaffenen Wesen seien lauter Güte.

Sie wollte nun zeigen, wie unwiderstehlich sie auch den wilden Tieren gegenüber sei, und vor

den Zuschauern steckte sie ihre kleine Hand durch das Gitter, wahrscheinlich, damit sie geküsst werde!

— Nehmen Sie sich in acht, er beisst! warnte ein Zuschauer.

— Ach nein, er ist so artig, antwortete die Unwiderstehliche.

Mit einem Ruck hatte der Bär die kleine Hand in seinem grossen Rachen.

Eine Minute sind sechzig Herzschläge, jetzt aber wurden es einhundertzwanzig.

Der Bär hielt fest, während er ihr ins Auge sah; vielleicht sagte er etwas mit dem Blick oder fragte etwas; denn er liess die Hand wieder los, als er in dem schönen Angesicht gesehen hatte, was er wollte!

Sie war hässlich, konnte aber die Illusion hervorrufen, dass sie schön sei. Sie wurde die Schöne genannt; erfuhr es, glaubte es; trat auf als Schöne, und mit der Prätension, es zu sein. Ich hörte sie einmal sagen:

— Fräulein X. ist allerdings süss, aber nicht so wie ich!

Als Schöne wurde sie grausam und missbrauchte ihre Macht. Die Folge war die gewöhnliche.

Eine Zeitschrift enthielt Bilder von den zwölf schönsten Damen der Stadt. Sie war nicht dabei. Da wurde sie böse, und wenn sie böse wurde, wurde sie hässlich. Zugleich verlor sie die Fähigkeit, einen zu blenden, und alle sahen jetzt, dass sie eigentlich hässlich war.

Man fing an von ihrer Hässlichkeit zu sprechen, und es erreichte ihr Ohr. Und als sie schliesslich aus ihrer Verblendung erwachte, war die Zeit der Jugend vorbei.

— Nun, Xberg hat Lungenentzündung!

— Ich habe ihn heute auf der Strasse gesehen.

— Was? Dann ist er wohl wieder gesund. . . Jetzt ist etwas nur noch einen halben Tag lang wahr.

— Hast du gehört, dass Xberg im Sommer auf Gotland wohnen wird?

— Seine Braut sagte mir, sie hätten in Schonen Sommerwohnung gemietet.

— Seine Braut? Ist er noch verlobt?

— Weisst du das nicht?

— Aber die Verlobung ist doch aufgehoben!

— Ist es gewesen, ja, aber nun ist sie wieder geschlossen.

— Sie hat Geld, sagt man.

— Hat es gehabt, aber der Vater hat kürzlich Konkurs gemacht.

— Lebt ihr Vater noch? Ich hörte, er sei vor zwanzig Jahren gestorben.

— Aber sie ist ja nur achtzehn Jahre alt.

— Dann ist das auch Lüge gewesen; aber ich habe in der Notiz geschrieben, sie sei siebenundzwanzig Jahre, und ihre Mutter stamme aus dem adeligen Geschlechte von Zeta.

— Die Familie ist längst ausgestorben.

— Ausgestorben? Jetzt habe ich ja die ganze Zeit über dagesessen und Lüge auf Lüge gesagt; ich glaube, wir hören auf. Man müsste nie sprechen, nur das Notwendigste zum Bedarf des Lebens aufschreiben. Und wenn man zusammenkommt, sollte man Musik machen. Swedenborg sagt, dass die Engel niemals sprechen, sondern einander nur ansehen, auf Augen und Mund.

NATÜRLICHE ERKLÄRUNGEN ODER NÄHERE UND FERNERE URSACHE

Es ist für den Alltagsmensehcn beinahe unmöglich zu begreifen, wie eine Wirkung zwei Ursachen haben kann: eine nähere und eine fernere. Ich habe jedoch in diesem Buch von einem Fall erzählt, der die Frage sehr gut beleuchtet; und ich will ihn noch einmal erzählen.

Ich ging an dem einen Ufer einer Bucht und hörte, wie auf der andern Seite Teppiche geklopft wurden. Als ich hinsah, lag ein Segelboot und schlug mit den Segeln; ich fand jedoch, der Laut sei für Segelschlagen zu stark, und liess den Blick weiter schweifen. Auf einer Anhöhe hinter dem Segelboot wurden wirklich Teppiche geklopft.

Der Laut hatte also zwei Ursachen, eine nähere und eine fernere.

Gut! Jetzt erzähle ich eine andere Geschichte mit demselben Ziel. Ein armer Student, der kein Elternhaus hatte, musste über Weihnachten in der Universitätsstadt bleiben. Er besass kein Geld, um sich Holz zu kaufen, und kein Kamerad war in der Stadt. Er fror auf seiner Bodenkammer, und in seiner grossen Not bat er mit lauter Stimme Gott, er möge ihm zu Holz verhelfen. Darauf ging er aus, um sich warm zu gehen.

Als er in seine Kammer zurückkehrte, brannte ein schönes Feuer im Kachelofen. Er fiel auf die Kniee und dankte Gott für die Erhörung, indem er an ein Wunder glaubte.

Dann aber kam ein einfältiger Grinser, der den Zusammenhang erfahren hatte, und wollte Erhörung und Wunder fortgrinsen. Er wusste nämlich zu erzählen, dass zwei Dienstmädchen

durch die Tür das Gebet des Studenten angehört und ihm, während er fort war, das Feuer verschafft hatten. Damit sollte die Existenz Gottes und die Macht des Gebetes forterklärt sein.

Aber der Student verstand es besser. Der Herr hatte sein Gebet gehört und die beiden wohlwollenden Dienstmädchen als Zwischenhand oder Werkzeug benutzt.

Das ist auch meine Ansicht, die durch unendlich viele Erfahrungen in derselben Richtung bestätigt ist.

Ich möchte jedoch jetzt das Wort Gott austauschen gegen Helfer, Schutzengel, dem der Allerhöchste die kleinen Geschicke der Menschen überlassen hat. Die Evangelien sprechen ja von den Heerscharen des Himmels, von Thronen, Fürstentümern und Mächten des Himmels, von Oberengeln und Engeln.

Es sind unsere Helfer, die zunächst unsere kleinen kindlichen Gebete hören.

Es gibt Menschen, die auf mein Schicksal Einfluss gehabt haben, ohne dass sie es wussten und vielleicht ohne dass sie es je erfuhren.

Es kam ein Mann in mein Haus durch eine unerklärliche Anregung. Er war mir nicht sympathisch, aber beim ersten Eintritt brachte er eine gute und wichtige Neuigkeit. Eigentümlich ist, dass ich, ohne es zu wissen, ihn aus einer Gefahr rettete, zum Dank für seine gute Neuigkeit.

Ein anderes Mal brachte er ein Buch mit, das er bei einem Trödler gekauft hatte; und in diesem Buch fand ich unschätzbare Aufschlüsse über mein Thema, das ihm jedoch wildfremd war.

Ein drittes Mal, als ich gerade an einem Drama schrieb und nicht weiter konnte, kam er und erzählte eine Geschichte von einem unbekannten Menschen. Diese Geschichte benutzte ich sofort, um den Knoten meines Dramas zu lösen, und ich hatte den Eindruck, dass er mir die Lösung gegeben.

Zuweilen argwöhnte ich, er wolle an mein Schicksal rühren, und ich schloss die Tür; musste sie aber bald wieder öffnen, und ich überzeugte mich, dass er es nicht bewusst auf mich abgesehen habe. Er liebte mich eigentlich nicht, und wenn er kam, schien er im Schlaf zu wandeln, oder nicht zu wissen, warum er kam.

Dieser Mann hatte jedoch eine unerklärliche Fähigkeit, mir Mut einzusprechen und Zuversicht zu geben, während einer Zeit, da mir alle das Selbstgefühl zu rauben suchten. Er war stark und ganz seiner Sache sicher, hatte seine bestimmten Ansichten, sprach Warnungen aus; und er hasste meine Feinde, ohne sie zu kennen. Er

hasste meinen schlimmsten Feind, nannte aber niemals seinen Namen. Kam zuweilen gelegen und unterbrach dessen Besuch; ich fühlte, wie mein „Hofhund" mich bewachte und durch seine blosse Gegenwart die Feinde verscheuchte.

Ich besass einen falschen gefährlichen Freund, über den er sich einmal seinen Abscheu auszusprechen erlaubte. Das verletzte mich, aber er hatte recht.

Dann kam ich in neue Verhältnisse, und mein Wächter blieb eine Zeitlang fort.

Als ich wieder einsam wurde, kam er zurück; und als er das Haus rein fand, sah er befriedigt aus, als habe er das Haus gesäubert; wagte aber nichts zu sagen.

Da ich jetzt absolut einsam lebte, er dagegen durch seine Beschäftigung in alle Kreise kam, auch in die höchsten, jedoch nachdem ich ihm den Weg geebnet, so unterhielt ich durch ihn die Verbindung mit allen Spitzen der Gesellschaft. Er gab Interieurs und Charakteristiken, ganze Szenen; und durch ihn lebte ich ein reiches Leben in indirektem Verkehr mit Menschen, die ich nie getroffen hatte und nie treffen würde, denn es waren meine Feinde.

Ich habe auch Grund zu glauben, dass er in in den Kreisen gut über mich sprach, falsche Gerüchte widerlegte, mit einem Wort, unbegründeten Hass neutralisierte.

Aber ich musste mich auch in unendlicher Geduld üben, denn seine Bewegungen waren langsam, er war eigensinnig und der Verkehr war oft nicht leicht mit ihm. Zuweilen wurde ich ungeduldig, vergass mich, fühlte aber gleich darauf eine Mahnung, mich zu versöhnen.

— Nichts für nichts! schien mir jemand zu sagen!

Aber wir konnten nie intim miteinander werden!

Er war dankbar und behauptete, ich habe ihn und seine Familie gerettet, obwohl ich es nicht wusste. Aber er hatte kein Glück in seinen Unternehmungen; es ging schral, immer schral, auch wenn es gut ging.

Ich habe Grund zu glauben, dass dieser Mann sehr günstig auf mein Schicksal eingewirkt hat, ohne dass er es wusste. Und wenn mir einmal ein grosses Vermögen zufällt, so glaube ich, dass er, der arme Mann, die Ursache gewesen ist; ohne dass ich ihn zu dem Zweck benutzt habe, und ohne dass er es gewusst oder gewollt hat.

Das egozentrischeste Wesen, das ich kenne, ist ein kleiner scheinbar unbedeutender Mann, der in der Studentenzeit zu meinen Kameraden gehörte. Als Kamerad war er rücksichtslos, bestand auf seine Rechte, ohne daran zu denken, dass andere auch ihre menschlichen Rechte haben, die von der ewigen Liebe als göttliche Gesetze gestiftet sind.

Um am Tage arbeiten zu können, legte ich mich um zehn Uhr schlafen; sprach mein Abendgebet, in dem ich Gott um das gesegnete Geschenk des Schlafes bat. Wenn ich den ersten heiligen Schlaf eine Stunde etwa geschlafen hatte, wurde ich von meinem Stubengenossen geweckt. Er war nicht betrunken, aber er stiess an mein schwankendes Feldbett, dass es in den Scharnieren knirschte und mich, schlaftrunken wie ich war, zusammenfahren liess.

Ich bat freundlich, er möge mich mit der Marter verschonen.

— Das ist mir egal! antwortete er und fuhr so fort, wie er angefangen, obwohl es nicht notwendig war, an mein Bett zu stossen.

Wir waren arme Studenten und hatten nur zwei Handtücher; ich machte in das eine einen Knoten, um zu bezeichnen, dass es fürs Gesicht sei.

Das „war ihm aber egal“, er gebrauchte das eine wie das andere für alle Körperteile, die Füsse einbegriffen.

Ich musste mein Gesicht am Bettlaken abtrocknen.

Dann steckte er das Licht an, stellte es so, dass es mir gerade in die Augen schien, und legte sich hin, um zu lesen. Ich bat ihn, das Licht doch so zu stellen, dass ich schlafen könne.

— Das ist mir egal.

Ich musste aufstehen und das Licht abblenden.

Jede Nacht quälte er mich auf diese Art, ohne an die Leiden zu denken, die er verursachte.

Wenn ich morgens aufstand, schlief er. Ich machte so wenig Geräusch, wie möglich, und nahm mich in acht, dass ich nicht sein Bett streifte.

Ich hatte ein Recht, früh aufzustehen, und es war meine Pflicht. Aber da nannte er mich Despot!

Ich wusste nicht, ob er toll oder dumm oder nur lügenhaft war. Er war verschlossen und tückisch, faul wie eine Schnecke, so genusssüchtig, dass er einen Konflikt mit Vorgesetzten fürchtete; und um etwas Unangenehmes zu vermeiden, spielte er den Albernen. Wenn Kameraden ihm zusetzten, stellte er sich, als verstehe er sie nicht. Wenn jemand ihn um einen kleinen Dienst bat, zum Beispiel weiter zu rücken, um Platz zu machen, fasste er das als Tyrannei auf. Selbst Tyrann, hasste er die Tyrannei, wie alle Tyrannen.

Die Menschen nahmen seine demütige Art nicht für bare Münze, sondern begegneten ihm aufs Gefühl hin mit Verachtung; behandelten die kleine Figur, die sich selber so ernst nahm, als komische Person. Das reizte ihn, und er erklärte, er vertrage keinen Scherz. Doch das war Lüge, denn wenn er einige Gläser getrunken hatte, begann er die Wahrheit zu sprechen. In eine Mischung seiner wohlriechenden Schmeichelei konnte er auf künstlerische Art Satiren einstreuen, die geradezu dämonisch waren, denen man aber nicht beikommen konnte, weil die Schmeichelei sogleich folgte. Dabei bekam er ein neues Auge, rund wie das eines Vogels, mit dem Blick eines Wiesels, und wirklicher, solider Witz ging in Funken von dem sonst einfältigen Mann aus. Man hatte dann

den Eindruck, dass er den Dummen nur gespielt habe.

Er brach die Universitätsstudien ab und wählte eine andere Laufbahn. Träge, tückisch, faul, reizbar, erregte er niemals Vertrauen und kam nicht vorwärts. Klagte immer über seine Vorgesetzten, trat als Märtyrer auf, wenn er seine Stellung verlor. Dann raste er in Rachsucht, lief umher, um Teilnahme zu finden; verleumdete den Brotherrn. Doch empfand man keine Teilnahme mit ihm, weil alle wussten, warum er verabschiedet worden. Nur er selber wusste es nicht, denn in seiner Selbstverblendung hatte er eine andere Ursache als die wirkliche gedichtet. Er kam nämlich morgens zu spät; war aufsässig und eigensinnig; hatte einmal auf einem Fest seinen Chef im Rausch öffentlich beschimpft! Aus Erbarmen wollte ihm das niemand ins Gesicht sagen, und darum konnte er dreissig Jahre seine Legende erzählen. Erst kürzlich hörte ich ihn an einem Tisch seine Weise von der schändlichen Behandlung faseln; wir alle, die wir anwesend waren, wussten, wie sich die Sache in Wirklichkeit verhielt, konnten es aber nicht über uns gewinnen, seinen Lügenturm einzureissen, denn dann wäre er davon erschlagen worden.

Er verheiratete sich auch! Aus Faulheit nahm er ein ungewöhnlich nichtswürdiges Weib aus einem Wirtshaus. Wenn es aus Liebe geschehen wäre, hätte man das Verhältnis respektabel finden können; da war aber nur Hässlichkeit und Liederlichkeit vorhanden. Sie war aus der Unterklasse und hasste seine Schwestern und seine gute Familie; vergiftete ihre Umgebung. Darum wurde sie aus diesem Kreis ausgeschlossen, und nicht weil sie von geringem Stande war. Er aber trat als Rächer auf, brach ein, wo er ausgeschlossen war; kroch hinein, wo er nichts zu tun hatte.

Und er schrieb sogar an Freunde Briefe, in denen er das Lob seiner Frau sang, und verlangte von allen, dass sie seinen garstigen Schatz preisen sollten.

Sie sei die beste Gattin, obwohl zuweilen die Bibel hervorgeholt wurde, damit sie auf der ihre Treue beschwor; sie habe ihn gepflegt, als er krank gewesen (danke! und was ging das uns an!); sie sei eine grosse Frau (die ihn frieren und hungern liess).

Dieser Nebukadnezar verlangte, dass die Menschheit seinen Schmutzgott verehren solle! Und wenn sie nicht wollten, so verfolgte er sie mit Verleumdung, sogar mit Handgreiflichkeiten.

Als die Schwestern einmal von Mitleid ergriffen wurden und den Geächteten ihre Türen öffneten, hatten sie es bald zu bereuen. Sie wurden gebissen, und ihre Ehre wurde gekränkt.

Eines Tages kam er in höchster Wut zu mir, als wolle er jemand töten!

— Kannst du dir das denken! Kannst du dir das denken! Die Teufel sagen, Fina trinke! Ich werde sie niederschiessen.

Nun wussten er und ich, dass Fina sowohl in der Küche wie in Gesellschaft ein Gläschen trank. Er wusste es, aber es musste Lüge sein!

Als er eine halbe Stunde gerast hatte, wurde ich des lügnerischen Geredes müde; doch mit einem Rest von Barmherzigkeit, die er nicht verdiente, warf ich ein neues Licht auf die Sache.

— Nun, wenn Fina, die am Herd steht und die Treppen scheuert, wirklich ein Gläschen zum Essen trinkt, so ist das ja unschuldig oder gleichgültig. Und wenn die andern das erzählen, ohne die Gläschen zu zählen, so ist das ja auch unschuldig.

Daran hatte er nicht gedacht! Und er über-

legte einen Augenblick, ob er das mit Dank annehmen solle. Aber in der nächsten Sekunde, als er merkte, dass er sein Pathos und seine Rache verlor, verwarf er den guten Weg und schlug den bösen wieder ein.

— Ich werde sie von der Erde ausroden. Meine Frau (meine!) dürfen sie nicht unbestraft anrühren!

Meine! das war die ganze Sache.

Nach fünfundzwanzigjähriger Ehe starb die Frau.

Als sie fühlte, dass es der Tod sei, der sich ihr zu nähern wage, wurde sie böse; nur böse; etwas anderes konnte sie nicht werden!

— Sieh da! war alles, was sie sagte, als sie schliesslich ihren Meister gefunden hatte. Und dann starb sie.

Er lief eine Zeitlang umher und erhob oder forderte Weihrauch; und da gebildete freundliche Menschen gern einen Trauernden trösten und gut von einem Toten sprechen, so bekam er einen vollen Klingelbeutel!

Nach einem Monat aber hatte er sie vergessen, und wie ihre Hülle im Grabe zusammenfiel, so fielen ihm die Schuppen von den Augen. Auch weil ihre Schreckensherrschaft aufgehört hatte, wagte er allmählich über sie zu denken und zu sprechen, wie sie gewesen war.

Unter anderm gestand er mir in einem Café:

— Ja, eigentümlich ist es jedenfalls, dass ich mit Fina (hier sah er sich erschrocken nach einem Lauscher um) fünfundzwanzig Jahre habe leben können, ohne dass wir eigentlich einander gekannt haben. Vor einem Jahr noch musste ich sagen: „Ich verstehe nicht ein Wort von dem, was du sagst, und du begreifst nicht, was ich mit

meinen Worten meine! Wir sprechen ja nicht dieselbe Sprache!" (Hier bereute er sein Geständnis, und empfand Furcht vor ihrem Schatten.) „Aber jedenfalls, sie war mir eine gute und getreue Frau, die man schätzen musste."

Wir waren gezwungen, sie zu schätzen und sogar ein Glas auf ihr Andenken zu trinken. Sonst hätte er uns getötet!

Sie besass auch noch ein anderes grosses Verdienst, das wir schätzen mussten.

Sie hatte nämlich eine Tochter so verkehrt erzogen, dass diese in ihrer Jugend aus Überanstrengung starb. Das wussten wir, weil er selber es erzählt hatte, und zwar missbilligend. Jetzt aber wurde die Übeltat umgefärbt und zu einem Verdienst, dem allergrössten.

— Und eine Mutter war sie, wie keine zweite! Sie erzog ihre Tochter (aber das musste ja eine Mutter tun, allerdings mit etwas mehr Zärtlichkeit!), gab ihr die Erziehung, die ihr selber fehlte ... sie opferte sich für ihr Kind! Opferte sich! ... Fina machte sich allerdings Vorwürfe ...

Hier schlug es zurück in der Maschine, als er davon sprechen wollte, dass Fina sich wirklich Vorwürfe gemacht habe, jedoch nach dem Tode der Tochter, weil sie sie gezwungen, Latein zu lernen, und sie morgens, obwohl sie krank war, um fünf Uhr aufgejagt hatte.

Den Rest verschlang er mit dem Inhalt des Glases; aber wir wussten den Rest auswendig und fanden, es sei schade um ihn. Das aber verstand er nicht, sondern glaubte, er habe uns angeführt!

Dieser Mann besass ein kleines Talent, das ihn gesucht machte: er konnte Whist spielen.

Dabei kam ihm seine Duckmäuserei und Tücke

gut zu statten. Er spielte nicht hoch, sondern sehr niedrig, nur um zu spielen; die Verstellung und Hinterhalte des Spiels verstand er ziemlich gut. Und wenn er als vierter Mann gesucht wurde, hielt er sich für etwas Bedeutendes.

Daher nahm er die Einladung an, als sei er unentbehrlich; obwohl die andern drei unentbehrlicher waren. Er steigerte seine werte Person und liess die andern verstehen, dass er das Spiel besorge, während sie nur Mitspielende seien.

Als meine Tochter krank wurde, stellte ich unsere Partie ein. Er beklagte ja mein Unglück, konnte aber seine Enttäuschung über ein ausgefallenes Vergnügen nicht verbergen. Ja, er telephonierte schliesslich ungeduldig:

— Ist sie noch nicht wieder gesund?

Sie wurde nicht wieder gesund, sondern starb. Seine Art zu trösten war ihm recht ähnlich:

— Du musst nicht grübeln! Entschlag dich der Sache! Sonst wirst du krank!

Ich hätte ja gern von der Toten gesprochen, um meine Trauer zu lindern, wie er hatte sprechen dürfen, als er um Fina trauerte. Jetzt aber war es etwas anderes! Er wurde zerstreut, hörte falsch, verdarb das Gespräch, stellte sich taub und dumm; vor allem peinigte ihn ein so trauriges Thema, er blickte nach dem Spieltisch, fand schliesslich einen Vorwand und ging.

Doch schien er Teilnahme für Menschen zu empfinden, denn er trat im Augenblick des Unglücks auf; schien allerdings eher neugierig als teilnehmend zu sein. Hörte gern von einem Unglück, aber nicht die Einzelheiten.

Alle ehrenrührigen Handlungen hielt er streng von sich entfernt, denn er hatte Furcht, er könnte hineingezogen werden und als Zeuge erscheinen müssen.

Einmal war ich ungerecht angeklagt; er hatte die vollkommen unschuldige Handlung gesehen. Aber er schwieg! Sah zu, wie ich bestraft wurde! Aber schwieg! Ich glaubte, er hasse mich insgeheim und sehe gern, dass ich leide.

Er wusste auch, dass eine ganze Menge Anklagen, die gegen mich erhoben wurden, falsch waren; wenn ich mich aber verteidigen wollte, schwieg er auf diese unangenehme Art, als denke er, ich lüge.

Wenn ich mich erklären wollte, so stellte er sich, als missverstehe er, was ich sagte. Auch wenn meine Unschuld später völlig bewiesen wurde, seinen ersten ungerechten Gedanken konnte ich nicht mehr ausroden. Er wurde böse, nannte mich nachtragend, kleinlich, rachgierig, alles mögliche, nur weil er unrecht gehabt hatte!

Er hatte eine Menge menschenfreundliche Worte gelernt, die er bei ernsten Gelegenheiten benutzte und die ihm das Ansehen eines teilnehmenden Menschenfreundes verschafften. Ich aber fand, sie wurden an unrechter Stelle angebracht, wirkten, als seien sie aus Toasten und Grabreden herausgenommen.

Er konnte sein Gesicht nicht beherrschen, sondern das verriet zuweilen gegen seinen Willen seine wirklichen Gefühle, die er verbergen wollte.

So hatte ich einmal eine grosse öffentliche Beschimpfung zu erleiden und hielt mich zu Hause, ohne einen zu empfangen. Da kam er eines Abends, und da er für den Augenblick „mein einziger Freund“ war, öffnete ich die Tür. Er reichte mir teilnehmend seine Hand und schüttelte meine so, als ob die Hand sagte: Armer Freund! Zugleich aber lachte sein Gesicht auf eine unnatürlich widrige Art, als habe das Mienenspiel versagt. Mir wurde bange vor ihm. Gleich darauf aber

kamen die teilnehmenden Worte in Massen, und er sprach seinen Unwillen aus über die Ungerechtigkeit, die ich zu erleiden gehabt. Dabei vergass er nicht, die schlimmsten Schimpfworte zu zitieren, die ich nicht kannte; und als er ging, hatte er in meine geschützte Häuslichkeit all den Kot geschmuggelt, den ich von mir ferngehalten, indem ich keine Zeitungen las und nicht auf Klatschbasen hörte.

Diesen „meinen einzigen" Freund hatte ich in seinen schweren Tagen getröstet, hatte seine Legenden lange Jahre hindurch angehört, ohne sie zu vernichten, da ich ihn nicht zur Verzweiflung bringen wollte.

Er hatte mir Dienste geleistet, die ich mit Gegendiensten bezahlt; aber meine Gegendienste strich er aus: ich war ihm immer etwas schuldig nach seiner Ansicht. Und er erinnerte oft an seine Dienste, aber nie an meine Gegendienste; nannte mich undankbar.

Warum er mich eigentlich hasste? Ich vermute, mein Gesicht hat ohne mein Wissen zuweilen verraten, dass ich an sein Märtyrertum nicht glaubte, auch nicht an seine Legenden; und einer Sache bin ich sicher, dass er wusste, ich bewundere seine Frau nicht; und das verzieh er mir nie!

Mein „einziger, letzter Freund"!

Wie verlogen das Leben ist! Und wie schwer es ist, zu leben!!!

EINE KURZE GESCHICHTE ABER KOMPLIZIERT

In all ihrer Kürze: Eine Frau begleitete ihren an Schwindsucht sterbenskranken Mann nach einem Badeort. Der Mann erholte sich; aber seine Frau kehrte schwindsüchtig zurück und starb.

Der Mann verheiratete sich wieder. Nach einigen Jahren entstand Uneinigkeit zwischen ihm und seiner Frau; er reiste im letzten Sommer allein mit einem Bruder ins Bad.

Von dort heimgekehrt, jedoch nicht ganz gesund, wollte er eines Sonntags in die Kirche gehen, fiel aber vor einem Restaurant nieder, wurde hineingetragen und starb.

Was bedeutet die Geschichte? Ich kenne keine näheren Umstände, obwohl ich den Mann und die erste Frau kannte; aber von ihrem Zusammenleben und der zweiten Ehe weiss ich nichts, und das wäre doch die Hauptsache.

Zur Spekulation bietet sich hier Gelegenheit genug. Der eine war krank und wurde gesund, während die andere gesund war, krank wurde und starb.

Die Kneipe an Stelle der Kirche ist ja allegorisch. Die erste Frau hatte ihn wohl aus dem Leben gewünscht, das nehme ich an.

Wie er mit der zweiten lebte, weiss ich nicht!

Swedenborg glaubt an Hexen, da er sie gesehen habe, und das tue ich auch, denn ich habe einige gekannt.

Unter Hexe ist ein Weib zu verstehen, das durch einen starken Willensakt ihre Körperseele aussenden kann. Sie kann diese nachts zu schlafenden Jünglingen und Männern senden, um denen die Illusion (volle Wirklichkeit) einer Umarmung zu geben. Das war der Sukkubus oder Inkubus des Mittelalters, der in Goethes „Faust" vorkommt, und den der Autor der „Magie des Mittelalters" nicht begreifen konnte, weil er im Fleisch lebte.

Ich habe vor vielen Jahren im Ausland eine Hexe gekannt, ohne zu verstehen, wen ich vor mir hatte. Sie konnte mein Gesicht so verdrehen, dass ich sah, was nicht vorhanden war; sie konnte mich besuchen, wann sie wollte; wenn sie böse auf mich war, konnte sie mir Selbstmordmanie einflössen; sie besass die Kraft, mir alle möglichen Gefühle beizubringen; sie wünschte sich so stark Geschenke und Geld, dass ich von innen die Eingebung bekam, ihre unausgesprochenen Wünsche zu erfüllen.

Swedenborg spricht von lasterhaften Frauen, die Hexen werden.

„Sie flössen andern, die sie hassen, ein, dass die sie ums Leben bringen sollen, denn sie wissen, dass sie nicht sterben können; dann klagen sie die als Mörder an und verbreiten es."

„In der Hölle besteht das höchste Vergnügen ihres Lebens im Peinigen; ja, mittels in der Welt unbekannter Künste, durch welche sie die feinsten Gefühle beizubringen verstehen, ganz als wenn die im Körper wären."

Damit der Leser nicht glaube, dies seien Phantasien oder Einbildungen, will ich ausplaudern, was eine Hexe mir erzählt hat, denn ich habe mehrere Hexen gekannt.

Ich fragte einmal, als der Wein ihr die Zunge gelöst hatte:

— Wie fangen Sie es an?

— Ja, ich liege da und denke mir . . .

Ich ging mit einer Hexe die Strasse hinunter, und aus der Entfernung sahen wir, wie eine Frauensperson vergebens auf ein Zweirad zu kommen suchte.

— Nein, du kommst nicht eher hinauf, als ich es will, murmelte meine Hexe.

Die Dame mühte sich eine ganze Weile ab, aufs Rad zu kommen.

— Hinauf mit dir! sagte die Hexe und wandte den Kopf ab. Im selben Augenblick war die Dame im Sattel.

Sie hatte also das böse Auge, war „jettatore (-trice)“, brachte einem Unglück, war natürlich grausam und wollüstig; denn das gehört dazu!

Sie war sehr hässlich, konnte einen aber so blenden, dass sie schön aussah, jedoch nicht für alle und nicht immer. Mit dreiundvierzig Jahren konnte sie bei besonderen Gelegenheiten ganz wie siebzehn aussehen.

Nun will ich gestehen, dass die meisten Frauen diese Fähigkeit besitzen. Man nennt es ihren Charme oder Reiz, und der kann einem Mann buchstäblich den Verstand rauben.

Viele Mädchen, welche diese gefährliche Gabe entdeckt haben, missbrauchen sie aus Unverstand. Aber viele handeln wie auf Befehl, unter Zwang und sind geschützt in ihrem schrecklichen Beruf: gottlose Männer zu strafen.

Darum ist der Gottlose wehrlos gegen die

Furie; und das hat einfältige Männer veranlasst, von Frauenmacht zu sprechen und zu schreiben. Sie hat nur Macht über die Gottlosen.

— Du hast keine Macht über mich, sie sei dir denn von oben gegeben!

Gegen die Hexe gibt es nur einen Helfer: Der Herr, der lebendige Gott!

Während der Hexenprozesse kamen oft Fälle vor, dass Frauen sich selber angaben und verlangten, verbrannt zu werden. Diese hatten wahrscheinlich aus Neugier oder Unverstand gehandelt. Als sie das böse Wesen hervorgerufen hatten und es im Körper spürten, fühlten sie, der Scheiterhaufen sei die einzige Befreiung.

Noch vor sieben Jahren las ich in einer Zeitung von Hexen in Lima, die verlangten, verbrannt zu werden.

Also, junge Frauen, pflegt eure Macht, die Gott euch gegeben hat, aber für das Gute! Missbraucht ihr sie aus Herrschsucht, Bosheit oder Wollust, so habt ihr den Wahnsinn oder den Tod zu erwarten!

Ein Mann hatte seine Seele an ein böses Weib verloren. Er hasste sie, da sie aber seine Seele umhertrug, so vermisste er die. Und diese Sehnsucht nahm er als Liebe wahr. Sie trennten sich. Und jedesmal, wenn die Hexe ihre Gefühle auf einen andern übertrug, wurde er befreit.

Als sie das letztemal merkte, dass er befreit wurde, ward sie von Wut erfasst. Sie wollte ihren Liebhaber besitzen, aber auch den ersten peinigen. Da geriet sie in eine Doppelschlinge. Den Mann wollte sie nicht lassen, und darum warf sie seine Gefühle auf ihn, telepathisch, denn sie war ja eine Hexe. Aber im selben Augenblick war kein Platz

mehr für den Liebhaber, und sie konnte ihn nicht „besitzen“, denn er wurde neutralisiert.

Da erfindet sie die satanische Intrige, durch ihre Körperseele die beiden Männer in unerlaubte Verbindung zu bringen. Das fühlte der geschiedene Mann, und um der Sünde zu entgehen, erschoss er sich!

Nun ist die Frage: verdiente eine solche Frau nicht den Scheiterhaufen?

Und hatte nicht der Mann das Recht, sich zu töten, da er auf keine andere Art von der Sünde, die er verabscheute, frei werden konnte?

Die Gesetze des Lebens sind nicht so einfach oder so allgemein, wie wir glauben möchten. Wir haben ja gesehen, wie der Hervorragende und Rechtschaffene einem Schlingel dienen muss und mit Sanftmut sein Los trägt, halb bewusst, dass es so sein soll.

Was für den einen erlaubt ist, scheint nicht für den andern erlaubt zu sein. Einige dürfen ihr ganzes Leben grassieren, ohne bestraft zu werden; es geht ihnen gut. Grosse Verbrechen werden oft nie entdeckt. Und oft, wenn ein Verbrechen und der Schuldige entdeckt werden, wird die Sache niedergeschlagen, und der Überführte geniesst dasselbe Ansehen wie früher.

Wir haben ein unerlaubtes Verhältnis in der Ehe gesehen; das hat jahrelang existiert, ohne dass die Schuldigen bestraft wurden; das Verhältnis wurde im Gegenteil respektiert, mit einer gewissen Heilighaltung umgeben; alle wussten es, aber niemand sprach davon oder missbilligte es. Wenn jemand die Schuld bekam, so war es der Übervorteilte; auf den hackten alle ein. Er selber schien seine Schande nicht zu kennen!

Da sind die Urteile der Menschen; ob der Herrgott anders urteilt, danach müssen wir fragen, denn wir wissen nichts von den Rätseln des Lebens.

„Wer den Rechtschaffenen hasst, der soll schuldig werden.“ Das ist eine Erklärung.

Eine andere wäre die der Theosophen: dass gerade darin die Strafe liegt, da der eine den andern strafen darf, indem er ihm unrecht tut!

Swedenborg warnt vor dem einzigen Freund, dem man alles anzuvertrauen pflegt. Ein solcher Verkehr ist aus vielen Gründen gefährlich.

Du bist einsam, aber er ist nicht einsam; folglich kommst du in seine Hände; er gibt dir seine Gesichtspunkte auf Welt und Menschen; erzählt nur die Tatsachen, die seinen Interessen passen, die andern lässt er aus. Und da er im Besitz deiner Geheimnisse ist, wird er dir überlegen, denn er gibt dir nicht von seinen Geheimnissen zurück. Er hat schliesslich dein Schicksal in seiner Hand.

Aber noch ein anderer Übelstand ist dabei. Du nimmst die Gewohnheit an, deine Seele auszugeben; nie etwas für dich zu behalten; du objektivierst die intimsten Verhältnisse, annullierst dadurch dein Material, verschwendest deinen Kummer, nimmst deine Pläne vorweg; und das Leben wird verschwatzt, statt dass man handelt.

Swedenborg meint auch, der Busenfreund hindere den Menschen, intim mit Gott zu leben: der soll der Einzige, Beste sein!

Darum ist es auch im Kloster verboten, zu sprechen; und ganz verboten, einen Freund zu besitzen.

Ich habe eben in einem Buch, an das ich mich nicht mehr erinnere, gelesen, dass es gefährlich sein kann, sich mit bösen Gedanken zu beschäftigen, auch wenn man dagegen reagiert. Man bekommt sie über sich! Ich habe zu wiederholten Malen Nüchternheit geübt, deren Segen entdeckt, und bin dann gegangen, den Fluch des Alkohols zu verkünden. Ich predigte den Freunden Nüchternheit, und sie folgten mir. Und eines Tages bekomme ich einen Rückfall! Da fand ich den Wein wohltuend; er gab dem Herzen Mut, den Kummer zu tragen; er bescherte die heilige Gabe des Schlafes; schützte darum gegen böse „Träume". Er gab auch am nächsten Tage eine unerhörte Arbeitskraft.

Und dann predigte ich den Wein wieder! Was sagten da die Freunde?

— Er ist ein Heuchler!

Ich musste es zugeben, und geriet in die schlimmsten Disharmonien.

Als ich wieder unter dem Wein zu leiden glaubte, predigte ich mir selber Nüchternheit; bat Gott jahrelang um das Geschenk der Nüchternheit, ohne es zu erhalten.

Was soll ich glauben? Ich trinke, aber predige. Das ist ja beklagenswert, aber ich kann es nicht Heuchelei nennen, denn ich wünsche aufrichtig, Nichttrinker zu sein, besitze aber nicht die Kraft, es zu werden.

Oft glaube ich: du darfst Wein geniessen, aber mässig! Zuweilen etwas unmässig!

Vielleicht ist es so!

Ich habe von einem bekannten Mann gehört, der Stellung und Familie verlor, weil er trank.

Er war kein schlechter Mann, und kein gottloser; denn er lag auf seinen Knieen und bat Gott, ihn von seinem Laster zu befreien. Aber er wurde nicht befreit. Da vermutete ich, er sei zur Strafe für etwas unbekanntes dazu verurteilt zu trinken.

Sein Gesicht wurde schliesslich so schrecklich, dass er sich auf dem Lande verstecken musste. Als er nach fünfzig Jahren starb, und als Leiche auf der Bahre lag, verwandelte sich sein entstelltes verbranntes Gesicht in das eines Jünglings; weiss und rosenrot wurde seine Haut und wieder jung!

Das kann viel sagen!

Ein Vater, der der Trunksucht unterliegt, kann sehr wohl mit aufrichtigem Herzen seinem Sohn Nüchternheit predigen. Der Vater fühlt den Fluch, und dass er nicht frei werden kann; ist es da nicht schön, dass er seinen Kindern ein besseres Los wünscht?

Er meinte nicht, dass es richtig sei, wenn er trinke; er fand es unrichtig; aber er wollte seinem Sohn nur wohl.

Wenn man selber gesprächig und schwatzhaft ist, es weiss, darunter leidet, so kann man Schwatzhaftigkeit doch bei andern missbilligen, da man sie bei sich selber missbilligt. Und oft kann man sich selber korrigieren, indem man seine Fehler bei andern sieht und tadelt.

Sich selbst belügen, ist nicht so ungewöhnlich, aber mancher hat es bereuen müssen.

In der skeptischen Zeit, als das Böse gut war, prahlten eine Menge junger Leute mit fingierten Verbrechen. Ob sie das von Byron gelernt, der fälschlich seine Blutschande im Manfred durchscheinen lässt, das weiss ich nicht.

Ich hörte einen gebildeten jungen Mann erzählen, er habe eines nachts beim Billard die Bekanntschaft eines Räubers gemacht, eine Einladung von ihm angenommen und Geld von ihm geliehen. Ich glaubte es und wurde ängstlich. Aber es soll eine Lüge gewesen sein.

Zwei nette Leute sassen zusammen und wollten ein Unternehmen gründen, suchten aber noch das unvermeidliche Kapital. Sie suchten und suchten in Gedanken, natürlich beim Glas. Und schliesslich wurden sie der Sache und einander müde.

Es war in der Zeit der Wechselfälschungen.

In einem Anfall von Überdruss und Laune, sagte der eine:

— Kannst du denn nicht einen falschen Wechsel machen?

Diesen Ausbruch von Galgenhumor hatte er sein ganzes Leben zu bereuen. Denn die beiden entzweiten sich, und der andere missbrauchte das Wort.

Man kann auch in guter Absicht sich eine Schwäche andichten, um einen andern zu trösten.

— Du brauchst deshalb nicht traurig zu sein, denn das habe ich auch schon durchgemacht! Viele Male!

Aber es gibt Leute, die mit Vorbedacht sich einen Fehler andichten, um den andern zu ver-

locken, seinen zu bekennen. Das kann man oft erfahren von seinen detektiven Freunden.

Detektiv sind solche Freunde, die durchaus keine Freunde sind, also auch nicht deine. Diese suchen Aufträge zu erhalten, machen Besorgungen, schnüffeln Geheimnisse aus, erstatten Bericht. Sind darum in Gesellschaft interessant, denn sie haben so viel zu erzählen. Aber est ist ein schmutziger Typus, bei dem ich nicht verweilen will.

DER PFEIL IN DER LEBER

Wenn ein junger Mann in eine Familie geladen wird, so soll er ja höflich gegen die Wirtin sein. Aber er soll ihr nicht Höflichkeiten über ihr Aussehen sagen, nicht einmal über ihre Toilette; er soll nicht in ihre Augen sinken noch es auf sie anlegen; nicht gemeinsame Sympathien entdecken; mit einem Wort, sie nicht anrühren.

Wenn er das tut, so kann er dafür büssen mit einem langen Leben in unaussprechlicher Qual. Sie kann nämlich aus Unbedachtsamkeit ihren Charme auf ihn werfen, und dann kann er entweder an unbeantworteter Liebe sterben, oder die beiden können fürs Leben in einer namenlosen Hölle verbunden werden. Der berechtigte Hass des gekränkten Mannes ist so stark, dass er wie ein Fluch durch das ganze Leben folgen kann.

Das Buch der Sprüche hat viel über diese Sache zu sagen; aber überall ist es die verheiratete Frau, die verführt, doch der junge Mann hat die Folgen zu tragen:

„Er folgt ihr alsbald nach, wie ein Ochse zur Fleischbank geführt wird, und wie zur Fessel, da man die Narren mit züchtigt, bis sie ihm mit dem Pfeil die Leber spaltet; wie ein Vogel zum Strick eilet, und weiss nicht, dass es ihm das Leben gilt."

Als Dichter habe ich ein Recht gehabt, mich für die Schicksale der Menschen zu interessieren. Wenn ich einen Jugendfreund nach langer Trennung treffe, so pflege ich zu fragen, wie es gemeinsamen Bekannten ergangen ist. Es ist ja löblich, dass man wissen will, wie sich ein Menschenschicksal entwickelt. Aber in Schicksalen forschen, das ist gefährlich; es hat jedoch lange gedauert, ehe ich verstand, dass es unerlaubt ist. Mit fünfzig Jahren kam der Verstand aber; ja mir wurde sogar bange, dass ich eine vertrauliche Mitteilung veranlassen könne.

Zu dieser Zeit sass ich eines Abends in einem Konzertgarten, zusammen mit einem Jugendfreund, als er auf eine bekannte Familie zu sprechen kam, deren grelles Schicksal meine Neugier gereizt hatte. Er sprach, ich lauschte mit gespitzten Ohren, wagte aber nicht nach dem Geheimnis zu fragen. Ich hatte jedoch das Gefühl, es müsse bald kommen, und beugte mich vor, um es zu hören. Da kam es!

Aber im selben Augenblick, wie das Geheimnis dem Mund des Freundes entschlüpfte, wurde die Musik so laut, dass ich es nicht hörte!

Mit offenem Mund, gespitzten Ohren sass ich da und suchte in seinem Gesicht zu lesen, konnte aber nichts erfahren. Und zu fragen wagte ich nicht. Aber mein Gesicht muss ausgedrückt haben, dass ich mit dem Ergebnis zufrieden war, denn die Blicke des Freundes sagten so etwas wie: Ja, so ist es ihnen ergangen!

Aber wie es ihnen ergangen war, erfuhr ich nie! Die Familie ist geschützt gegen meine Neugier: so deutete ich es.

Ich kannte einen Mann dreissig Jahre lang. Seine Art, sich zu benehmen, verriet Unruhe, und ich hatte die bestimmte Angabe gehört, er sei in seiner Jugend aus der Schule gejagt worden. Die ersten zehn Jahre war er mir sympathisch, und ich schämte mich zu fragen, welche Ursache das Unglück seiner Jugend gehabt habe; wünschte auch glauben zu können, sie sei recht unschuldig gewesen. Aber im elften Jahr beging der Mann eine Freveltat gegen mich, und mich ergriff ein gesunder Hass gegen seine Bosheit.

Da fragte ich einen Schulkameraden von ihm nach seinem Geheimnis. Der antwortete so abweisend und so nichtssagend, dass ich nicht noch einmal fragte.

Nach zwanzig Jahren hatte sich mein Hass verstärkt, weil der Mann treulos war, und jetzt fragte ich eines Abends meinen Lehrer, der die Sache wissen musste. Der Lehrer war ein Schwätzer, der keine Rücksicht kannte; auch war ihm sein früherer Schüler nicht sympathisch.

Ich fragte direkt. Er antwortete mit einem langen Vortrag, der viele Einzelheiten enthielt, sich meinem Gedächtnis aber nicht einprägte.

Als ich nach Haus ging, dachte ich unterwegs im Schweigen der Nacht über das nach, was ich gehört hatte; aber ich erinnerte mich an nichts oder hatte nichts verstanden.

Seitdem habe ich nie mehr fragen wollen. Und nach 28jähriger Bekanntschaft weiss ich nichts von dem Schicksal seiner Jugend. Ich glaube jetzt, er hat durch Leiden seinen Fehltritt gesühnt; der Posten ist jetzt ausgestrichen aus dem grossen Buch. Ich bin so überzeugt davon, dass ich nie mehr habe fragen wollen.

Wenn der Mann eine aufrichtige Seele wäre, der 1898 eine Reise unternahm, um in einem Gerichtsarchiv nach Angelegenheiten eines andern zu schnüffeln; wenn er diese Reise mit allen ihren Abenteuern und Unannehmlichkeiten schildern wollte, so würde die Welt erfahren, wie es zugehen kann, wenn man in einer gesühnten Geschichte stöbern will.

Ich kann hinzufügen, dass die Geschichte recht unschuldig war, aber aus Hass in eine Räubergeschichte von einem Pfaudiebstahl und einer Vergewaltigung verwandelt wurde.

Wie es zugeht, dass Posten ausgestrichen werden, ohne dass man in den Büchern radiert?

Nach Reue, Leiden und Besserung wird die Missetat aus dem Gedächtnis der Menschen ausgetilgt, und zwar auf eine Art, die wir nicht begreifen können. Dass ein Forte in der Musik das Geheimnis einer Familie rettete, war kein Zufall; das war ein Werk unserer unsichtbaren Führer, die immer in unserer Nähe sind und uns oft hindern, Missetaten zu begehen.

Wenn ein Mensch in einem Ausbruch naiver Aufrichtigkeit sein eigenes oder ein fremdes Geheimnis preisgibt, so habe ich schliesslich gelernt, es zu verbergen und das ausgesprochene Wort zu vergessen. Das Wort fiel, weil der Leichtgläubige sich in einem Augenblick vorstellte, er sei von leichtgläubigen, verlässlichen Menschen umgeben, die dem andern nichts Böses wollten. Soll man da ein grenzenloses Vertrauen mit einer rücksichtslosen Verräterei belohnen?

Ich muss einräumen, dass ich früher im Zorn (in berechtigter Reaktion gegen das Böse) es manchmal verraten habe, wenn eine kindliche Seele sich aus unmittelbarem Antrieb blossstellte. Aber ich habe es bitter bereut; trotzdem der Naive später, wieder tückisch werdend, mit der Maske vorm Gesicht mich gemordet hat. Ich hatte ein Gefühl, als habe ich ein Kind verraten.

Als Dichter dagegen habe ich die Schweigepflicht oft verletzt, es aber als einen schweren Beruf auf mich genommen. Dabei habe ich mich etwas naiv auf deren Ehre verlassen, die den eigentümlichen Auftrag haben, ihre zufälligen Ansichten über ein Buch drucken zu lassen. Wenn sie dies Vertrauen getäuscht haben, so ist es nicht meine Schuld. Ich habe es dem stillen gedruckten Wort auf dem weissen Papier anvertraut; es war eine vertrauliche Mitteilung; und wer die verrät, ist ein Verräter.

Unsere Bücher sind gemacht, um leise gelesen, ins Ohr geflüstert zu werden; aber die Zeitung, die immer laut spricht, die schreit das Geheimnis in die Welt, und darum hat sie die Schuld.

Verschmitzte, listige und duckmäuserige Menschen sind in dem Glauben, alle Menschen seien von ihrer Art.

Mein schlimmster Gegner, den ich persönlich nicht kenne, nur fünf Male in meinem Leben auf der Strasse gesehen habe, hat mich dreissig Jahre lang getreu verfolgt. Dieser Mann kann keinen geraden Weg gehen; er leidet also an einer seelischen Störung; sein Leben besteht nur aus Ränken, Intrigen, Umwegen. Mit einem kleinen Talent begabt, wurde er früh überschätzt und zu einer Zeit, da keine Mitbewerber da waren, zum Ersten ernannt.

Während der dreissig Jahre, in denen er systematisch das Kesseltreiben gegen mich anführte, habe ich niemals seine Ergüsse gelesen, empfand keine Bitterkeit gegen ihn, obwohl er mir das Brot nahm; sich sogar die Mühe machte, meine wenigen Freunde um ihre Stellungen zu bringen.

Ich habe ihn nicht gehasst, weil ich mir vielleicht innerlich eingestand, sein Standpunkt sei höher als mein damaliger, und vielleicht ahnte, dass ich nur eine Wüstenwanderung durchmache.

Ich habe mich niemals gerächt für seine Bände voll Schmähungen; ich habe nur einige Schimpfworte über ihn fallen lassen.

Er ging auf dem rechten Wege, aber ging nicht gerade; die Hand des Herrn war mit ihm, aber er versündigte sich dann und wann; und wurde sofort ertappt und bestraft. Er muss auch ungerecht gegen mich gewesen sein, denn zuweilen widerfuhr mir Gerechtigkeit, trotz seinen Intrigen. Wenn ich dann in den Augenblicken des Erfolges fühlte, wie er unter dem Druck der allgemeinen Meinung litt, erfasste mich Mitleid mit

ihm und ich litt buchstäblich unter seinem Leiden. Doch hatten er und sein nicht ganz reines Gewissen ein Ungeheuer aus meiner Person gemacht.

Vor zwanzig Jahren war ich gezwungen, ihn in seiner Eigenschaft als Beamten aufzusuchen. Aber ich machte erst einem Unterbeamten meinen Besuch, um die Audienz vorzubereiten.

— Geh nicht hin, warnte der Unterbeamte. Du wirst nicht empfangen; er glaubt, du hast ein Messer in der Tasche, um ihn zu ermorden.

— Was hat er mir denn für Böses getan, das ich nicht weiss?

Ich ging nicht hin.

Dann kam meine grosse Reise nach Damaskus, auf der mir die Augen aufgingen, nachdem ich eine Zeitlang blind gewesen; jetzt war ich auf seinen, des Feindes Wegen!

Nach gewöhnlicher menschlicher Logik hätte es ihn freuen müssen, ein verlorenes Schaf wiederzufinden. Aber es grämte ihn nur; jetzt verwandelte er mich in einen religiösen Schwindler; redete sich und andern ein, ich gehöre dem nicht existierenden Jesuitenorden an. Nun weiss ich nicht, was ein Jesuit ist; Francisque Sarcey, geborener Franzose, hatte niemals einen Jesuiten gesehen, glaubte nicht, dass es solche gebe.

Aber der Gegner blieb bei seinem Jesuiten; machte sich die Mühe, nach Rom zu reisen, um sich über meine Verbindungen mit der päpstlichen Kurie zu unterrichten. Er glaubte nämlich oder wünschte, dass ich Katholik sei; aber das war ich nicht, ebensowenig, wie ich Anarchist war, als er glaubte, ich wolle ihn morden.

Aus Rom erhielt ich wirklich einige seltsame Briefe von einem päpstlichen Kammerherrn, der für meinen Feind agent provocateur spielte.

Was dem Feinde dann in Rom geschah, das weiss er am besten selbst; ich weiss nur, dass er einen Anfall von Typhus bekam.

Seitdem habe ich zwölf Jahre lang mich selber, meinen früheren Standpunkt, meine früheren sogenannten „Freunde" bekämpft, also auf seiner Seite für seine Sache gestritten.

Aber er bekämpft mich noch immer; ich muss also schliesslich glauben, dass er nie für irgendeine Sache gekämpft hat, sondern nur für seine kleine Person.

Ich habe mich oft gewundert über diesen Mann. Selber religiös seit zwölf Jahren, kann ich seinen Hass nicht verstehen, auch wenn er persönlich wäre. Er hat mit schwarzen Heiden Kompromisse geschlossen, um mich zu bekämpfen; das zeugt nicht von christlichem Sinn. Er tritt gern als Christi Diener, Kreuzträger, Märtyrer auf; aber er hat allem Glück dieser Welt nachgejagt, zuerst der Macht, dann dem Gold, am meisten äusseren Auszeichnungen; er hat denn auch die Brust voller Kreuze und Sterne. Sein Christentum sitzt so locker und sein Glaube ist so schwach, dass er seine Person zwei Male hergegeben hat, um dem Satan zu huldigen.

Das eine Mal ging er auf ein Fest für „den grossen Schwarzmagier", nicht aus Verlangen nach Versöhnung, sondern weil er nicht auszubleiben wagte.

Das zweite Mal schrieb er eine Erklärung (eine Forterklärung) und eine Verteidigung für den „Hymnus an Satan". Christus sprach für den Antichrist.

Da hörte ich auf, an ihn zu glauben, und nahm alles Schöne zurück, was ich von ihm zu denken versucht hatte.

Später hatte er Unglück durchzumachen und wurde verfolgt; dabei hatten meine Gedanken die Empfindung, als würden sie von seinen gesucht; und ich fing an, aus der Entfernung eine freundliche Wahrnehmung von ihm zu haben.

Bei einer Gelegenheit, die ich mit veranlasste, bekam ich ein gutes Bild von ihm in die Hände. Jetzt war er in meinem Zimmer, auf meinem Tisch. Ich sah jetzt diesem Mann, der sich dreissig Jahre lang mit meinem Schicksal beschäftigt hatte, ungestört ins Gesicht.

Ich muss gestehen, dass ein Leuchten von den Zügen ausging; das Leiden hatte ihm seine Phosphoreszenz verliehen; das Auge war nicht gut, aber brannte noch von etwas, das nicht von hiernieden war; er schien unter seinen Disharmonien zu leiden, unter seinen Verrätereien gegen Christus, unter seinem tiefen Fall, der sieben Male eingetreten war.

Ein grosses Mitleid ergriff mich, und in der Einsamkeit, als niemand uns sah, legte ich die Hand auf seine bekümmerte Stirn; bat Gott, ihm aus seiner Zwietracht zu helfen, ihn zu segnen und ihm Friede zu geben!

Aber ich will ihn nicht treffen; ich wünsche nichts von ihm; und ich kann übrigens nichts von seiner Ehre, seiner Macht, seinem Gold empfangen, denn ich habe Gott in Todesnot versprochen, niemals Auszeichnungen anzunehmen. Und nachdem ich dies geschrieben habe, kann ich noch weniger in Verbindung mit ihm treten, weil dann mein stilles Gebet nicht mehr aufrichtig und uneigennützig, sondern interessiert wäre und den Verleumdern eine Blösse bieten würde.

Vor einigen Jahren kam bei mir eines Tages eine plötzliche und unbegründete Sehnsucht nach der sächsischen Schweiz auf. Ich war allerdings einige Male durch das Land gefahren, aber dessen eigentümliche Natur hatte mich nicht zu einem näheren Besuch verlockt.

Jetzt kam aber die Sehnsucht, ich verschaffte mir Reisebücher und Karten, besann sowohl Reise wie Aufenthalt.

Aber ich konnte mich weder für einen Ort noch für ein Hotel entscheiden und wusste eigentlich nicht, was ich dort mitten im Winter zu tun hatte.

Einige Tage später las ich in der Zeitung, dass auf einem Sanatorium in der Sächsischen Schweiz ein Freund verschieden war. Da verstand ich, dass er es gewesen, der, allein und verlassen im fremden Land, nach mir gerufen, sich nach mir gesehnt hatte; mich vielleicht um Verzeihung gebeten für das Unrecht, das er mir getan.

Ein Jahr vorher hatte sich nämlich dieses zwischen ihm und mir zugetragen:

Ich wohnte in einem Badeorte, und er, der Freund, wohnte in einer nahen Kleinstadt.

Durch ein Buch, das ich geschrieben, hatte ich seine Freunde verletzt, jedoch ihn persönlich nicht.

Er machte aber gemeinsame Sache mit den Freunden und kam eigens in meinen Badeort gereist, um den Boykott zu leiten.

Abends sitzt er im Hotel und pokuliert üppig, während der Kriegsrat gegen mich gehalten wird.

Als er schliesslich in der Nacht zum Zuge geht, strauchelt er über eine Schiene und muss in die Stadt gebracht werden. Dort lag er recht lange

zu Bett; da er aber nicht Diät hielt, wurde er von Neurasthenie befallen. Ich hatte erst kürzlich an dieser „Krankheit" gelitten, die meine Feinde aber in Delirium tremens verwandelten.

Schliesslich musste er Weib und Kind verlassen und allein nach einem Sanatorium in der Sächsischen Schweiz reisen.

Es war aber kein Sanatorium sondern ein Trinkerheim; und dort starb er ohne Pflege, sogar von den Wärtern verlassen.

Das war eine unheimliche Geschichte, und ich hätte sie nicht zu erzählen gewagt, wenn ich nicht schon Ähnliches von mir selber erzählt hätte, dabei zeigend, wie es mir erging, wenn ich Böses tat.

Dass ich von Stockholm aus hörte, wie er mich nach der Sächsischen Schweiz rief, ist auch interessant!

UNZUVERLÄSSIGKEIT DER STERNPARALLAXEN

Parallaxe bedeutet ja „die scheinbare Verschiebung, die ein Himmelskörper dadurch zu erhalten scheint, dass der Beobachter seinen Standpunkt ändert.“

Um aber diese Parallaxe messen zu können, muss sich der Beobachter auf einem festen Boden befinden, denn wenn der Boden sich bewegt, so entstehen ja Variabeln ohne eine Konstante.

Während ich die Parallaxe eines Sternes messe, macht die Erde zwölf Bewegungen, steht in „Annuaire Astronomique“ von 1908. Zuerst rotiert sie um ihre Axe, dann fliegt sie auf ihrer Bahn drei Meilen in der Sekunde, drittens leidet sie unter dem Vorrücken der Nachtgleichen; 4. bewegt sich die Erde um den gemeinsamen Schwerpunkt von Mond—Erde; 5. ist die Erde der Nutation unterworfen, die von der Anziehung des Mondes veranlasst wird (Periode von 18 Jahren); 6. kommt als Faktor in Betracht die sekuläre Variation der Exzentrizität der Erdbahn; 7. variiert die Neigung der Ekliptik (sekulär); 8. ändern sich die Absidlinien in 21 000 Jahren; 9. wirken die Anziehungen der Planeten so, dass Verrückungen in der berechneten Bewegung der Erde entstehen; 10. ändert sich der Schwerpunkt des ganzen Systems; 11. die Bewegung des Systems gegen die Konstellation Herkules; 12. die Nutation des Erdpols, welche die Breiten ein wenig variieren lässt.

Kann irgendein Astronom mit diesen zwölf Variabeln eine konstante Sternparallaxe ausrechnen, dann kann er sich auch auf eine Kanonenkugel setzen und die Entfernung zwischen zwei Kriegsschiffen auf dem Meere ausrechnen.

Humboldt sah 1799 am 22. Juni vom Pik Teneriffa, unmittelbar vor Sonnenaufgang, wie tiefstehende Sterne eine schaukelnde Bewegung ausführten. Er sah es sowohl mit dem blossen Auge wie mit dem Fernglas. Die Erscheinung dauerte 7 bis 8 Minuten.

1842, am 9. August, beobachtete Prinz Adalbert von Preussen eine ähnliche Erscheinung vor Sonnenaufgang, und seine Begleiter bestätigten sie. Im Fernglas schien ein Stern zwei zu werden, wie verbunden durch einen geknoteten Schwanz.

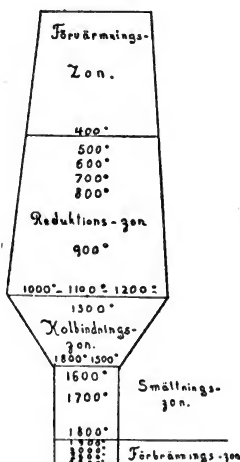
1851, am 20. Januar, sahen mehrere mit Namen genannte Personen zwischen 7 und 8 Uhr abends, wie sich der Sirius bewegte, bald auf und nieder, bald nach den Seiten, bald in einem Kreis. Die Erscheinung dauerte eine halbe Stunde.

Man hat die Tatsache nicht geleugnet, aber der Astronom Schweizer hat erklärt, es sei eine subjektive Erscheinung. Er sehe sie oft, wenn das Auge einen Stern fixiere und gleichzeitig einen Gegenstand auf der Erde; aber im Fernglas verschwinde sie. Das widerspricht aber Humboldts und Prinz Adalberts Beobachtungen, deshalb ist die Erscheinung noch nicht erklärt.

Ich will mit der Aufklärung schliessen, dass ich die Sonne habe schaukeln sehen, einige Male, als sie eben aufgegangen war.

Wenn die Beschickung im Hochofen schmilzt, finden die verschiedenen chemischen Prozesse bei verschiedener Höhe und Temperatur im Schacht statt. Man kann sogar an der Temperatur das Äquivalentgewicht der entstandenen Verbindungen und Reduktionen ablesen, wenn man ein Dezimalkomma einsetzt.

Durch die Röhre des Hochofens wird zuerst Kohle aufgegeben; dann wird mit Erz und Kohle abwechselnd beschickt. Das Erz besteht ja aus einer Eisenverbindung, nebst der Bergart: Kalk, Kiesel, Tonerde, Magnesium, Kalium, Natrium; Luft wird eingeblasen, also 79% Stickstoff und 21% Sauerstoff; Schwefel und Phosphor finden sich immer dabei in irgendeiner Form; um nicht vom Mangan zu sprechen, das kommt und geht, wie das Titan.



Wenn man jetzt die Ziffern von unten nach oben abliest und Nullen eliminiert, so sieht man in der Verbrennungszone die Zahl 28 zu unterst. Diese kann das Kohlenoxyd sein (= CO 28), das ja das Reduktionsgas selbst ist. Die Zahl 26 ist wohl das Cyan (CN = 26), das vom Stickstoff der Luft und vom Kohlenstoff gebildet wird und reduzierend wirkt; ausserdem wird das Cyankalium so konstant gebildet, dass Bunsen bei einer Hütte die tägliche Produktion von CyK zu 225 Pfunden berechnete. Zu oberst steht 18 (00^0); diese 18 ist Wasser, das sich immer in der Verbrennungszone bildet.

In der Schmelzzone erscheinen die Zahlen 17 und 16^0. Die Zahl 17 ist Ammoniak und 16 ist Sauerstoff.

In der Kohlungszone gibt 14^0 Stickstoff und 12^0 gibt Kohlenstoff an, der ja Kohle bindet.

In der Reduktionszone werden die Zahlen einfacher. Von 11 = Bor zu 7, dem Äquivalent des Stickstoffs, bis hinunter zu 4, das einwertig das einfachste Äquivalent des Kohlenstoffs ist (3wertig = 12).

Wenn man aber zu den untersten Regionen zurückkehrt, so kann 28 auch Silicium sein, 26 Aluminium, 24 Magnesium, und 20 Calcium (Äqv). Und das jetzt erhaltene Roheisen ist wirklich eine Legierung von Eisen, Kohle, Silicium, Aluminium, Schwefel, Phosphor und Stickstoff.

Das Eisen ist also eine Legierung von allen reduzierten Metallen, obwohl es Eisen genannt wird.

Warum Phosphor und Schwefel bei 2800^0 nicht verbrannt sind, das ist unerklärlich; und woher sie gekommen, wenn man schwefelfreie Erze und schwefelfreie Holzkohle benutzt hat, das weiss man nicht. Denn solange man an nicht vorhan-

dene Verunreinigungen glaubt, kommt man nirgends wohin. Dächte man sie sich aber als konstituiert, so käme man weit.

Menschen und Welt sind sich überall gleich; man brauchte deshalb eigentlich nie zu reisen. Ich habe viel gereist und weiss, wie nutzlos es ist.

Kant war niemals ausserhalb Königsberg, und er hat doch alle Tiefen des Himmels, der Erde und der Menschenseele durchforscht.

Das Verlangen zu reisen kann man teils aus Neugier oder Lust an Abwechslung herleiten, meist aber aus Hochmut und Schadenfreude. Sehr oft will man ebensoviel oder mehr als andere gesehen haben; deshalb machen sich die Leute die Mühe, zu reisen. Wenn sie nach Haus gekommen sind, so brauchen sie in einem Salon nicht zu schweigen, wenn jemand von Paris oder Neapel spricht. Und wenn sie selber von der Sixtinischen Madonna oder dem Britischen Museum sprechen, so geschieht es, um sich überlegen zu fühlen und die armen Verwandten, die nichts von der Welt gesehen haben, zu ducken.

Reisende lügen auch. Wenn sie in Neapels Ungeziefern und Dunstkreis unnatürlicher Laster gelebt, dort in verseuchten, auf Nachlassauktionen gekauften Betten geschlafen, verfaultes Essen gegessen und ihren Kopf beim Hotelbesitzer ausgelöst haben, so verschweigen sie das.

— Bist du in Neapel gewesen?

— Nein. . . .

— Oh! Oh! . . . Das müsstest du!

Wärest du dort gewesen, dann könnte man Ungeziefer und Sodom nicht ableugnen, jetzt aber . . . Oh! Neapel sehen und sterben!

Ich habe immer eine Furcht vor Reisen gehabt, denn ich verliere meine Wurzeln. Meine Gedanken und grossen Fonds von Erlebnissen, mein

Wissen, meine Gefühle werden so durcheinander geschüttelt, geraten in solche Unordnung, dass ich leer und verzweifelnd hinkomme. Ich verliere mich und werde flach.

Was ich gewonnen habe, pflegt sich auf eine Domkirche oder ein Ölbild zu beschränken, die allen andern ziemlich gleich waren.

Der Verlust war viel grösser als der Gewinn!

Einen Kummer verreisen, kann man nicht. Er sitzt hinten auf dem Gepäckwagen und wird nur russig und schmutzig von der unsauberen Reise. Er nährt sich von den neuen Fonds, wird durch veränderte Milieus verfälscht und ist doppelt bitter bei der Heimkehr zu spüren.

Ist man gezwungen, sein Land zu verlassen, dann zieht man mit seiner Häuslichkeit und seiner Arbeit. Das ist etwas anderes als reisen!

NICHT SCHWÖREN AUF DAS WORT DER LEHRER

Als ich in meiner Jugend vom Professor des Faches im Italienischen geprüft wurde, liess er mich den dritten Gesang von Dantes Inferno übersetzen. Ich las zuerst den vielzitierten Text vor:

Lasciate ogni speranza voi ch'entrate.

Ich hatte den Text vorher einem geprüften Kandidaten vorgelesen, und er hatte mich gelehrt (was ich schon konnte), dass lasciare laschare ausgesprochen wird, ohne dass das i zu hören ist.

Der Professor berichtigte mein laschate zu laschiate. Ich schwieg natürlich, machte aber eine Miene, die mir zu meinem Nachteil ausgelegt wurde. Nach dem Verhör stürzte ich zu meinem Privatlehrer und fragte ihn nach lasciate. Ergebnis: der Professor hatte unrecht! Ich erhielt eine schlechtere Zensur, als ich erwartet hatte, aber ich will nicht behaupten, dass es für lasciate war.

In meiner eben gekauften italienischen Grammatik steht ausdrücklich angegeben, dass i nicht ausgesprochen wird nach sc, wenn ein Vokal folgt, und mein fatales lasciate steht als Beispiel.

Auf einer Hochschule sollte der Professor der Chemie (ein weitberühmter Mann seines Faches) zeigen, wie eine Eisenverbindung auf Rhodankalium reagiert.

— Meine Herren, das ist ein Eisensalz in Lösung, und es wird durch Rhodankalium, das blutrot färbt, erkannt.

Der Professor liess einige Tropfen aufgelöstes Rhodankalium ins Probiergläschen fallen. Die Flüssigkeit färbte sich zuerst schwach violett.

— Ja, blutrot ist es gerade nicht, man könnte sagen schwach purpur, obwohl — ich will noch etwas nehmen!

Jetzt wurde es blau! (Donnerwetter!)

Es war eigentümlich mit dem Professor: er hatte einen feinen und scharfen Verstand, aber eine so ungeschickte Hand, dass alle Versuche misslangen. Das kann jedoch daher gekommen sein, dass nichts so unsicher ist wie chemische Versuche. Non bis in idem! heisst es auch; das bedeutet, nichts wiederholt sich konstant! Wer Analysen gemacht hat, weiss, was man auf dem Weg verliert, und wieviel das Filtrum passiert, ohne es zu dürfen.

Ein anderer Professor der Astronomie und Physik wollte zeigen, wie das Bild in der Linse entsteht.

— Meine Herren, diese bikonvexe Linse wird auf die Entfernung x vom Gegenstand y ein aufrechtes vergrössertes Bild geben.

Eins, zwei, drei! Das Bild zeigte sich, aber verkehrt!

Auch diese Leuchte der Wissenschaft hatte solches Pech mit ihren Experimenten, dass sie immer versagten!

Nun könnte ich viel über Linsen und deren dämonisches Spiel sagen.

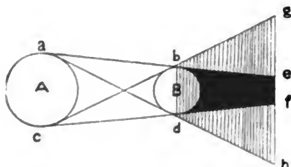
Ich fragte nämlich die grössten Autoritäten, ob man das menschliche Gesicht nicht direkt in natürlicher Grösse photographieren könne. Man antwortete nein, das kann man nicht.

Ich fragte nach der Ursache; erhielt eine Antwort, die keine war! Dann liess ich mir eine Kamera machen und begann mit Linsen. Was diese für Geschichten machten, kann ich nicht beschreiben. Zuweilen aber, bei einer haarschar-

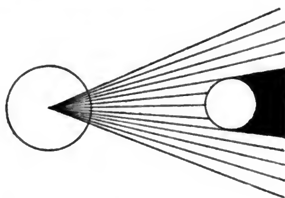
fen Verschiebung erhielt ich ein verkleinertes Bild, während es vergrössert hätte sein müssen; und zuweilen erhielt ich ein übernatürlich grosses Bild, wo ich ein anderes erwartet hätte.

(Siehe übrigens mein Kapitel „Optische Wunder" in diesem Buch.)

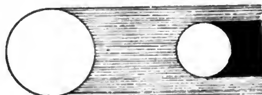
A stellt die Sonne vor und B die Erde, die bei der Mondfinsternis den Mond im Kernschatten verbirgt. Aber wie der Halbschatten entsteht und woher die Linien ad und ab kommen, das begreife ich nicht.



Eine Licht aussendende Kugel müsste doch die Strahlen so aussenden, als ausgezogene Radien; da entsteht kein Halbschatten.



Oder die Strahlen laufen geradlinig parallel, wie es ja in der Physik angegeben wird. Dabei bildet sich auch kein Halbschatten.



Die Figur 1 ist unbegreiflich und widerspricht den Lehren der Physik; die Figuren 2 und 3 sind begreiflich, stehen aber nicht in der Physik.

Das Fundamentalexperiment der Reibungselektrizität ist ganz unbegreiflich, wenn es den Unterschied der Glaselektrizität (+) und der Harzelektrizität (—) zeigen soll.

Das älteste Experiment war so: Man reibt eine Lackstange, dann zieht sie eine Holundermarkkugel an. Man reibt eine Glasstange, dann zieht sie eine andere Holundermarkkugel an.

Was ist denn der Unterschied? Ich kann keinen Unterschied sehen. Vergleicht man die elektrische Kraft mit der magnetischen, so sind sie nicht gleich. Paramagnetische (magnetische) Körper wie Eisen, Nickel, Kobalt werden vom Magneten angezogen; diamagnetische (unmagnetische) Körper wie Wismut, Zinn, Antimon, Zink werden vom Magneten abgestossen.

Aber obwohl Glas- wie Harzelektrizität ziehen alle Körper an.

Franklin erklärte auch, die Elektrizität sei eine einzige ohne qualitativen Unterschied; die Differenz sei nur quantitativ. Ein unelektrischer Körper enthalte die normale Menge Elektrizität; ein positiver (Glas-) enthalte eine grössere Menge; ein negativer enthalte eine geringere Menge Elektrizität.

Wenn wir nun zu dem Fundamentalversuch zurückkehren, so pflegt man den zu verwirren, indem man ein Versehen macht. Man benutzt nämlich dieselbe Holundermarkkugel; diese wird zuerst mit der Glasstange geladen, und dabei angezogen; wird sie jetzt mit der Glasstange berührt, so wird die Kugel zurückgestossen. Das bedeutet, sie ist gesättigt und will nicht mehr haben. Berührt man wieder die vom Glas geladene Kugel mit einer geriebenen Lackstange, wird

sie angezogen. Wenn die Kugel zuerst mit der Lackstange geladen ist, wird das Verhältnis umgekehrt.

So wurde die Erscheinung 1881 geschildert (von L. A. F.)

Aber 1846 wurde die Erscheinung also in einer populären Arbeit dargestellt (von Schödler, jedoch mit einem Vorwort von Liebig).

Nähert man eine geriebene Lackstange einer aufgehängten Korkkugel, so wird diese angezogen, bis sie die Lackstange berührt; dann wird sie abgestossen. Wird sie wieder mit der Lackstange berührt, so flieht sie.

„Hieraus geht hervor, dass die mit Harzelektrizität geladenen Körper einander abstossen."

(Ja, aber dasselbe geschah ja mit dem Glas !)

„Nimmt man eine geriebene Glasröhre und nähert sie der Korkkugel, so wird diese ans Glas gezogen."

Da ist ja der Fehlschluss ! Denn nähere ich die Glasröhre einer anderen Korkkugel, so wird auch diese angezogen wie von der Lackstange. Und abgestossen jetzt auch wie von der Lackstange.

Das ist ja derselbe Sachverhalt, und es gibt keinen Unterschied zwischen Lack und Glas.

Als ich im Alter von 14 Jahren meinen ersten Elektrophor aus einem Harzkuchen machte, war ich nachher erstaunt, als ich sah, dass man die Leydener Flasche ebensogut mit einem Glasstab, der gerieben wurde, laden konnte. Es war also einerlei, Harz und Glas, plus und minus.

Was mit dem Harzkuchen geschah, wenn der Deckel aufgelegt und der Kuchen mit dem Finger berührt wurde, konnte ich nie verstehen. Ich fand es dumm, lernte es aber auswendig.

Jetzt gibt man wirklich zu, dass es keinen ab-

solut positiven oder negativen elektrischen Körper gibt. Und man räumt auch ein, dass kein Körper unelektrisch ist.

Die Metalle werden auch elektrisch durch Reibung, obwohl sie früher als Leiter unmöglich zu elektrisieren sein sollten.

Alle qualitativen Bestimmungen sind fortgefallen und nur die quantitativen bleiben bestehen.

Die Elektrizität kann man aus guten Gründen für unerklärt halten, wie den Magnetismus.

Ich will mit einer Erscheinung schliessen, die zur Erklärung des Magnetismus Anlass geben könnte.

Zink ist bekanntlich unmagnetisch. Wenn ich Zink aber feile, so wird es magnetisch.

Wir streichen sofort die kindliche Erklärung, die harte Stahlfeile habe dem weichen Zink Eisen abgegeben.

Was geschieht denn mit dem Zink, wenn es gefeilt wird? Es wird erwärmt, wie die Lack- und Glasstange, wenn sie gerieben werden. Der Magnetismus in diesem Fall ist vielleicht eine sekundäre Wirkung der Wärme, wie die Elektrizität bei der Reibung.

Hierfür spricht der Umstand, dass das Leitungsvermögen der Metalle sich bei der Erwärmung vermindert, während das Leitungsvermögen der Isolatoren sich bei höherer Temperatur vermehrt.

„Die Elektrizität, die sich durch den Widerstand eines Leiters verliert, macht eine Umwandlung zu Wärme durch; deshalb werden die schlechten Leiter beim Durchgang der Elektrizität bedeutend stärker erwärmt als die guten." (L. A. F.)

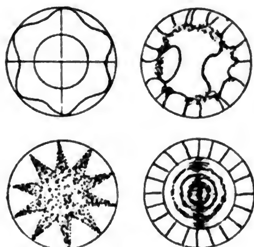
Als Beweis, dass die beiden Elektrizitäten + und — qualitativ verschieden seien, führt man

an: wenn + über ein feuchtes Lackmuspapier ausströmt, färbt sich dieses rot oder gibt Säure an, während — blau färbt und Alkali anzeigt.

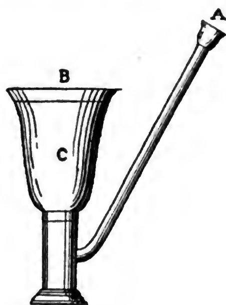
Wer mit Lackmuspapier gearbeitet hat, weiss, wie schwer es ist, den Augenblick zu bestimmen, wann man auf rot oder blau schwören kann. Das Papier ist ja immer rotblau oder blaurot. Und es gibt amphotere Stoffe, die das Papier sowohl rot wie blau färben. Ein solcher ist Milch.

Und übrigens, Berzelius strich die Begriffe Säure und Alkali, nachdem er gefunden hatte, dass die Säure eine Base enthält und Alkali eine Säure. Damit war ja der qualitative Unterschied zwischen Säure und Alkali in einen quantitativen verwandelt, und wahrscheinlich werden die beiden Elektrizitäten einmal auf eine und dieselbe reduziert; und das wäre die Konsequenz der Lehre von der Einheit der Materie, die jetzt in allen Lagern angenommen ist.

Chladnis Klangfiguren kennen wir. Sie gleichen Diagrammen von Blüten, etwa so:

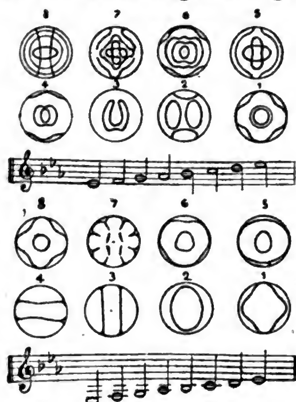


Jetzt hat Van der Naillen in seinem „Balthazar The Magus" einen Apparat gezeigt, mit dem man Ton-Blüten machen kann.



Das ist ganz einfach ein becherähnliches Gefäss, über das eine Kautschukmembran gespannt ist; durch das Rohr A wird der Laut eingeleitet, während die Membran abwechselnd mit leichtem Pulver (Farnkrautsamen), mit schwerem Pulver (Sand) oder einer gefärbten klebrigen Flüssigkeit (Pasta in Wasser) bestreut wird.

Wer in Mathematik, Musik und Harmonielehre bewandert ist, mag genau dieses Bild mit Tönen in zwei verschiedenen Oktaven beobachten und auf Intervalle und Oktavfolgen achtgeben.



Es ist hergestellt mit Sand. Benutzt man Farn-









Figur III

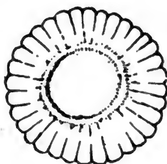
krautsamen statt Sand, so erhält man die E-moll-skala, die Figur III abbildet, auf einer Platte von $4^7/_8$ Zoll (inches). (Siehe vorhergehende Seite.)

Wenn man im selben Apparat auf die Membran eine Kugel aus feuchter Farbenpasta legt, so erhält man zuerst Chrysanthemumformen.

Diese Formen werden immer vollkommener, je nachdem Crescendos und Rinforzandos aufeinander folgen.

Der höchste Ton, der ein Chrysanthemum hervorgebracht hat, ist B in der ungestrichenen Oktave.

Legt man die Farbenpasta in Wasser auf die Membran, so bilden sich Blumen, aber in Dreizahl und Multipeln.



Der Autor zählt auf Rose, Geranium, Primula, obwohl keine davon auf die Zahl drei geht; das kann ein Versehen sein. Aber Blüten gleichen sie, und Verschiedenheiten in der Form entstehen durch die mehr oder weniger grobe Konsistenz der Pastakugel.



Was bedeutet das nun und was will der Autor sagen?

Er sagt nichts Direktes, aber er setzt ein Motto über das Kapitel.

„Im Anfang war das Wort".

Es ist das Wort, das Alles geschaffen hat! Und Gott sagte die Worte: Es werde Licht! Und es ward Licht.

Hier hat man Blüten gesungen, meint der Autor, und es ist vielleicht so in der Natur auch.

Blumen, Kinder und Musik!

Wer nicht ein Bild über das Labialalphabeth der Tauben besitzt, muss es sich verschaffen und sehen, ob die Bilder, welche die schönen Kronenblätter des Mundes geben, eine Beziehung zu der Blumenbildung der Töne zeigen.

Die Schneeblüten könnten dann sein, was? Die Orgeltöne des Sturmes, die auf eine Wolkenmembran mit gefälltem Wasserpulver (Tau ist pulverisiertes Wasser) getroffen sind und so diese unendlich schönen Hexandristen zusammenvibriert haben, die Schneeblüten heissen, aber Lilienpflanzen sind!

An einer anderen Stelle dieses Buches habe ich die Vermutung ausgesprochen, dass die Pflanzen in aller Stille für sich selber variieren können. Nach neueren Beobachtungen und Studien habe ich gefragt, ob sie von einer Art in eine andere übergehen können.

Ich erinnere mich nämlich, dass ich an einer Rieselquelle den Goldpuder in einem Jahr üppig stehen sah. Das nächste Jahr fand ich ihn nicht, obwohl er vieljährig ist. Im dritten Jahr fand ich ihn wieder. Die Sache verlangt eine Untersuchung.

Linné bemerkte in seiner „Schonischen Reise", dass Xanthium Strumarium seit zwanzig Jahren abgenommen habe.

Elias Fries sagt (in den „Botanischen Ausflügen"), Dipsacus Pilosus wachse gerade an den Stellen bei Lund und Ystad, wo früher Xanthium gestanden habe. Ist es denn dieselbe Pflanze, die transmutiert?

Es gibt etwas, das man Ruderaten nennt; das sind Pflanzen, die auf Schutthaufen, Brandstätten, in Ruinen vorkommen. Nun sagt man so: der Samen von diesen Pflanzen treibt umher und ist überall zu finden, keimt aber nur auf Schutt.

Das ist nicht wahr; denn auf öden Schären keimt er auch und gedeiht (Fries). Öde Schären sind besonders rein; das salzige Wasser des Meeres, Wind, Regen und Schnee halten sie frei von Schmutz. Es scheint also, als liebten die Ruderaten die Einsamkeit, das Verlassene, und nicht den Schmutz.

Damit beginnt die Pflanzenpsychologie, und die Physiologie hört auf.

Fries sagt auch: „Wo Laubwald niedergebrannt ist

und der Boden dann zu Weide benutzt wird, wächst Fichtenwald. Hegt man aber diesen Weidegrund ein, so wächst von neuem Laubwald."

Was bringt denn die Einhegung? Man hegt ja Hage zu Weidegründen ein; und Weidegründe werden es in beiden Fällen. Also nicht der Schutz gegen das Vieh entscheidet, ob Fichtenwald oder Laubwald kommen soll.

Was macht denn das Einhegen? Nicht scheuen Laubbrecher zu Mittsommer eine Umzäunung, sondern nehmen das Laub, wo sie es finden.

Umzäunung gibt ein Gefühl der Sicherheit, jedoch ohne zu sichern, da es Türen und Vieh gibt. Ist es dieses Gefühl nur, das die Laubbäume auf umzäuntem Boden gedeihen lässt?

Fries gibt mehrere Beispiele, welchen Einfluss das Einzäunen auf die Flora hat, ohne dass der Zaun Schutz bildet. Derselbe Autor sagte geradezu, dass der Hafer von wilden Avena-Arten und der Roggen von Secale fragile kommt.

Liljeblad gibt in seiner Flora (1816) an, dass Bromus vitiosus, in Gärten gesäet, Bromus secalinus wird. Derselbe L. spricht von einer Alnus laciniata, die er 1797 am See Yngen in Wärmland sah; die glich der Erle, aber das Laub war so lappig, dass es mehr der Eiche glich. L. nimmt auch in seine Flora eine Alnus pinnata oder Ebereschenerle auf, eine Erle mit den Blättern der Eberesche. „Soll aus Betula incana (♀) und Sorbus aucuparia (♂) entstanden sein." „Habitus meist aus Betula incana und Hagedorn."

ANATOMIE UND PHYSIOLOGIE DER CHINESEN

Ich will zum Zeitvertreib etwas aus der chinesischen Medizin anführen, um zu ermitteln, ob etwas Vernunft auch in der ist, obwohl sie anfangs verrückt aussehen mag.

Alle Dinge enthalten zwei Prinzipien: Yang = Primordialwärme und Yn = Radikalfeuchtigkeit.

Der Mensch, kann man sagen, schliesst in sich:

Himmel = vom Kopf zum Magen; enthaltend Lungen und Herz = Wolken.

Mensch = Magen, Leber, Milz = Regen.

Erde = Nieren, Därme, Blase.

Yang = Wärme strebt nach oben.

Yn = Feuchtigkeit strebt nach unten.

Wärme = Yang = Eingeweide, Galle, Blasen, Magen.

Feuchtigkeit = Yn = Herz, Leber, Nieren, Lungen, Milz.

Die kleinen Därme (der Dünndarm) stehen in Verbindung mit dem Herzen, der Dickdarm (Colon) steht in Verbindung mit den Lungen.

(Durch das Peritonaeum und Mesenterium mit ihren Gefässen sind ja die Därme in gewisser Verbindung sowohl mit Herz wie mit Lungen; wie indirekt, müsste man genauer untersuchen.)

Das Herz ist das vollkommenste Eingeweide. Dessen Mutter ist die Leber; dessen Sohn ist der Magen oder die Milz.

Das klingt ja unsinnig, aber die Embryologie lehrt wirklich, dass die Leber sich früher als das Herz entwickelt; und dass das Herz ursprünglich eine „Verdickung der Faserwand des Vorderdarms“ ist, der zwei venae omphalo-mesentericae aufnimmt.

Die Leber wieder wächst aus der vorderen Wand

des Duodenums hervor und umfasst bald, ganz wie das Herz, vena omphalo-mesenterica.

Es war nicht so verrückt, das Herz den Sohn der Leber zu nennen. Schwerer aber ist es, die Milz zum Sohn des Herzens zu machen. Doch will ich jetzt all das Wenige erzählen, was ich von der Milz weiss; dann werden wir sehen!

Die Milz ist ein Reservoir; wird Blut in eine Vene gespritzt, schwillt sie, ganz wie bei Malaria (Frostfieber), Weissblütigkeit usw. Bei Aderlass sinkt die Milz zusammen. (Besteht fast nur aus radicules veneuses wie die Corpora cavernosa, und ist darum erektil, wie das Membrum virile und die Brustwarzen.)

Die Exstirpation vermindert die roten Blutkörperchen, und die Milzarterie ist ungewöhnlich grob, im Lumen ein Zentimeter (französische Autorität). Die Exstirpation ist ohne schädlichen Einfluss, aber die Lymphganglien vergrössern das Volumen (übernehmen vielleicht die Arbeit der Milz). Eine andere Folge der Exstirpation ist, dass Pancreas einen unwirksamen Saft absondert, der nicht Trypsin enthält; (scheint also obendrein noch den Pankreassaft zu bereiten.)

Fahre jetzt in der chinesischen Medizin fort!

Die Feinde des Herzens sind die Nieren, dessen Freund ist die Leber.

Wird regiert vom Feuer.

Beherrscht Stirn, Blut, Zunge, das Innere der Hand (kalte Hände, warmes Herz; eines guten Herzens guter Handschlag). Die Zunge lernt dessen Bewegungen (wovon das Herz voll ist, davon spricht die Zunge).

Die Farbe des Herzens ist die des Hahnenkamms; sein Geschmack ist bitter; riecht nach Gebranntem; seine Stimme ist die des Lachens;

seine Flüssigkeit ist Schweiss. Das Herz hasst Hitze und übertriebene Gedankenarbeit.

Gleicht der nicht aufgebrochenen Blüte der Seerose.

Ist durchbrochen von 7 Löchern und 3 Rissen.

Sein Verbindungskanal mit den andern Eingeweiden geht von der Mitte des Herzens in den kleinen Finger hinaus, wo er sich mit Intestin grêle (dem Dünndarm?) vereinigt.

Das Herz empfängt den Chylus und arbeitet ihn zu Blut um. (Das ist etwas anderes, als wenn der Brustgang sich in die Jugularvene entleert und danach in den Lungen rotes Blut wird.)

Ich will noch etwas über die Lunge hinzufügen.

Der Chinese sagt, die Lunge beherrsche Haut, Poren, Haar und Nasenlöcher; und sie enthalte viel Luft und wenig Blut.

Wenn man in der Anatomie über die Kapazität der Lungen liest, so ist damit gemeint, wieviel Luft sie enthalten; vom Blut wird nicht gesprochen. So sagt ein Professor der Medizin, die Lungen enthalten 6000 Kubikzentimeter oder 6 Liter, man erneuere aber nur 500 oder $^1/_2$ Liter ungefähr. Wenn aber 6 Liter der ganze Raum ist, wo bleibt da denn Platz für das Blut?

Plato sagt im „Timaios" (wahrscheinlich nach Hippokrates), wenn Ausatmung geschieht, so bildet sich ein leerer Raum; dieser leere Raum bringt ein Saugen zustande, das Luft in den ganzen Körper einzieht, durch die Poren der Haut und das ganze poröse Fleisch. Die Atmung wäre also ein Lüften des Körpers, hätte also nichts mit der Bereitung von Blut zu tun, oder damit dass, wie man jetzt annimmt, die Lymphe rotes Blut wird. Die armen Blutgefässe, meist Haargefässe, welche den Lungenblasen folgen, könn-

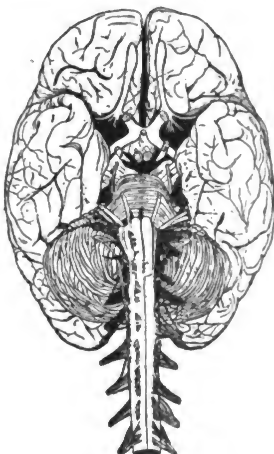
ten dann nur zur Ernährung der Lunge dienen, und dazu, diese feucht zu halten.

Frage einen Schlächter, ob die Lunge Blut enthält? Er weiss, das Blut kann nicht so schnell ablaufen, dass die herausgenommene Lunge blutlos aufgehängt werden kann. Denn die Lungen, die im Laden hängen, sind beinahe blutlos!

Der Chinese scheint Hippokrates' Ansicht zu teilen, wenn er die Lunge in Zusammenhang mit der Haut bringt und behauptet, sie enthalte wenig Blut, aber viel Luft.

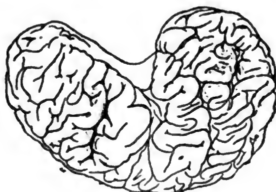
Zu beachten ist, dass die Lunge bei gewissen Krankheiten die Konsistenz der Leber und bei andern die der Milz bekommen kann.

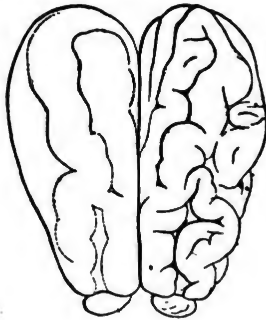
Das Gehirn vermittelt ja die Sinneswahrnehmungen, dass sie Eindrücke werden, wenn man auch einem materiellen Werkzeug keine geistigen Fähigkeiten zuerkennen kann.



Dass es so unempfindlich ist, dass man ohne üble Folgen hineinschneiden kann, spricht ja dafür, dass es kein Sensorium ist.

Im Grabe erhält sich das Gehirn am längsten von allen weichen Teilen, trocknet ein, und liegt





Gehirn



Vesuvlava (nach einer Photographie)

schliesslich da wie ein Klumpen Töpferlehm in der Schale.

Plato verlegt die besten Eigenschaften der Seele ins Herz, aber die Sehergabe in die Leber. Das Gehirn nennt er das Mark oder den göttlichen Samen, und der Kopf ist die Burg, weil er durch die Sinne kundschaftet und Befehle austeilt.

Wenn diese Gehirnmasse, die den Dünndärmen gleicht, das Wasser zu verlieren beginnt, so zeigt sie ein Chaos der herrlichsten Linien, die doch alle die Konturen des menschlichen Körpers wiedergeben; aber in einem unendlichen Gewebe, bei dem der eine Torso in den andern übergeht.

Dasselbe Chaos menschlicher Fragmente bietet ein Lavafeld; was das nun bedeuten mag.

DIE KRYPTOGAME ALPENVEILCHEN

Das Cyklamen oder Alpenveilchen wurde von Linné zu Pentandria Monogynia gerechnet; und jetzt wird es zu den Primulaceen gezählt.

Es besitzt den Habitus einer Orchidee, gleicht einer Aristolochia, aber auch einem Veilchen, weshalb man es Alpenveilchen nennt. Tournefort stellte es zu den Infundibuliformes (Symphytum) und Yussieu zu Lysimachiae.

Nun müsste das Cyklamen doch nach allen Autoritäten zuerst zu Pflanzen mit Herzblättern gehören, und dann zu den Dikothyledonen, oder mit zwei Herzblättern keimen, da es eine Primula ist. Aber das Cyklamen keimt überhaupt nicht mit Herzblättern. Denn wenn ich aus dem Samen ein Diagramm schneide, so gleicht der Schnitt des Samens vollständig den Wurzelscheiben des Cyklamens im Durchschnitt.

Dieser Same keimt nicht mit Herzblättern, sondern schiesst sofort ein Stengelblatt.

Der Same spielt die Rolle einer Wurzelscheibe, und die Wurzelscheibe tritt als Prothallium auf.

Diese Primula, die Cyklamen heisst, ist also eine Kryptogame in ihrer Genesis, wird dann aber eine Phanerogame.

Da scheiterte das System wiederum!

DIE SYSTEME STÜRZEN

In der Schule wunderten wir uns darüber, dass es auf der ganzen Erde nur zwei Pflanzen gibt, die zu der Klasse Heptandria gehören oder sieben Staubfäden besitzen. Die eine war ein grosser Baum, die Rosskastanie, die andere ein kleines Waldkraut, Siebenstern (Trientalis Europea). Später im Leben erfuhren wir, dass es nicht so ganz stimmt mit den 7 Staubgefässen der Aesculus. Sie besitzt nämlich zuweilen 8 und könnte also zu Oktandria gehören, in Verwandtschaft mit Tropoeolum, Oenothera, Erica stehen. Die Blüte der Rosskastanie gleicht wirklich äusserlich der Blüte von Tropoeolum und Oenothera. Aber in der Blüte von Aesculus finden sich andere Zahlen als 7 und 8; der Kelch ist nämlich 5zähnig und die Krone 5blätterig; das Samengehäuse 3räumig. Hier erscheinen die Zahlen 3 und 5; der nächste Term in der Serie wäre dann 7, und Aesculus hätte von Pentandria heraufkommen können.

Aber mit 8 kann Aesculus auch von 10 oder Decandria herunterkommen, und die Blütenstellung gleicht der einer Pyrola, die 8 oder 10 Staubfäden besitzt. Aber zu Decandria gehören die Geranien; und die Blüte von Pelargonium tricolor ist der von Aesculus sehr ähnlich und besitzt auch 7 Staubfäden.

Aesculus kann also auf vielen Seiten zu Haus sein. Die kleine Trientalis scheint eigensinnig an ihrer 7-Zahl festzuhalten. Kelch und Krone sind 7zählig in schwedischen und deutschen Floren; aber in der französischen Flora lautet es anders (der Siebenstern wächst nämlich in den Vogesen). Da wird er zu den Primulaceen gezählt und müsste 5zählig sein; das ist er aber nicht; denn die französische Flora sagt, sowohl Kelch wie Krone

seien 6- oder 7teilig; und die Staubgefässe ebenfalls 6 oder 7; wie auch die Kapsel 6- oder 7-räumig. (Die englischen und italienischen Schulfloren kennen Trientalis nicht.)

Die Zahl 6 würde ja auf eine Lilie deuten, aber Zwiebel und Habitus fehlen. Wenn wir die 7-Zahl von einer absteigenden 9 suchen würden, so kämen wir zu Enneandria, und dort ist wirklich Butomus mit 6 Staubfäden zu finden; dessen Blüte gleicht auch der von Trientalis.

Jetzt aber sagt die deutsche Flora, dass Trientalis' Stengelblätter in einem Kranz von 5 bis 7 Stück sitzen; die französische Flora sagt 7 bis 9.

Wohl gehört Trientalis zu den Primulaceen nach dem Buch, aber den Habitus einer Primula besitzt Trientalis nicht.

Ich weiss nicht, wohin man Trientalis bringen soll; aber eine Heptandria hat die Natur für diese beiden Fremdlinge nicht als Klasse reserviert.

Liljeblad rechnete auch Heptandria, Oktandria, Enneandria mit Decandria zusammen, weil die Anzahl der Staubfäden variiert.

Die Gleichstellung, die gesetzliche, zwischen Mann und Weib, kann niemals durchgeführt werden. Und wennn man sie durchführte, würde das Weib nur verlieren, denn der Mann müsste dann sich so roh zu machen suchen, wie die Sache es verlangte.

Dieses Gefühl für sein Weib, das die Natur beim Mann niedergelegt hat, ist in allen Gesellschaftsklassen so ausgeprägt zu finden, dass ein Paria, der sich verheiratet, seine Frau mehr respektiert als sich selber.

Man antwortet: in den untern Klassen schlägt der Mann seine Frau immer, in den oberen Klassen zuweilen. Darauf habe ich so oft geantwortet: Ehe ein Mann Hand an das Weib legt, das er liebt, muss sie sich selber mehrere Male so tief erniedrigt haben, dass die letzte Erniedrigung nur eine Form war, die von selber kam.

Aber der Mann, der durch nicht überlegten heiligen Zorn zum Schlagen gezwungen wurde, wird nachher von einem solchen Entsetzen ergriffen, von einem solchen Lebensüberdruss, dass er sich töten möchte.

Es ist also eine Gewähr vorhanden, dass die Frau besser behandelt wird, als sie verdient. Und in der Häuslichkeit nach einer Szene, wenn der Mann harte Worte gesagt hat, die aber wohl verdient waren, ist er es, der am meisten leidet. So leidet, dass er um Verzeihung bittet, „weil er unrecht gehabt habe“.

Ein Vater verzeiht ja seinem Kind bis in Unendlichkeit; wieviel mehr denn seinem Weib! Sie lügt, sie stiehlt, sie täuscht; und doch klagt er sie nie an. Verzeiht und geht weiter! Ehrt sie, wie vorher, trägt ihre Schuld.

Wenn der Mann sich ebenso betrüge, und man zählte seine Vergehen zusammen und verklagte ihn, so würde er sein ganzes Leben im Gefängnis sitzen müssen.

Ich kenne einen gebildeten Mann, der eine Halskrankheit bekam. Seine gebildete Frau erklärte, sie habe sich nicht verheiratet, um Krankenpflegerin zu werden, und wenn er acht Tage so dazuliegen gedenke und „sie zum Zölibat verurteile", würde sie „auf die Strasse gehen".

Er wurde bald gesund, und als er bei ihrer nächsten Periode zu achttägigem Zölibat verurteilt wurde, sagte er natürlich nicht ein Wort, sondern fand das ganz selbstverständlich.

Bei der nächsten Schwangerschaft musste er zwei Monate lang in Zölibat leben; er sagte kein Wort, sondern zeigte nur Teilnahme für ihren Zustand.

Ich kenne einen Mann, der sich mit einer Frau in grosser Liebe verheiratete. Bei der ersten Vereinigung traf er auf einen Vorfall und eine Inversion. Statt aber zu klagen, tröstete er sie, beklagte sie.

Was tat sie zum Dank? Sie rächte sich an ihm, mordete ihn; und er starb, ohne ihr Geheimnis verraten zu haben.

Sie mordete ihn, mit Worten natürlich, und warf die Schuld auf ihn, der nicht das Wort Schuld von ihrem Gebrechen gebraucht hatte. Aber allein der Umstand, dass er einen „Fehler" bei ihr entdeckt hatte, war zu viel: dafür musste er sterben! Seitdem leugnete sie die Tatsache und warf eine fingierte Tatsache über ihn.

Wie viele Männer sind nicht ins Grab gegangen mit dem Geheimnis ihrer Frau, dieses Geheimnisses wegen?

Die Sage von Tobias könnte wieder erzählt

werden, und die Todesursache müsste man genau angeben, soweit es nicht im Gesetz verboten wäre. Die Tugend ist in höchster Instanz ihr eigener Lohn, aber im irdischen Leben kann sie den Mann in die grössten Gefahren bringen. Wenn er sich zum Beispiel mit einer geliebten Frau verheiratet und Kinder wünscht, sie aber keine haben will; und wenn dann der Mann aus einem Gefühl der Reinlichkeit sie und sich nicht erniedrigen möchte, so kann es ihm sein ganzes Glück kosten.

Ein Idiot, der in seiner Gemeinde für einen grossen Schlaukopf gilt, hat kürzlich Gleichstellung im Ehebruch verfochten. Nun ist dieses Verbrechen unsühnbar für beide Teile; aber Gleichstellung kann doch nicht eintreten, da die Natur es so gefügt hat, dass das Vergehen der Frau ein falsches Kind in die Ehe schmuggelt, während der Fehltritt des Mannes das nicht tut. Nämlich wenn man die Sache vom zoologischen Gesichtspunkt betrachtet.

Wenn man sich mit einer Nadel sticht, auf irgendeinem Punkt der Haut, so erfährt man Schmerz. Die Haut selbst ist nicht empfindlich, die Muskelfaser ist nicht empfindlich, Gefässe, Bindegewebe, Sehnen sind nicht empfindlich — welches Organ empfindet denn den Schmerz? — Die Gefühlsnerven, antwortet man. Das habe ich seit 1868 geglaubt; jetzt aber lese ich in dem Buch eines deutschen Professors der Medizin, die Gefühlsnerven seien an sich unempfindlich, übertragen und mitteilen aber Gefühlseindrücke. Der Gefühlsnerv empfindet also nicht Schmerz, sondern teilt ihn dem Gehirn als Wahrnehmung mit, sagen die einen; andere leugnen es.

Das Gehirn ist so unempfindlich, dass man hineinschneiden kann, ohne dass ein Schmerz wahrgenommen wird.

Das Rückenmark ist umstritten. Magendie, grosse Autorität, behauptet, das Rückenmark sei äusserst empfindlich auf der hinteren Seite, weniger auf der vorderen, und ganz unempfindlich inwendig.

Das Kleinhirn ist unempfindlich (Magendie).

Das verlängerte Mark dagegen ist so empfindlich, dass man stirbt, wenn es verletzt wird; und zwar so schnell stirbt, dass nicht erst zu ermitteln ist, ob Schmerz entsteht.

Nervus vagus und der ganze Sympathicus sind selber unempfindlich; schneidet man aber einen Stamm ab, so schwinden und erlahmen die Organe, zu denen die Leitung führt.

Nun werden die Nerven auf so viele Arten abgebildet, dass man nicht klug aus ihnen wird. Berzelius fand, dass ein grosser Teil der Nerven Lymphgefässen gleicht.

Professor Reklam findet ihren Bau identisch mit dem der Muskelfasern.

„Die Nervenröhren gleichen in ihrem anatomischen Bau Muskelröhren."

„Die chemischen Verhältnisse der Nervensubstanz im Zustand der Ruhe und Tätigkeit stimmen mit den chemischen Verhältnissen der Muskelsubstanz überein."

„Das Nervengewebe in Ruhe, zum Beispiel das Gehirn, besitzt, wie Hanke gezeigt hat, ganz wie das Muskelgewebe ein Gewebe-Atmen."

„Beim Tätigkeitszustand der Nerven steigert sich der Stoffwechsel, und wie der Muskel erhält auch das in Ruhe schwach alkalisch reagierende Nervengewebe durch starke Tätigkeit saure Reaktion".

Worin besteht denn der Unterschied zwischen Nerven- und Muskelfasern? Das kann man nicht angeben!

Magendie fragt geradezu, ob der Sympathicus ein Nerv ist. Der Sympathicus folgt bekanntlich den Blutgefässen, geht zum Herzen und Magen usw., soll aber nicht mehr isoliert sein, sondern mit dem Cerebrospinalsystem in Verbindung stehen.

Magendie gibt so die Ursachen an, aus denen er daran zweifelt, daß der Symphaticus ein Nerv ist.

Die Ganglien und die Fäden, die vom Sympathicus ausgehen, gleichen durchaus nicht Nerven (Berzelius fand, dass sie Lymphgefässen gleichen). Magendie schnitt und kerbte sie, ohne dass das Versuchstier zu reagieren schien. Er nahm die Halsganglien und die ersten Thoraxganglien fort, ohne dass Funktionen gestört wurden.

Er schliesst die Erörterung, die seine Zeitgenossen über den Sympathicus gegeben haben, mit dem Ultimatum: Man weiss nichts!

Und damit schliessen wir auch!

ATOMGEWICHT UND EIGENTLICHES GEWICHT

Newton ahnte und sagte voraus, die chemische Verwandtschaft sei eins mit der Schwerkraft, mit dem Unterschied, dass die Verwandtschaft in grösserem Verhältnis bei Verminderung der Entfernung zunehme.

Des Gases Dichte oder eigentliches Gewicht ist doch gleich dessen Atomgewicht.

Feste oder fliessende Grundstoffe sind 10 × eigentliches Gewicht, aber Verbindungen sind 100 × eigentliches Gewicht mal 2 oder geteilt durch 2.

Das eigentliche Gewicht des Aluminium ist 2,6 und das Atomgewicht 26. (Siehe ein früheres Kapitel in diesem Buch.)

Aber die eigentlichen Gewichte sind recht schwankend. So ist Kupferdraht 8,9, aber gegossenes Kupfer kann auf 6,4 heruntergehen. Dieses niedrigere 6,4, das das Atom 64 gibt, scheint das eigentliche Gewicht des Kupfers zu sein. Eisen wird gewöhnlich zu 7,6 angesetzt, das 76 gibt; das ist zu hoch, da des Eisens Atom 56 ist.



Nun sagt Berzelius, das einzige gediegene Eisen, das man in Nordamerika gefunden, habe das eigentliche Gewicht Minimum 5,9. Reduziertes Eisen (in Wasserstoffgas) ist ein leichtes Pulver, das man auf 5,6 herabsetzen könnte, dann bekäme man 56.

Eisenchlorür = $FeCl^2$ + 4 aq = eig. 1,99, Molekulargewicht 199. Da bildet ja das eigentliche Gewicht mal 100 das Molekulargewicht.

Aber wasserfreies Eisenchlorür hat das eigentliche Gewicht 2,52 und das Molekulargewicht 126; das ist 252 durch 2.

Eisenvitriol = $FeSO^4 \times 7$ aq. = eig. Gewicht 2,78; Molekulargewicht 278.

Schwefeleisen = FeS, eig. 4,4; Mol. 88 = 44×2.

Eisenoxydoxidul = Fe^3O^4, eig. 1,16; Mol. 232 = 116×2.

Die Ursache zu finden, warum man in dem einen Fall den halben und in dem andern den doppelten Wert erhält, bildet ein schönes Problem für sich.

Es gibt andere Anomalien in diesen Zahlenbewegungen.

Silberchlorid, AgCl hat eig. Gew. von 4,4 bis 5,6. AgCl mit eig. 4,4 und Mol. 143 wird ungefähr 44×3 (genauer 48×3).

Aber setze ich AgCl eig. auf 5,4 an, wird dieses $\times 2 = 108$; das ist Ag.

Gold: eig. = 19,6, Atom = 196.

Bor: eig. = 1,1, Atom = 11.

Fluorbor: eig. =1,36; Mol. = 68; aber 136/2 = 68.

Borbromid: eig. = 25,1; Mol. 251.

Borsäure: eig. = 1,40; Mol. = 70 = 140/2.

Brom: eig. = 3,20; Atom = 80 = 320/4.

Bromschwefel: eig. = 2,24; Mol. = 224.

Calcium: eig. = 1,60; Mol. = 40 = 160/4.

Ich habe früher gezeigt, dass das elektrochemische Äquivalent $\times$ 100 $\times$ Valenz das Atomgewicht bildet.

So ist das elektrochemische Äquivalent des Schwefels = 0,16. Aber $2 \times 0,16 = 0,32$; das $\times$ 100 ist 2wertiger Schwefel.

Dieses $\times$ 100 fand sich ja wieder in meinen Verwandlungen des eigentlichen Gewichts in Atomgewicht; was es aber bedeutet, das weiss ich nicht!

LEIDEN OHNE ZU BEREUEN

Es gibt Handlungen, die man begehen muss, die man nicht ungeschehen wünschen darf, unter denen man aber leidet und für die man leiden muss. Wenn man einen entnervten, verlogenen Menschen weckt, indem man seinen verzerrten Charakter schildert, so habe ich diesem Menschen ja einen unschätzbaren Dienst geleistet. Aber ich habe ihm auch ein Leid angetan, und da meine gute Absicht sich mit einer unreinen, wie Schadenfreude, verbunden hat, so muss ich meinen Teil leiden.

Dieses Leiden verwechselt man oft mit Gewissensqual oder Reue; das ist es aber nicht. Und die Leute glauben, dass man bereut und zurücknimmt, weil man die Leiden leidet, die man einem andern zugefügt hat.

Aber man kann gepeinigt werden durch das Mitleid, das man mit dem Opfer empfindet; das heisst man leidet mit dem mit, dem man Leiden zugefügt hat.

Ein Vater, der sein Kind strafen muss, leidet sicherlich mehr als das Kind.

Man hat gesagt, dass Gott leidet, wenn er uns weh tun muss. Wie wird er da nicht leiden, wenn er die Erbärmlichkeit und die Lüge hier unter den Menschen sieht, die ein einziges Album von Karikaturen seines Ebenbildes ausmachen.

„Die Erzeugung des Wortes ist ein schöpferischer Akt des Geistes und nichts weniger als eine Schallnachahmung." (Ernst Meier, Hebräisches Wurzel-Wörterbuch.)

Die Wortbildung scheint wirklich eine Lautmalerei zu sein.

REPTIL gibt ja ein Bild des Tieres; e kriecht nieder zu i, und das l schlüpft nach wie der Schwanz.

KRIECHEN und REPO zeigen, wie die Handlung geschieht.

NADEL ist ein langes schmales schlüpfendes l. Auch hier schlüpft das l nach wie der Faden.

LICHT ist hell; DUNKEL ist dunkel.

GELB ist hell; ROT ist dunkleres gelb.

WEISS ist dünn; SCHWARZ ist dick.

WEIB ist fein, leicht; MANN ist dichter, schwerer.

MÄDCHEN ist feiner als Weib.

R ist männlich: vir, puer.

L ist weiblich: puella.

VATER ist ernst; MUTTER ist tiefer.

ERBSE ist rund und rollt.

TAG ist lang; NACHT ist kurz (in gewöhnlichen Fällen).

BIENE sticht; HUMMEL summt; AMEISE kriecht; VIEH blökt; TAURUS (Taureau) brüllt; CATUS miaut.

GEHEN ist träger als SPRINGEN; aber TANZEN ist schleppender; HÜPFEN ist kurz.

SCHLAGEN schlägt mit dem s wie ein Schaft und mit dem l wie eine Schmitze.

FISCH schiesst oder schneidet sich durch das Wasser, mit dem F voran, dem i in der Mitte; und sch ist die Bewegung des Schwanzes.

FRIEDE gibt Friede, und RUHE gibt Ruhe.

SCHMERZ ist ein Messerstich; das schwedische SMÄRTAN schmitzt die empfindlichen Stellen; aber DOLOR bohrt ins Herz; ALGEIN ist das Leiden; LYPE ist Gift; ODYNE beinahe Zahnweh.

OINOS ist eine Aufforderung, zu trinken; WEIN öffnet die Kehle; das schwedische VIN ist ein Genuss.

MALEN ist der schleichende Zug des Pinsels.

SCULPTOR, das ist des Hammers Schlag auf den Meissel.

ZWEISCHNEIDIGE GESCHICHTEN

Viele Geschichten können auf zwei Arten erzählt werden, doch nicht alle.

Es wohnten zwei Familien im selben Haus, die eine über der andern. Ich kannte beide!

Eines Tages kam der, welcher eine Treppe hoch wohnte, und ergoss sich in schrecklichste Klagen über die Herrschaft zu ebener Erde.

— Was tun sie denn?

— Kannst du dir das denken? Sie klopfen mitten in der Nacht an die Decke und schlagen mit Ofenklappen.

— Das ist ja eine schreckliche Gesellschaft!

Zwei Tage darauf kommt der zu ebener Erde und beklagt sich über den Nachbar, der über ihm wohnt.

— Kannst du dir das denken? Sie kommen um ein Uhr nachts mit Gesellschaft nach Haus; spielen, singen und tanzen, dass unten die Kronen schaukeln und die Kinder aufwachen! Wir klopfen an die Decke, aber es hilft nicht.

— Das ist eine schreckliche Gesellschaft!

Eine recht bedeutende öffentliche Persönlichkeit machte sich des Vergehens schuldig, eine anonyme Postkarte mit unpassenden Worten an einen bekannten grossen Mann zu schreiben.

Ein Sturm erhob sich, man hörte nichts vor lauter Geschrei; und er fiel durch die Tatsache: anonyme Postkarte.

Als der Sturm sich legte, wandte sich das Messer, und man sah, dass es zwei Schneiden hatte. Und so wurde jetzt die Geschichte erzählt, die nun nicht mehr so ehrenvoll für das „Opfer“ war.

Der Schreiber der Karte war ein alter Freund des Empfängers und setzte voraus, dass dieser seine Handschrift kenne. Daher liess er den Namen aus. Ferner: der Inhalt der Karte war nicht unpassend zwischen Freunden, sondern nur etwas scherzhaft.

Da waren also die Nebenumstände die Hauptsache. Und es war unehrlich vom Empfänger, eine unschuldige Handlung in ein schlimmes Verbrechen zu verwandeln, das den andern stürzte.

Ein Bruder wurde nicht zur Hochzeit seiner Schwester geladen, obwohl er in derselben Stadt wohnte. Das war ja schlimm! Da lief er umher und beklagte sich, brachte Altes und Neues vor, nahm ihnen Ehre und Ansehen.

Dann aber kam die Ursache zu der furchtbaren Beschimpfung an den Tag.

Der Ungeladene war kurz vorher in ein öffentliches Lokal gedrungen und hatte in Gegenwart des Personals seine Schwester an den Haaren gerissen! Das war doch ein Grund!

Jetzt aber fragt jemand weiter:

— Warum riss er sie an den Haaren?

— Weil sie etwas über die Frau des Ungeladenen gesagt hatte.

— War das wahr, was sie gesagt hatte?

— Ja, es war wahr, aber es war vielleicht nicht notwendig, es zu erzählen.

Jetzt hätte die Geschichte zu Ende sein können, sie war es aber nicht, denn es wurde ermittelt, dass die Frau des Ungeladenen vorher schlecht von der Schwester gesprochen hatte. Das wurde von der Betreffenden abgeleugnet. So verwickelte sich das ganze Garn immer mehr nach rückwärts.

So ist es mit den Differenzen der Menschen. Und sehr oft entdeckt man eine ratio sufficiens

oder einen hinreichenden Grund für eine Handlung. Aber prima causa muss man rückwärts bis zum Paradies suchen, wo man auf den Sündenfall stösst.

Nach zehnjähriger Abwesenheit kam ich nach Haus und hörte unter anderm, ein „Freund" habe sehr schlecht von mir gesprochen. Er behaupte, ich habe ihm 700 Kronen gestohlen. Das hatte ich nicht getan, aber die Sache war etwas unklar, da sich eine dritte Person eingemengt hatte.

Um den Prozess kurz zu machen, schickte ich im Geldbrief 700 Kronen an den Freund. Er bestätigte den Empfang nicht. Ich schrieb noch einen Brief und bat um Quittung. Erhielt keine Antwort!

Etwas später traf ich einen mächtigen Mann, der mit dem Freund verwandt und ein Jugendgenosse von mir war. Er sah grau aus und ich verstand den Zusammenhang.

— Das war unrecht von dir, begann er.

— Was war unrecht? Du meinst die 700 Kronen, die ich von ihm erhielt, und die ich ihm zurückgezahlt habe.

— Hast du sie zurückgezahlt?

— Ja, das habe ich!

— Das hat er uns nicht erzählt.

Da fand ich mich veranlasst, die Geschichte zu erzählen.

Vor zehn Jahren befand ich mich in Misere. Freund A. hatte dagegen eine Erbschaft gemacht, die er durchbringen wollte. Da bot er mir als Geschenk 700 Kronen an; ich dankte, aber die Gabe wurde in einen Wechsel verwandelt. Dann fuhr ich fort. Entweder musste er vergessen haben, dass es ein Geschenk gewesen; oder die gleich darauf eingetroffene Not hatte ihn verlockt,

mich zum Sündenbock zu machen; ich weiss es nicht!

— Aber zehn Jahre lang hat er dich als halben Dieb hingestellt! Und noch, obwohl bezahlt, spielt er den Armen, um mehr Hilfe von uns zu erhalten!

— Kann ich je von dieser Schande reingewaschen werden?

Keine Antwort!

— Aber auch wenn es ein Darlehen war auf unbestimmte Zeit, so pflegen Kameraden den nicht einen Dieb zu nennen, der aus Armut nicht bezahlen kann. Wenn er sein Geld jetzt zurückerhalten hat, sollte er meine Schuld doch streichen! Er pflegt indessen seine Geschichte so zu erzählen, als habe ich ihm das Versprechen abgelockt. Aber es war ja ein Angebot, das, wie ich glaubte, aus gutem Herzen geschah!

— Jetzt streichen wir die Geschichte!

DAS GEHEIMSTE

Vor einigen Jahren kam ein junger Mann zu mir und fragte mich um Rat im Geschlechtlichen. Meine Antwort wurde und ist noch heute:

— Davon weiss ich nichts. Die Erfahrung hat mir so viele sich widersprechende Antworten gegeben, dass ich keine Ansicht in dieser Sache haben kann. Aber in der Liebe weiss ich etwas, und die Kardinalpunkte sind: Spiel nicht mit der Liebe! Sieh nicht auf das Weib eines andern! Sei deiner Gattin treu!

In der Ehe ist es recht misslich: bald soll es so sein, bald so! Bald muss man für seine Tugend büssen, bald für seine Ueppigkeit.

Swedenborg ist nicht so streng, wie man erwarten sollte. Ich will ihn nicht zitieren, um nicht die Liederlichkeit zu unterstützen. Aber er findet es sowohl natürlich wie richtig, dass der Mann mit einer Frau vereinigt ist; aber nur mit einer auf einmal.

Ich habe als Verheirateter gelebt und als Zölibatär. Hinterher habe ich gefunden, beides war gleich gut; aber während sie gelebt wurden, waren beide gleich schwer. Die Ehe band einen an die Erde, und zwar so sehr, dass man das Gefühl hatte, man komme nie wieder los. Das Zölibat gab eine Freiheit, die ich nicht benutzen konnte; diese Freiheit mündete in Selbstmordmanie aus, die ich für die Kehrseite des Schöpfertriebes halte.

Aber für Alltagsmenschen ist die Ehe notwendig. Sie gibt dem Leben Interesse, hält einen aufrecht, macht es warm um einen, berichtigt die Eigenliebe. Es ist eine harte Schule, die aber schöne Erinnerungen hinterlässt, auch wenn sie noch so hässlich war.

Menschen sollen in dem geheimen Erosleben nicht forschen, und nicht einander darin beurteilen. Der eine ist mit grosser Zeugungslust geboren, der andere mit geringerer; da gibt es keine Skala. Und die Natur korrigiert sich am besten selber.

Goethe war bekanntlich ein Seher, ein Fernschauer und ein starker Hypnotiseur. Wenn er in Eros mit einer Frau eintrat, konnte er sie aus der Entfernung mit seiner Sehnsucht zu sich rufen und mit ihrer Körperseele verkehren. (Siehe Eckermann.)

Goethe besass etwas von Swedenborgs Fähigkeit, aus der Entfernung wahrzunehmen. Einmal klingelte er mitten in der Nacht nach seinem Kammerdiener. (Es war in Weimar, und er hatte sein eisernes Bett ans Fenster gerollt, um den Himmel zu betrachten.)

— Hast du nichts am Himmel gesehen? fragte er den Kammerdiener.

Als der verneinte, schickte Goethe ihn nach der Hauptwache, um den Posten zu fragen.

Der hatte auch nichts gesehen.

Am nächsten Tag erzählte Goethe seine Beobachtung bei Hofe; darauf äusserte eine Dame: „Goethe schwärmt!“

Aber Goethe hatte vorher schon diese Worte ausgesprochen:

— Wir sind in einem bedeutenden Moment; entweder wir haben in diesem Augenblick ein Erdbeben oder wir bekommen eins.

Nach einiger Zeit kam die Nachricht, in derselben Nacht sei ein Teil von Messina durch ein Erdbeben zerstört worden.

Es ist nicht denkbar, dass ein Erdbeben in Messina auf Wolken in Weimar zu sehen gewesen ist; das ist durchaus unmöglich, denn Erdbeben haben keine Lichterscheinungen im Gefolge, wenn sie nicht im Zusammenhang mit vulkanischen Ausbrüchen stehen. Aber der Ätna liegt sieben Meilen von Messina und hatte in diesem Jahr 1787 keinen Ausbruch.

In seiner Lebensgeschichte erzählt Goethe seine bekannte Vision: wie er sich selber (seinen Doppelgänger im Astralkörper) sah; um sie besser im Gedächtnis zu behalten, mag sie hier wiedergegeben werden.

Er hatte gerade von Friederike unter Tränen Abschied genommen und eilte den Fusspfad nach Drusenheim zu, als er diese Vision erblickte:

„Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst, denselben Weg, zu Pferde wieder entgegenkommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traum aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, dass ich nach acht Jahren, in dem Kleide, das mir geträumt hatte, und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege befand, um Friederiken noch einmal zu besuchen."

Und zu Eckermann sagt Goethe:

„Wir wandeln alle in Geheimnissen. Wir sind von einer Atmosphäre umgeben, von der wir noch gar nicht wissen, was sich alles in ihr regt und wie es mit unserem Geiste in Verbindung steht."

„Unter Liebenden ist diese magnetische Kraft besonders stark und wirkt sogar in die Ferne."

„Ich glaubte schon damals fest an eine gegenseitige Einwirkung, und dass ich durch ein mächtiges Verlangen sie herbeiziehen könne."

„Auch glaubte ich mich unsichtbar von höheren Wesen (Geistern!) umgeben, die ich anflehte, ihre Schritte zu mir, oder die meinigen zu ihr zu lenken."

Goethe hatte viele Jahre nach der Schlacht von Jena gehört, es spuke auf dem Felde.

Er begab sich dahin mit dem Geheimrat K. Dort ging wirklich einer von Napoleons Grenadieren und stand Posten. Nachdem er ihn angerufen, ohne eine Antwort zu erhalten, schoss Goethe eine Pistolenkugel ab, und das Bild verschwand. Sie stellten eine Untersuchung an, aber es waren keine Fussspuren im Sande zu sehen. Und es war also eine Erscheinung (ein Gespenst), die beide gesehen hatten!

Ein ander Mal ging Goethe mit demselben Geheimrat K. vor der Stadt spazieren. Plötzlich blieb Goethe erstaunt stehen.

Er (aber nicht der Geheimrat) hatte Friedrich Wolf in Goethes Schlafrock und Pantoffeln kommen und dann verschwinden sehen.

Goethe sprach die Ansicht aus, es sei eine Vision, die bedeute, Wolf sei gestorben.

Als er in seine Wohnung kam, fand Goethe den Freund Wolf am Schreibtisch sitzen und schlafen. Er war nämlich zu Besuch gekommen und von einem Schlagregen so durchnässt worden, dass er Goethes Schlafrock und Pantoffeln leihen musste. Darauf war er eingeschlafen und hatte geträumt, er treffe Goethe und den Geheimrat genau an der Stelle des Weges, wo Goethe ihn hatte kommen sehen; und er hat wortgenau Goethes Ausruf der Bestürzung gehört.

Das alles und viel mehr ist zu lesen in „Goethe und der Okkultismus“ von Max Seiling (Leipzig, Mutze, 1,20).

Der Verfasser fügt hinzu: „Ich bezweifle es, dass Goethe sich vielen Menschen über unser mysteriöses Erlebnis anvertraut hat; er sprach auch mit mir (K.) wenig darüber und ermahnte mich, nicht solche ernste Gespräche am Biertisch

zu entweihen. Die Welt ist leichtfertig im Urteil, sagte er, ich habe es zu viel erlebt, dass man ehrenwerte Leute durch Spott und Zweifel kränkte.“

VALENZ ALS FAKTOR

Elektrochemisches Äquivalent ist ja die Gewichtsmenge, die aus einer Verbindung von einem Stoff mit galvanischem Strom per 1 Ampère sek. mg. gefällt wird.

Dieses elektrochemische Äquivalent verwandelt sich zu chemischem Äquivalent, wenn es erst mit 100 und dann mit der Valenzziffer des Stoffes multipliziert wird.

Das elektrochemische Äquivalent des Aluminium ist 0,09. Dieses mal 100 wird 9. Diese 9 mal III Wertigkeit wird 27; das ist das Atom des Aluminium (= 26.) Kann man da nicht eine neue Anregung für die Definierung des Atoms finden?

Vereinfachen wir das Problem, indem wir einen einwertigen Stoff nehmen. Das elektrochemische Äquivalent des Natrium ist 0,23. Als einwertig wird das Atom des Natrium 23; das stimmt. Sollte da nicht das Atomgewicht die Menge eines Stoffes sein, die von 1 amp. sek. mg. gefällt wird × 100. Und bedeutet das, dass ein Atom von 100 amp. sek. mg. gefällt wird?

Schon Berzelius kannte ja Faradays Gesetz, dass eine gleich grosse Menge Strom nach Äquivalenten fällt, und nicht gleiche Mengen.

Das ist also nichts Neues; aber das Auftreten der Valenz als Faktor ist der Aufmerksamkeit wert.

ARSENIK WIRD SCHWEFEL UND UMGEKEHRT

Lord Ramsay (Nobelpreis) hat erklärt, die chemischen Grundstoffe können ineinander übergehen, nachdem es sich gezeigt, dass Radium Helium wurde.

Diese einfache Tatsache hätte man zu allen Zeiten gewusst, wenn man gesehen, wie die Natur, besonders in der Mineralogie zu Werke geht. Da sind die Verbindungen konstant und können nur dadurch erklärt werden, dass der eine Stoff in den andern übergegangen ist.

Ein Beispiel! Realgar, oder orangefarbenes Schwefelarsenik, besteht aus 69 % As und 31 % S. Molekulargewicht 214, eigentliches Gewicht 3,54. Monoklin. Kristallwinkel 74° 30'.

Wenn dieses rote Schwefelarsenik in der Sonne liegt, so verwandelt es sich zu gelbem Schwefelarsenik. (Klockmann, Mineralogie, Stuttgart 1903.)

Dieses, Auripigment genannt, hat nicht an Gewicht verloren, denn weder Schwefel noch Arsenik verdunsten in der Sonne.

Das Auripigment hat jedoch an eigentlichem Gewicht von 3,54 bis 2,76 verloren. Dessen Molekulargewicht ist gestiegen von 214 bis 245; das ist ein invertiertes Verhältnis. Dessen prozentische Zusammensetzung hat sich geändert

von 69% As zu 61% As

von 31% S zu 39% S

und dessen Formel ist geworden As^2S^3 aus A^2S^2.

Es hat auch Kristallform geändert von monoklinem Hendyoeder zu rhombischer Pyramide.

Die Hauptsache ist jedoch, dass 8% Arsenik 8 % Schwefel geworden ist.

Arsenik ist Schwefel geworden; das hätte man immer wissen müssen, da aller Schwefel, auch destillierter und gereinigter, Arsenik enthält.

KRISTALLWINKEL UND ATOM-GEWICHTE

Mitscherlich hatte bereits beobachtet, dass Stoffe mit gleicher Atomformel dieselbe Kristallform besitzen, jedoch mit dem Unterschied, dass sich die Kristallwinkel geändert haben. Ob er die Winkel und Differenzen gemessen hat, das weiss ich nicht; und ob ein anderer die Grösse der Winkel in Verhältnis zum Atomgewicht (Äquivalent) gesetzt hat, das weiss ich auch nicht, obwohl es möglich ist.

In meinen „Typen und Prototypen in der Mineralchemie" (Stockholm 1898) habe ich den Verdacht ausgesprochen, dass ein Zusammenhang zwischen Kristallwinkel und Atomgewicht existiert, obwohl es mir unsinnig erschien, da ich nicht die Ursache oder den Zusammenhang erklären konnte. Ich will jetzt nur an einige Tatsachen erinnern.

Das Schwefelarsenik Realgar besitzt den Kristallwinkel 74°30', das ist das Atom des Arsenik = 74,9 (Meyer und Seubert).

In Antimonsilber Ag^2Sb ist die Mittelkante 106°, und 106 ist das Atom des Silbers; der basische Schnitt ist 120°; das ist das Atom des Antimons = 120.

In Bournonit, aus Blei, Kupfer, Antimon und Schwefel, finden sich Winkel von 103°, das ist das Äquivalent des Bleis; von 96°, das kann sowohl Schwefelkupfer = 96 wie 3wertiger Schwefel = 96 sein, und die Formel gibt wirklich S^3 $(Sb^2 S^3)$.

In Pyrargit, aus Silber mit Antimonschwefel, findet sich ein Winkel von 108°; das kann des Silbers Atom = 108 sein.

In Schwefelsilber erscheint auch der Winkel 108°; das ist das Atom des Silbers.

In Allomorphit, aus schwefelsaurem Baryt und Calcium, zeigt sich des Calcium 40 in dem Winkel 40°.

Im Eisenerz Lievrit sieht man des Eisens Molekül 111 in 111° (Fe = 55,8, Meyer und Seubert).

In Brochantit, das Zinn und Kupfer enthält, erscheint des Zinns 117,3 im Winkel 117° und des Kupfers 63 im Winkel 63°.

In Braunit, aus Mangan und Sauerstoff, zeigt sich das Molekül des Mangans 110 im Winkel 109°.

In Titansäure, Brookit, ist der Winkel 100°. Des Titans Molekül 100 (Atom = 50, Meyer und Seubert).

In Willemit, Zinkoxyd und Kiesel, ist der Winkel 128° = dem Molekül des Zink 64 × 2 = 128.

Wenn man eine Menge Minerale findet, bei denen dies nicht stimmt, so sei daran erinnert, dass auch Verbindungen in den Winkeln erscheinen, und bald Äquivalent, bald Atom, bald Molekül. (Vergleiche „Typen und Prototypen".)

Wenn der Sinus für die Winkel von den Kristallachsen repräsentiert wird (was zu ermitteln ist), so kommt vielleicht das Problem seiner Lösung näher.

IST DAS SO SICHER?

Ich habe früher nie die Fundamentalsätze der Astronomie bezweifelt, wie zum Beispiel, dass die Sonne scheinbar in den zwölf Zeichen des Tierkreises wandert. Aber im März-Monat dieses Jahres (1908), als die Sonne im Widder stehen sollte, ging ich gleich nach Sonnenuntergang aus. Ich sah den Stier und die Zwillinge so hoch am Himmel stehen, dass ich es unsinnig fand, dass die untergegangene Sonne im Widder stehe; der ist ja schwer zu konstatieren, weil er keine grösseren bekannten Sterne besitzt. Der Widder ist auch der Nachbar des Stiers, und der Bogenabstand, den ich mit dem Auge mass, sagte mir, der Widder müsse am Himmel zu sehen sein. Nun steht ja durch das Vorrücken der Nachtgleichen die Sonne nicht mehr in dem alten Zeichen. In der Bauernpraktika des Jahres 1662 wird angegeben, die Sonne stehe vom 11. März bis 10. April im Widder. Ist nun die Sonne in 200 Jahren bis in den Stier gerückt, so hätte der Stier nicht seine Höhe gehabt und wäre nicht sichtbar gewesen, da die Sonne dann hätte am Himmel stehen müssen.

Ich habe einen Astronomen gefragt, wie man wissen könne, wo die Sonne steht, da ja die Sternbilder im Sonnenlicht nicht zu sehen sind. Er antwortete: man beobachte die Sternbilder vor oder nach Sonnenuntergang und berechne dann.

Jetzt fange ich an zu glauben, dass man nicht mehr beobachtet, ob die Sonne in ihrem Haus steht, sondern nur abschreibt. Der Kalender hat übrigens die Sonnenhäuser gestrichen, und die Astronomen sprechen kaum von ihnen. Selbst Flammarion faselt, wenn er auf den Tierkreis zu sprechen kommt.

Eins behauptet er bestimmt: dass der Punkt der Frühlingsnachtgleiche in den Fischen liegt; und das kann ich auch auf meinem Himmelsglobus sehen. Steht aber die Sonne am 21. März in den Fischen, so wird sie am 24. Juni im Horn des Stieres stehen, beim Aldebaran ungefähr, weil dort die Ekliptik ihre höchste Deklination hat. Aber die Sonne steht Mittsommer nicht im Stier, sondern im Krebs (Wendekrebs), und im Stier steht die Sonne im April.

Das kann man nicht anpacken, denn es hält nicht!

Ich hätte dies nicht erzählt, wenn nicht eine andere Beobachtung meinen Verdacht erregt hätte, dass die ganze Astronomie unzuverlässig ist.

Von einem bestimmten Fenster meiner Wohnung habe ich Peilung auf einen Turm, der ungefähr in Nordnordwest steht.

Im vorigen Jahr 1907 ging die Sonne am 20. Juni etwas westlich von diesem Turm unter. Aber in diesem Jahr 1908 ging die Sonne am 15. Juni direkt hinter dem Turm unter. Das stimmt ja nicht; denn die Sonne soll ja alle Jahre bei Sommersonnenwende an demselben Punkt untergehen.

Die Sonne ging also im vorigen Jahr zu weit westlich unter, in diesem Jahr zu weit östlich.

Am 16. Juni 1908, in diesem Jahr, ging die Sonne hinter dem Turm unter, aber etwas westlicher.

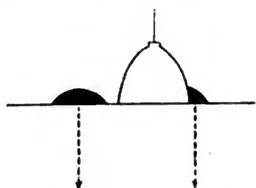
Der 17. war bewölkt.

Am 18. ging die Sonne an derselben Stelle unter, aber 8 Uhr 40, obwohl sie um 9 Uhr 4 untergehen sollte; das kann von Zeitgleichungen kommen.

In diesem Jahr 1908 scheint die Sonnenwende am 15. eingetroffen zu sein statt am 21., da die

Sonne an dem Tage rückwärts zu ziehen begann.

Fortgesetzte Beobachtungen 1908 zeigten, dass die Sonne vom 15. Juni bis zum 24. an derselben



Stelle unterging. Das würde ja auf einen Stillstand im System deuten.

Die Zeit für Auf- und Untergang der Sonne zeigt ja auch Stillstand, denn vier Tage hintereinander geht die Sonne um 9 Uhr 5, nämlich vom 19. bis 23. unter, und dann fünf Tage hintereinander vom 24. bis 28.

Am 21. Juni ist ja die Sonnenwende, da die Sonne so weit nördlich gegangen ist, wie sie kann, und um Mittagszeit ihre höchste Elevation $23^1/_2{}^0$ erreicht hat, nördlich vom Himmelsäquator, der durch den Gürtel des Orion geht.

Und dann kehrt sie (scheinbar) um auf ihren Spuren.

Dass es Anomalien in der Bewegung des Systems gibt, dafür hat man Beweise, aber niemand will sie bestätigen.

Willem Barentz, der zuerst die Nordostdurchfahrt versuchte, sah bei Novaja Zembla die Sonne 14 Tage früher, als er erwartet hatte, und sie stand 2^0 höher, als sie sollte.

La Hire, der Mathematiker, stellte eines Morgens sein astronomisches Instrument in der Invalidenkuppel auf. Am Abend hatte das Instrument nicht dieselbe Richtung. Er wiederholte den Versuch, und es zeigte sich, dass sich das Instrument nicht bewegt hatte. Er glaubte, „die Kuppel habe sich infolge der Sonnenwärme gedreht". Dass sich das System gedreht, wagte er nicht zu glauben.

Nun will ich nur hinzufügen, dass die Ägypter dem Herodot versicherten, die Sonne sei zwei Male im Westen aufgegangen, und zwei Male im Osten untergegangen. Die chinesischen Annalen erzählen, die Sonne habe mehrere Tage in derselben Konstellation gestanden und es sei Überschwemmung eingetreten.

Wie das auch sein mag, ich kann es nicht beweisen! Wohl aber müssten die Observatorien zu Observationen benutzt werden, und zwar zu den wichtigsten, die die elementaren sind: die Bewegungen der Sonne und des Mondes, ob diese scheinbar sind oder nicht.

Vor über hundert Jahren zeigten Oersted und Ampère, dass Magnetismus und Elektrizität identisch sind. Ampère hing eine Kupferspirale auf und liess einen elektrischen Strom hindurchgehen. Die Spirale benahm sich wie die Kompassnadel und stellte sich nach Norden und Süden.

Vor ungefähr dreissig Jahren wiederholte ich diesen Versuch und entwickelte ihn. Zu diesem Zeitpunkt aber war die Lehre von der Elektrizität umredigiert worden.

In meiner Jugend hiess es so: Wenn nicht leitende Körper (Glas und Harz) gerieben werden, werden sie elektrisch; wenn Leiter (Metalle) gerieben werden, so werden sie nicht elektrisch. Um 1890 wusste man es anders. Metalle mit isolierenden Handgriffen wurden mit Tuch gerieben, und wurden alle elektrisch.

Der Unterschied war fortgefallen. Zink und Wismut bekamen des Glases + Elektrizität, Zinn und Antimon des Harzes — Elektrizität; die übrigen wechselten. Daher ging ich unerschrocken vor, und habe in Notizen die Erinnerung an einige meiner Versuche bewahrt.

Oersted-Ampères Versuch variierte ich so:

Eine Zinknadel und eine Kupfernadel wurden aufeinander gelegt, dazwischen Löschpapier. Das wurde mit den Nadeln in ein Gefäss gehängt, das verdünnte Schwefelsäure enthielt: das Nadelpaar bildete ein Voltaelement. Das Nadelpaar stellte sich nach Norden und Süden.

Eine Kupfernadel wurde an einem Coconfaden unter einer Glasglocke aufgehängt. Eine Lackstange wurde gerieben und vertikal über dem Hängepunkt aufgehängt. Die Kupfernadel stellte

sich nach Norden und Süden. (NB.! Das Glas isolierte nicht für die Harzelektrizität; was seltsam ist! Gleicht Röntgenstrahlen, die durch undurchsichtige Körper gehen).

Eine geriebene Lackstange wurde aufgehängt und stellte sich nach Norden und Süden.

Und die Lackstange zog die Holundermarkkugel an, aber bloss am Südende und in der Mitte, dagegen nicht am Nordende (das muss beobachtet werden).

Eine unmagnetische Eisennadel wurde aufgehängt und stellte sich beliebig ein.

Nun wurde ihr an dem spitzen Ende Lack oder — Elektrizität gegeben, und an dem stumpfen Ende Glas oder + Elektrizität.

Das Lackende — stellte sich nach Norden, das Glasende + stellte sich nach Süden.

Das könnte also bedeuten, dass der Nordpolmagnetismus äquivalent der Harz- oder — Elektrizität ist, und der Südpolmagnetismus gleich der + oder Glaselektrizität.

Was ist denn die Kompassnadel? Ein Trockenelement? Das konstante Ströme gibt.

Ein natürlicher Magnet, Magnetit, $Fe^2O^3 + FeO$, ist ja ein zusammengesetzter Körper aus Eisen und Sauerstoff, der immer in chemischer Tätigkeit ist.

Magnetit entsteht, wenn Wasserdämpfe über glühendes Eisen geleitet werden.

Magnetkies, ein Schwefeleisen Fe^2S^3, wird Magnetit durch Rosten, während Schwefel abgeht.

Ein rotglühender Eisenstab, lotrecht ins Wasser getaucht, wird magnetisch.

Jede Eisenstange wird magnetisch durch Hämmern.

Magnetit wird erst magnetisch, wenn es aus der Grube ans Licht gekommen ist.

Eine Nähnadel, in den Sonnenschein gehängt, wird magnetisch.

Das Licht macht Flussspat elektrisch.

Körper werden elektrisch, wenn sie in Quecksilber getaucht werden, das eine andere Temperatur hat als sie selbst.

(Hier benutze ich die Gelegenheit, zu erwähnen, dass Quecksilber immer elektrisch zu sein scheint, aber nur in seinem Verhältnis zu gewissen Körpern. Hält man ein Goldblatt über Quecksilber, so wird das Blatt ans Quecksilber g e r i s s e n und blitzschnell verzehrt.)

Antimon macht das Eisen unmagnetisch.

Ein Heusler hat neulich magnetische Legierungen entdeckt.

10% Aluminium,
20% Mangan,
70% Kupfer

sind stark magnetisch, aber die Legierung muss das eigentliche Gewicht des Eisens besitzen.

(Vergleiche in diesem Blaubuch: Über aufgehängte Nadeln.)

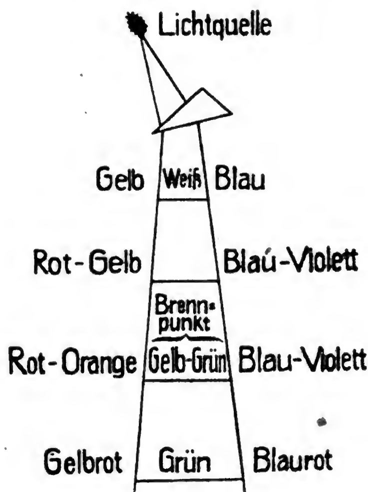
Palladium-Wasserstoff ist magnetisch.

Kann jemand jetzt sagen, was Magnetismus ist, oder was Elektrizität ist?

Edison sagt, er wisse nicht, was Elektrizität ist.

BRENNWEITE UND SPEKTREN DES PRISMAS

Das Prisma hat Brennweite, so dass erst auf eine gewisse Entfernung sich das Spektrum vollständig zeigt; dicht am Prisma ist das Licht weiss.



Die ersten Farben, die auftreten, sind Gelb und Blau. Gelb ist Tageslicht, und Blau ist Dunkel. Gelb entsteht natürlich am dünneren Ende des Prismas und Blau am dickeren Ende. Bei der nächsten Distanz hat Gelb ein Rot links von sich und Blau ein Violett rechts bekommen. Im Brennpunkt hat sich ein Orange zwischen Rot und Gelb eingeschoben und ein Grün zwischen Gelb und Blau.

Jenseits des Brennpunktes mischen und schwächen sich die Farben in allen Nuancen.

Was bedeutet das nun? Und kann man daraus die Natur der Farben und die Geschichte ihrer Entstehung ableiten?

Das kann man schwerlich, weil die Farben vom Prisma keine natürliche Reihe bilden, die durch stufenweise geschehende Verdichtung entsteht.

Denn wenn man eine solche betrachtet, zum Beispiel das Anlaufen des Stahls, wo sich die Farben in natürlicher Progression bilden, im Verhältnis zur Verdichtung des Oxydhäutchens, so erhält man eine andere Reihe, die mehr sagt.

Rot	Orange	Gelb	Grün	Indigo	Blau	Violett

Das Spektrum des Prismas

Diese Reihe sieht so aus:
Hellgelb,
Strohgelb,
Hafergelb,
Goldgelb,
Orange,
Braun = Rot + Orange,
Purpur = Rot + Violett,
Hellblau oder Violett,
Dunkelblau,
Schwarzblau.

Hier beginnt das Spektrum mit Gelb und schliesst mit Blau; also von Licht zu Dunkel; was logisch erscheint.

Gelb verdichtet sich zu Orange, wo Rot eintritt und sich zu Braun mischt. Wenn sich nun das Rot Blau nähert, so entsteht sofort Purpur, der rot und violett, dunkelblau und schwarzblau ist. Grün fehlt, weil es eine bestimmte Mischung von Gelb und Blau ist.

Gelb	Orange	Rot	Indigo	Violett	Blau

Anlaufspektrum

Ich habe das Spektrum des Prismas immer unförmlich gefunden. Das ist keine Skala, sondern zwei Skalen oder Oktaven, die ineinander greifen. Dass die Skala mit dem niedrigsten Blau oder dem höchsten Gelb beginnen soll, das ist klar.

Beginnen wir mit Gelb, so stehen zwei Wege offen: nach links zu gehen durch Orange zu Rot oder nach rechts durch Grün zu Blau. Nach Blau kommt Violett, das ja Blau und Rot ist; und dieses Rot muss ja dann vom andern Ende genommen werden. Aber warum Rot hinter Gelb kommt, wo sich das Prisma verdünnt, das ist unerklärlich.

Das Anlaufspektrum ist logischer, und man müsste einen Lichtbrecher von sich verdichtenden Häutchen konstruieren, so bekäme man einen neuen Ausgangspunkt für die niemals fertig gewordene Farbenlehre.

In den Schulbüchern wird angegeben, Granit und Gneis des Urberges bestehen aus Quarz, Glimmer und Feldspat. Wenn man dann zu den andern Bergarten kommt, so hat man die Vorstellung, dass diese neue Bildungen sind und nichts mit dem Urberg zu tun haben. So verhält sich die Sache aber nicht, sondern Granit-Gneis ist eine Mutterlauge, welche die Urbestandteile aller Bergarten enthält.

Granitgneis (das ist dasselbe) besteht allerdings aus Quarz, Glimmer und Feldspat, aber es gibt Kaliglimmer (Muscovit) und Magnesiaglimmer (Biotit), welch letzter Chlorit werden kann.

Der Feldspat kann Kalifeldspat (Ortoklas), Natronfeldspat (Albit), Natronkalkfeldspat (Oligoklas), Kalknatronfeldspat (Labrador) oder Kalkfeldspat (Anorthit) sein.

„Aber Oligoklas und Labrador sind eigentlich nur Mischungen von Albit- und Anorthitsubstanzen in verschiedenen Verhältnissen."

Doch außer diesen Stoffen enthält der Granit akzessorisch Hornblende, Apatit, Magnetit, Augit, Turmalin, Titanit, Granat, Pinit, Andalusit, Epidot usw.

Der Granit ist also eine Mutterlauge, deren Quarzkiesel Sandsteine absondern kann und deren Oligoklas, Labrador und Anorthit die Kalkschichten hervorrufen oder in Verwandtschaft mit ihnen stehen können.

Der Magnesiaglimmer (Biotit) des Granits wird ja Chlorit, aber der Chlorit kann auch nach Augit und Hornblende entstehen, die der Amphibol- und Pyroxengruppe angehören, zu der später Hypersthen gerechnet wird. Und Olivin ist ein polymerisierter Hypersthen; und Serpentin ist ein verwandelter Olivin. Titanit begleitet immer Hornblende.

Wenn der Glimmer des Granits gegen Hornblende

oder Augit vertauscht wird, so hat man die Syeniten. Wenn man sich darauf den Grünsteinen nähert, so ist seit dem Granit kein neuer Stoff hinzugekommen, sondern Diorit, Gabbro, Trapp, Hyperit und Basalt ist dieselbe Mischung, aber in verschiedenen Verhältnissen.

Der Trapp, der den Kinnekulle bedeckt, besteht aus Plagioklas oder Oligoklas und Augit, mit hinzutretendem Magnetit, Apatit und Titanit, die sich alle im Granit fanden. Aber auch gelegentliche Bestandteile gibt es im Trapp, und diese sind Olivin, Hornblende, Glimmer, Quarz und Ortoklas, dieselben wie die des Granits.

Man braucht daher nicht über den scheinbar geheimnisvollen Trapp zu grübeln: er kann ja aus der Mutterlauge des Granits herausgefallen sein, gleichzeitig, vorher oder nachher. Und der eruptive Granit kann abgesonderte Spaltenfüllung sein.

Linné beobachtete ja: wo die Berge sich gespalten, haben Spat, Quarz, Hornblende oder Glimmer sie wieder zugeheilt.

Aber Ordnung kann in die Geologie nicht kommen, bevor nicht die Probleme der Verwandlung gelöst sind.

Professor Fittica in Marburg hat bereits gezeigt, wie Kiesel Kohle und Aluminium wird. Damit wäre ja die Entstehung des Graphits aus dem Kiesel des Quarzes eine natürliche Folge (im Graphitgneis); und wenn in den Syeniten der Quarz vor dem Feldspat zurückgetreten, so würde das bedeuten, dass Kiesel Tonerde geworden ist.

Da liegt die Geologie, Petrographie und Mineralogie der Zukunft!

Auf Seite 438 ff. habe ich auf das eigentümliche Verhältnis in den Massen des schwedischen Berges Kinnekulle hingewiesen. Dessen Höhe (ausser Gneis und Trapp) war also 146 m; das ist die Höhe der Cheopspyramide. Die Höhe über dem Meere war 233 m, das ist die Basis der Cheopspyramide. Und so weiter. Vergleicht man Kinnekulle mit Halleberg und Hunneberg (auch in Schweden), so findet man diese eigentümlichen Zahlenverhältnisse.

H. und H. sind über dem Meere halb so gross wie Kinnekulle; also H. und H. dieselbe Höhe wie die Cheopspyramide, 146 m. Halleberg ist ein Dreieck, dessen grösste Seite 6500 m misst. Der Sandstein vom Kinnekulle ist genau 6500 m breit.

Hunneberg ist ein Quadrat von 7000 m die Seite. Die ganze Breite des Kinnekulle ist 7000 m.

Kalk und Tonschiefer fehlen in H. und H. Alaunschiefer-Tonschiefer beim Kinnekulle ist 24 m, ebensoviel wie Alaunschiefer-Stinkstein in H. und H., 24 m; daraus könnte man schliessen, der Tonschiefer sei Stinkstein geworden oder umgekehrt.

Der Kinnekulle hat nur 12 m Trapp, aber 48 m Tonschiefer (der in H. und H. fehlt). An Stelle der Tonschiefer haben H. und H. 60 m Trapp, gegen die 12 m des Kinnekulle. Daraus könnte hervorgehen: Kinnekulles Tonschiefer 48 m + Trapp 12 m = 60 m, entsprechend den 60 m Trapp von H. und H.; danach wären die Tonschiefer des Kinnekulle über dem Kalkstein Trapp geworden.

Schließlich sei an diese Zahlen erinnert:
Hallebergs Dreieck hat die Seiten 6500, 5400, 4000 m.

Cheopspyramide	= 146	m	Höhe
Kinnekulle (ohne Gneis und Trapp)	= 146	„	„
Chephrenpyramide	= 133	„	„
Halleberg	= 133	„	„
Mycerinuspyramide	= 54	„	„
Olleberg (in Schweden)	= 54×2	„	„
Basis der Cheopspyramide	= 232	„	„
Höhe des Kinnekulle überm Meer	= 232	„	„
Basis der Chephrenpyramide	= 208	„	„
Höhe des Billingen (in Schweden)	= 208	„	„

U. s. w.

In diesem Buche auf Seite 634 habe ich die Vorbereitungen zu einem Nordlicht beschrieben, das am 12. September 1907 stattfand. Gleich am Nachmittage, nach einem unerträglich warmen, aber ganz klaren Tage, begann sich im Norden eine Nebelbank bogenförmig zu erheben. Um 8 Uhr abends schossen Nordlichtstrahlen auf in Nordost. Am nächsten Tage stand der Bogen noch da, nach oben zu unrein gelbrot, nach unten zu schwach bleigrau. Gegen Abend die wohlbekannten aschgrauen Wolken über dem Bogen (aber ich war verhindert, die Erscheinung, die ich erwartete, abzuwarten).

Indessen am 31. Mai 1908 war der Himmel ganz klar und ohne einen Wolkenfleck; aber im Norden stand ein Bogen oder ein Wolkensegment wie vor dem Nordlicht. Am Nachmittage bewölkte es sich wie zu Gewitter, und dabei vergrösserte sich das Segment im Norden; dabei zeigten sich die kleinen aschgrauen Wolken nach oben zu im Bogen.

Um 7 Uhr schoss ein Blitz aus dem Bogen heraus; aber der Blitz war lautlos.

Infolgedessen beginne ich mich zu fragen: ist das Nordlicht ein sich leise entladendes Gewitter? Und verwandt mit Wetterleuchten?

Dass das Nordlicht lokal ist, scheint aus der früher angeführten Tatsache hervorzugehen: da Franklin am Bärensee ein strahlendes Nordlicht sah, während Kendal, der nur 4½ Meilen davon wachte, nichts sah.

Warum das Nordlicht sich am meisten im Norden und nachts zeigt, kommt wohl ganz einfach daher, dass die Sonne nachts im Norden steht und dass es Nacht (dunkel) sein muß, damit das Nordlicht sichtbar werden soll.

Aber das Nordlicht kann sich in allen Himmelsgegenden zeigen, auch im Süden; es hat also nichts

mit Norden zu tun, ist also unabhängig vom magnetischen Pol.

Nunmehr wird angegeben, das Polarlicht sei regelmäßig sichtbar im Süden oberhalb 60° (ungefähr), aber südlich von 60° erscheine es im Norden.

Das könnte ja andeuten, dass die Erscheinung beim 60. Grade stattfindet oder am Polarkreis (ungefähr).

Was ist denn der Polarkreis bei 57°? Das ist der Apex (Scheitelpunkt) der Erdsphäre, da ja die Achse 23½° geneigt ist. Dieser Scheitelpunkt kann ja wirklich Norden sein, oder terrestrisch Norden. Und im Apex liegen auch die Kältepole wie der magnetische Pol, wo die Kompassnadel aufhört, Norden zu zeigen, und wo auch die Neigung der Magnetnadel 90° ist.

Wenn nun die Strahlen zugleich auf den magnetischen Zenith zu zusammenlaufen (dahin hat das Südende der Inklinationsnadel sich gestellt), so scheint ja das Phänomen auch auf eine Lokalisierung um den Apex zu deuten, den Polarkreis, den magnetischen Pol, die Kältepole.

In Buchans Meteorologie wird die Nordlichtfrequenz also angegeben:

Bei	40°	n.	Br.	= 10	Nordlichter	jährlich
„	42°	„	„	= 20	„	„
„	45°	„	„	= 40	„	„
„	50°	„	„	= 80	„	„

Zwischen 50° und 62°, also um den Polkreis oder 57°, erscheinen Nordlichter beinahe jeden Tag ebenso oft im Süden wie im Norden.

Aber nördlich davon sind die Nordlichter gewöhnlich im Süden zu sehen, und jetzt nimmt die Frequenz gegen den Weltpol ab:

Über	62°	n.	Br.	= 40	Nordlichter	jährlich
Bei	67°	„	„	= 20	„	„
„	78°	„	„	= 10	„	„

Bernardin de Saint-Pierre sagt in seiner „Russischen Reise“ über das Nordlicht: „L’air est rempli d’une poussière étincelante que le soleil tient dans un mouvement continuel: c’est peut-être la cause des aurores boréales. Ce sont des rayons lumineux qui s’élancent du nord après le soleil couché, et qui vacillent dans les airs comme des traînées de poudre qui s’enflammerait par intervalles.“

Eine Berichtigung: Beim Nachdenken finde ich, dass ein Nordlicht seine Ursache im Norden haben kann, aber südlich vom Zuschauer erscheint. Eine Feuersbrunst nördlich vom Zuschauer kann ihren Schein auf die Wolken südlich vom Zuschauer werfen.

Dieses Kapitel hat Strindberg ersetzt durch seine Schrift:

CHINA UND JAPAN

1. Die Geheimnisse der chinesischen Sprache.
2. China und die Chinesen.
3. Die chinesische Sprache.
4. Die tibetanische Sprache.
5. Japanische Geheimnisse.
6. Japan und das Abendland.
7. Die japanische Sprache.
8. Die japanische Zunge.

Diese Schrift ist 1911 bei Björck & Börjesson in Stockholm erschienen, in 350 numerierten Exemplaren, und umfasst 87 Seiten. Als Beilagen dazu erschienen 1912 bei denselben Verlegern, in je 200 numerierten Exemplaren, zwei Faksimiledrucke in Quart:

Die Herkunft der chinesischen Sprache.

Der Übersetzer.

Dieses Kapitel hat Strindberg ersetzt durch sein Werk:

DIE WURZELN DER WELTSPRACHEN

1. Einleitung.
2. Die 214 Wurzeln oder Schlüssel der chinesischen Sprache, verglichen mit Sanskrit, Hebräisch, Griechisch, Latein . . .
3. Vierhundert Sanskritwurzeln, verglichen mit Wortverwandten in Hebräisch, Griechisch, Latein und lebenden Sprachen.
4. Lingua Sancta: Sechshundert hebräische Wurzeln, verglichen mit griechischen, lateinischen, romanischen und germanischen Wortverwandten.
5. Nachschrift.

Dieses Werk umfaßt 191 Seiten und zwei Tabellen; es erschien 1911 bei Bonnier in Stockholm.

Am letzten Mai 1911 rückte Strindberg diese „Berichtigung und Warnung“ in die Spalten der Stockholmer „Abendzeitung“:

„Da ich krank und müde war, als ich Korrektur las, haben sich beim Setzen recht viele Fehler eingeschlichen, die übersehen wurden und stehengeblieben sind. Der schlimmste ist das Hebräisch des Titelblattes: da sind zwei Punkte an die verkehrte Stelle gekommen. Ich hatte richtig geschrieben, nach Robbin Margel, aber es wurde falsch gesetzt. Als ich bei der ersten Korrektur den Fehler berichtigte, mißverstand der Setzer meine Berichtigung; da ich keine zweite Korrektur las, blieb der Irrtum stehen, den der wohlwollende Leser selbst verbessern möge und der übelwollende mir nicht zur Last legen darf.

Weshalb ich manche Worte aufgenommen habe, die nur mit den Familien verwandt oder überhaupt nicht verwandt sind, darüber habe ich mich an einigen Stellen des Textes ausgesprochen.

Da ich bei der Korrektur keinen Gegenleser hatte und zu müde war, um das Manuskript gegenzulesen, ist der Text in Einzelheiten unzuverlässig geworden; ich warne darum den Leser, ihn zu zitieren, ehe er ihn nachgeprüft hat; das ist jetzt ja leicht, nachdem der Verlag Hartleben in Wien die Grammatiken aller Sprachen der Welt, für einige Mark das Stück, herausgegeben hat.“

„Da ich krank und müde war“, schreibt Strindberg — ein Jahr später starb er!

Der Übersetzer.

HEBRÄISCH

Dieses Kapitel hat Strindberg ersetzt durch seine Schriften:

BIBLISCHE EIGENNAMEN

1. Vorwort.
2. Einleitung:
   - Die heilige Sprache.
   - Vom Hebräischen zum Griechischen.
   - Die alte mexikanische Sprache.
   - Die japanische Sprache.
   - Indianersprache.
   - Keltisch.
   - Ungarisch.
   - Finisch.
   - Die Negersprachen.
   - Türkisch.
   - Mongolisch-Manchurisch.
   - Etymologische Grundregeln.
3. Wörterverzeichnis.

Diese Schrift erschien 1910 bei Bonnier in Stockholm und umfaßt 129 Seiten.

DIE AHNEN DER MUTTERSPRACHE

Diese Schrift umfaßt 56 Seiten und erschien 1910 bei Bonnier in Stockholm.

Der Übersetzer.

DIE FREUDE ZU PEINIGEN

Swedenborg sagt, die Hölle bestehe in der Freunde Lust, einander zu peinigen; dort sind nämlich alle Freunde, das heisst, sie halten zusammen, halten steif aufeinander, wenn es sich um die Interessen der Gemeinschaft handelt. Und sie stellen die bestimmte Forderung, dass der Freund gepeinigt werden soll, wenn der eine zum Beispiel ein kleines Geschenk erhält.

Das ist ja wie bei uns, kann man sagen, hier wie überall, wo Swedenborg eine Hölle schildert.

Lais hat heute einen Freund oder sagen wir Liebhaber. Als er merkt, dass sie seiner überdrüssig zu werden anfängt, ersieht er heimlich einen Nachfolger aus, der auch angenommen wird. Jetzt aber will Lais sehen, dass der Verlassene leidet, und schickt nach ihm. Als sie merkt, dass er sich nicht peinigen lässt, gerät sie in Wut.

Der Lehrer lag an einer gefährlichen Krankheit darnieder; als er genas, erhielt er viel Blumen. Seine Frau freute sich und gönnte sie ihm zuerst gern. Aber seine Absicht war, sie solle neidisch werden; als er ihr darum die Blumen mit einem boshaften Blick im Auge gezeigt hatte, wurde sie böse, und da wurde er froh!

Ein nicht verdienter Konkurrent hat einen unverdienten Erfolg gehabt. Deine Freunde kommen zu dir und bitten dich, auf einem Fest den Unverdienten mitzufeiern. Du gehst hin, machst gute Miene, wirst aber von forschenden Blicken, die nachsehen, ob du auch leidest, so gequält, dass du wirklich zu reagieren anfängst und verstimmt wirst. Deine Verstimmung verrät das Spiel, und wenn man dich ertappt hat, kommt das Erwartete:

— Ich glaube, du bist neidisch!

Das wollte man haben! Dass du neidisch werden solltest, obwohl du es nicht von Anfang an warst.

Eine gewöhnliche Art, zu peinigen, ist, gut von unserm Feinde zu sprechen. Das ist ja, als spreche man schlecht von uns!

Aber die gewöhnlichste Art ist, sich glücklich zu lügen, damit andere sich recht unglücklich fühlen.

Sie hatten eine wirkliche Infernoreise nach Paris gemacht; waren misshandelt, ausgeplündert worden; er hatte seine Frau sogar geschlagen. Als sie aber heimkehrten, schilderten sie armen Verwandten und Freunden die „entzückende Reise“ auf eine so verletzende Art, dass die Menschen vor ihnen flohen. Das Leben hatte ihnen allein geschenkt, was die andern entbehrten; das liess diese die Bitterkeit doppelt fühlen.

Eine Frau begann einem Freier zu grollen, weil er sich nicht mit ihr verheiraten wollte. Sie ging hin, um sich zu rächen, und verheiratete sich mit einem andern, den sie eigentlich hasste und verachtete. Das war ein vollständiger Elender. Er hatte ein Jahr vorher eine tödliche Krankheit durchgemacht; er liess sich von ihr ernähren, denn er hatte kein Einkommen; er liess sie die Geschenke für seine Geliebte bezahlen, denn er war ihr untreu; er schlug sie sogar. Sie aber ertrug alles, nur um den andern peinigen zu können.

Er lockte sie auf der Hochzeitsreise in das Haus seiner früheren Geliebten, wo sie Höllenqual erlitt; sie aber schrieb in die Heimat von ihrem jungen Glück, nur damit der andere gepeinigt werden sollte. Und dann wurde sie seine Krankenpflegerin.

So lieblich kann es für manche sein, zu peinigen.

An dem sie sich rächte, der war doch verhältnismäßig unschuldig. Er wußte, wie treulos sie war, und wagte darum nicht, um sie anzuhalten! Das war sein ganzes Verbrechen! Er wollte nicht in ein sicheres Unglück hineingehen!

DIE VERHEIRATETE HALBWELT

Ein verrücktes Weib reist umher und predigt freie Liebe.

— Was meinst du mit predigen?

— Die frohe Botschaft verkündigen, dass freie Liebe Glück und Lebensfreude sei, und die Menschen auffordern, sich von der treuen Liebe zu der treulosen zu bekehren.

— Aber es gibt doch schon freie Liebe; in unsern Dienstbotenkammern, in den Gassen bei Nacht, in den Wäldern um die Kasernen.

— Gewiss! Darum nenne ich das Weib verrückt; aber auch, weil sie einen so schlechten Geschmack hat, das Schlechtere dem Besseren vorzuziehen.

— Aber sie meint doch wohl auch etwas anderes?

— Ja, sie versteht freie Liebe für die Frau in der Ehe, nicht für den Mann.

— Ach so! Aber dann will sie ja die Prostitution in die Ehe einführen.

— Ja, die Konsequenz wird wohl, dass die freien Frauen einmal in der Woche besichtigt werden müssen.

— Ja, allerdings! Aber sie gehen doch zum Geistlichen und legen einen Meineid ab, um gesellschaftliches Ansehen zu genießen und die Besichtigung zu vermeiden.

— Das ist die verheiratete Halbwelt!

— Früher liessen sich die Frauen scheiden, um Kokotten zu werden; jetzt aber lassen sie sich trauen, um Kokotten zu werden! Das ist die Entwicklung!

Ich habe in diesem Buche von einem Bildhauer erzählt, der eine garstige Frau hatte, die zu der verheirateten Halbwelt gehörte. Die Professorin führte die Unterhaltung einer Kokotten, wollte wie eine Unverheiratete leben, obwohl sie verheiratet war und Kinder besass. Der Mann schlug sie zuweilen, denn er wusste genau, wer sie war.

Dann starb sie, und der Bildhauer schuf eine Statue aus Marmor in ganzer Figur — das sollte sie sein — und liess sie auf dem öffentlichen Platz eines Badeortes aufstellen. Ich glaubte erst, er habe etwas Schönes bei der Frau gesehen, das wir andern nicht sehen konnten; ich glaubte dann, er habe seine schönen Gedanken und Gefühle in Marmor dargestellt, und dabei wollte ich für den Augenblick bleiben.

Alles, Modell und Statue, war sein Werk. Als er dieses Weib zu lieben anfing, begann sein Schöpfungswerk. Aus ihrer ungeordneten Seelenmaterie machte er mit seinen schönen Gefühlen und Gedanken eine Gedankenform, die das Weib zuerst bewunderte und verehrte und der es gleichen wollte. Aber sie konnte nicht mitkommen; zu Hause strengte sie sich wohl an, die Pose und die Gebärde für eine Weile einzunehmen; kam sie aber nur in Gesellschaft, so warf sie Maske und Kostüm ab, fiel aus der Rolle.

Aber der Mann arbeitete an seiner Gedankenform; litt, wenn er ihr keine Form zu geben vermochte; verzweifelte, wenn sich das widerstrebende Material seinen schönen Absichten nicht unterwerfen wollte. Litt am meisten, wenn er sah, wie sie von andern unfähigen Händen befingert und modelliert wurde. Die Gesellschaft, deren Essen, Kleider, Wagen sie in Feuilletons schilderte, hatte ihr eigenes

Bild von diesem Kind der Welt, und das war das wirkliche. Der Bildhauer trug sein Bild, das er schliesslich in Marmor sah.

Ich war nur erstaunt, dass sein Marmor dem wirklichen Bild so genau glich. Doch merkte ich, dass er retuschiert hatte. Die Verhältnisse der Brust und des Rumpfes waren geändert, die Arme ausgefüllt, der Fuss war schön gemacht, obwohl er es in Wirklichkeit nicht war; das Oval des Gesichtes war fixiert, obwohl es etwas hexenartig war. Aber auch die Pose selber war vor allem sein Eigentum: über ein Buch in Nachdenken versunken. Er hatte sie wohl in einem solchen Augenblick gesehen, da sie am meisten Seele und am wenigsten Erdgeist war und am besten seinem schönen Gedanken entsprach.

Die Gattin des Dichters ist ja etwas Apartes, aber auch von ähnlicher Art. Die Menschen machen weite Reisen, um die Muse des Dichters zu sehen. Besitzt die Selbstbeherrschung, so gibt sie die Rolle; oft aber wird sie müde, und man bekommt etwas ganz anderes zu sehen.

Im allgemeinen bewundert sie ihren Dichter nicht, obwohl sie sich so stellt. Dass er sie verehren kann, versteht sie nicht, obwohl sie ihren Vorteil dabei findet. Und sie ist sehr geneigt, ihn Humbug zu nennen, weil er sie verehrt. Sie möchte sagen, dass er sich selber in ihr verehrt, aber das tut er nicht.

— Warum möchtest du nicht so schön werden, wie ich dich machen will? fragte er sie.

— Wie bist du denn selber?

— Ich? Du sollst besser als ich sein, damit ich zu dir hinaufsehen kann. Du sollst vollkommen sein, denn du bist ja mein Ideal.

Ideal nannten wir in den sechziger Jahren das geliebte Weib. Wir wussten wohl, dass Dantes Beatrice sich mit einem andern verheiratete, dass Stagnelius' Amanda vielleicht nicht so liebenswürdig war, dass Malmströms Angelika kein Engel war, aber wir empfanden, dass in des Mannes subjektiver Auffassung der Liebe eine schaffende Kraft liegt, die zuerst ein Idealweib schafft und dann durch dieses ein Kind. Das ist wohl das Göttliche bei dem sonst an die Erde gebundenen Mann, dass er schaffen kann, und im schlimmsten Fall aus dem blossen Nichts!

Dabei kann man wohl stehen bleiben. Sonst ist die Sache unerklärlich!

Dante Alighieri hatte einen älteren Zeitgenossen, der auch Dante hiess und aus Toskana (Majano) stammte. Dieser ältere war auch Dichter und betrieb die Poesie auf provenzalische Art, war ein Bahnbrecher, da er die lingua volgare, jedoch aus Sizilien, in die Poesie einführte. Er soll Dantes Freund gewesen sein, wurde aber später sein Gegner und schleuderte ein höhnendes Sonett gegen seinen jüngeren Genossen.

Aber dieser Dante da Majano hatte auch eine platonische Geliebte, genannt „Dantes Nina“, aus Sizilien, mit der er in poetischem Briefwechsel stand. Nina war jedoch noch mehr das Ideal als Beatrice, denn Dante da Majano bekam seine Nina nicht einmal zu sehen.

Jetzt kommt die Auflösung: neuere Forscher haben die Existenz Majanos geleugnet, und er ist aus gewissen Literaturgeschichten verschwunden.

Wenn nicht der ganze Mann ein Homunkel gewesen ist, so liegt es nahe, zu glauben, dass Nina mit Beatrice verwechselt worden ist. Aber es sind noch Stücke von Ninas Poesien vorhanden.

Was ist denn das?

Der Ältere war die Skizze zu dem Jüngern!

Jean Jacques Rousseau hatte auch einen zeitgenössischen Doppelgänger, den Dichter Jean Baptiste Rousseau. Sein abenteuerliches Leben, mit Verbannung und Irrfahrten, seine Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, gleichen dem Jean Jacques; seine Natur auch. Ob sie einander kannten, weiss ich nicht, glaube es aber nicht.

Jean Baptistes Poesie wurde von seinen Zeitgenossen geschätzt, aber Name und Leistung wurden vor

denen des Naturpropheten ausgetilgt. Er schrieb auch Operntexte und Komödien, aber ohne Erfolg.

Ob er mit Jean Jacques verwandt war, weiss ich nicht; aber Jean Baptiste floh von Paris nach der Schweiz, 1712, in dem Jahr, in dem Jacques zu Genf geboren wurde.

Madame Staël hatte eine Namensbase Madame Staël, deren Memoiren sehr berühmt sind. Auch ihre Laufbahn gleicht der unserer Madame Staël. Sie war Salonlöwin, gefallsüchtig, sass auf der Bastille, ging in Verbannung. Sie verheiratete sich mit einem Schweizer und starb lange, bevor Corinna geboren wurde.

In diesem Fall ist es ja möglich, dass die jüngere von dem Namen der Älteren zum Wetteifer verlockt wurde, und es ist ihr wirklich gelungen, deren Namen auszulöschen.

Torquato Tasso hatte einen Vater, Bernardo, der berühmt war, weil er „Amadis de Gaula“ auf Stanzen in hundert Gesängen geschrieben hat.

Der Sohn löschte Dichtung und Namen des Vaters vollständig aus.

Rafaels Vater war ein guter Maler, Giovanni Santi. Und dieser schrieb auch eine Reimchronik über den Herzog von Montefeltro.

Dann verschwand Santi mit Gemälden und Chronik.

Mozarts Vater, Leopold, war Komponist. Breitkopfs Katalog von 1762 teilt den Anfang von 18 Symphonien des Vaters mit und „rechnet ihn zu den Begründern des neuen Stils“.

Und dann war er fort!

— Nun, was tut das?

— Nichts; aber es mag interessant sein, daran zu erinnern und einen zu veranlassen, an sein eigenes bevorstehendes Schicksal zu denken! Und die ersten Fälle, wenn sie näher studiert würden, könnten eine höhere Analysis in der Lehre von der Seele anregen: Spaltung der Persönlichkeit, double conscience, Abwehrpsychologie, psychische Ableger, Inkubusbastarde, „Wahlverwandtschaften", Gudsivolag, Reinkarnation, geistige Nachkommenschaft usw.

Die Menschen gehen umher mit Stricken in der Tasche, um einander zu binden. Wenn ich einen Bekannten habe, so nennt er sich meinen Freund, um mich binden zu können. Begeht er eine schlechte Handlung oder zeigt sich treulos gegen mich, und ich spreche davon, so nennt er mich treulos.

Ich hatte einen Bekannten, der sich meinen Freund nannte. Dieser Freund behandelte mich sehr schlecht. Nachdem ich lange geschwiegen hatte, musste ich mich beklagen, und ich erzählte seine Missetaten. Da erhob man ein Geschrei (über mich natürlich): Denkt euch, so behandelt er seine Freunde!

Er, er hatte mich ja schlecht behandelt, und ich hatte nur erzählt, wie er mich behandelt hatte.

Sind die Menschen nicht närrisch, sag!

Indem er mich Freund nannte, nahm er mir ein Versprechen ab, zu schweigen, falls er mich als Feind behandeln sollte. Mein Verbrechen, nicht geschwiegen und gelitten zu haben, wurde nie verziehen; aber seine Missetaten wurden gestrichen!

Es gibt Menschen, die einem kleine Artigkeiten aufdrängen, um dann grosse Dienste zurückzufordern.

Es gibt Menschen, die Versprechen stehlen. A äussert sich ungefähr so: Wenn ich sicher wäre, dass das Geld richtig angewendet würde, und wenn ich es besässe, so würde ich Ihnen 100 Kronen geben.

Diese Äusserung verwandelt B in ein Versprechen.

B geht zu C und bittet, ihm 50 Kronen zu leihen, weil A ihm 100 Kronen „versprochen“ habe.

Die beiden Bedingungen werden gestrichen; und jetzt geht C zu A, da er seine 50 nicht erhalten hat, und spricht so:

— Du hast doch B 100 Kronen versprochen?

— Ja, aber unter der Voraussetzung, dass ich sie übrig hätte und sie richtig angewendet würden.

— Was sind das für Versprechen?

— Das sind bedingte Versprechen. Kennst du die nicht?

Der Vater verspricht dem Jungen, mit ihm in den Zirkus zu gehen, wenn er die ganze Woche seine Aufgaben kann.

— Aber man soll nie versprechen, was man nicht zu halten gedenkt!

— Aber ich dachte ja, mein Versprechen zu halten, unter der Voraussetzung ...

— Man soll nie versprechen usw.

Es gibt Menschen, die Menschen stehlen.

Er bittet erst, einen Besuch machen zu dürfen.

Hat er das getan, so geht er in seine Kreise; benutzt deinen Namen als Autorität; spricht von alter Freundschaft, dichtet dir seine Ansichten an und macht dich schliesslich so verhaßt in seinen Kreisen, dass er dich verteidigen muss. Wenn aber die Kreise ihm übermächtig werden, so schlägt er um.

Auf diese Art ist deine Person in Kreise hineingezogen, die du nicht kennst; du spielst dort eine Rolle, von der du nichts weisst. Deiner Einsamkeit bist du gestohlen, und mit deinem Popanz arbeitet man jetzt. Du wirst für Äusserungen verantwortlich gemacht, die du nie getan hast; du wirst bald als Autorität zitiert, bald als Widersacher bekämpft. Man wirtschaftet mit deiner Person, deinem Schicksal, dass du es aus der Entfernung wie etwas höchst Unangenehmes empfindest.

In diesen Tagen hörte ich den Ausdruck von einem vortrefflichen Menschen benutzen, den ich wegen seiner guten und liebenswürdigen Eigenschaften schätzte, aber wegen seiner schlechten Seiten verabscheute. Ich versuchte mich in die Sache hineinzudenken und eine Entschuldigung zu finden. Erinnerte an einen sehr ehrlichen Menschen, der Briefmarken sammelte. Erblickte er eine Marke, die er nicht besass und auch nicht kaufen konnte, so stahl er sie, wenn es möglich war. Er wurde also ein Raub seiner Sammlermanie, kann man sagen; aber das kann der gewöhnliche Dieb auch sagen, der mit „langen Fingern“ geboren ist.

Ich erinnere mich an einen recht gutwilligen Menschen, der wirklich ein Raub oder ein Opfer seiner Dienstfertigkeit wurde. Er war Anwalt, und aus Mitleid mit einem Verbrecher liess er sich verlocken, eine ungerechte Sache zu verteidigen. Er kam dafür ins Gefängnis. Die Menschen schienen ihm jedoch verziehen zu haben, denn als er frei wurde, verkehrten sie mit ihm wie früher.

Aber er liess sich noch einmal verlocken, mit demselben Ergebnis; und ihm wurde wieder verziehen.

Dieser Mann war so gutmütig und aufopfernd, daß er seine ganze Wohnung ausräumte, damit sein Dienstmädchen Hochzeit halten konnte; er ging für die Nacht mit seiner Familie in ein Hotel, damit die geringen Gäste bis zum Morgen tanzen konnten.

Der Direktor einer großen Gesellschaft war auch von der Natur, dass er nicht nein sagen konnte, wenn jemand Hilfe brauchte. Er unterschrieb in gutem Glauben, wurde betrogen; da er darauf rechnete, dass die Freunde Wort halten würden, und bessere Konjunkturen erwartete, lieh er aus der Kasse. Die Freunde liessen ihn im Stich, die Konjunkturen ver-

schlechterten sich, und er stand da. Das Gericht verurteilte ihn, schematisch, unpersönlich, aber die Menschen verurteilten ihn nicht!

Der Ehrgeiz ist wohl die gefährlichste von allen Leidenschaften. Um eine Tat von großem allgemeinen Interesse auszuführen, lässt sich mancher verleiten, alle Mittel für erlaubt zu halten. Er denkt wohl, der Erfolg wird verzeihen und vergessen.

Der Suezkanal soll nicht fertig gewesen sein, als er eingeweiht wurde; doch das verzieh man hinterher, als man nicht mehr um das Kap Horn zu segeln brauchte.

Aber der Panamakanal war gar nicht vorhanden, als neue Aktien ausgegeben wurden, und das verzieh man nicht.

Der ehrgeizige Künstler, der nicht genug an der Freude hat, etwas Grosses und Schönes schaffen zu können, sondern den großen Namen haben und der Erste sein will, der einzige, auf Kosten aller andern, was kann der sich nicht alles erlauben? Nicht eine Demütigung gibt es, die er nicht wie Wasser trinkt; kein Kompromiss ist so schäbig, dass er ihn nicht eingeht; den Konkurrenten niederstossen, den im Weg Stehenden morden, dem Verachtetsten die Hand drücken, sich mit Feinden zu Tisch setzen, den Geldmann auf der Reise begleiten, das Schlechte loben, das Gute tadeln, aller Falschen Freund und niemandes sichtbarer Feind sein.

Mit einem Wort, wenn er die vergängliche Ehre und die eingebildete Unsterblichkeit erreicht hat, so hat er alles, seine unsterbliche Seele, verloren. Das war schlecht berechnet.

Was soll ich denn von dem ehrgeizigen Politiker sagen? Dasselbe wie vom Künstler, multipliziert mit sieben!

Raub seiner Leidenschaften! Braucht man das zu sein? Gibt es nicht Sperrhaken, die einen zurück-

halten? Doch, antwortet man, aber die können abgenutzt, schlaff werden, durch eigenes Verschulden.

Ich kann die Frage nicht lösen, wahrscheinlich weil sie Geheimnisse enthält.

Paulus kämpft wie ein Fisch im Netz, bis er schliesslich in Verzweiflung ausruft:

„Denn was ich will, das tue ich nicht, sondern was ich hasse, das tue ich."

Ich habe die Menschen oft beklagt, sie freigesprochen, und besonders im „Traumspiel" sie gegen den Widersacher, Satan oder Ankläger, verteidigt. Und ich habe gefunden, dass die Schuld im Leben selbst liegt. Wir sind ja Geister, die im Körper eingekerkert sind, und dieser Körper fordert die Befriedigung der mehr oder weniger pochenden Begierden. Wir sind ja in einen Kampf geworfen, in dem auch der Friedlichste zur Selbstverteidigung und Notwehr herausgefordert wird und die Herausforderung annehmen muß, falls er nicht niedergetreten werden oder untergehen will.

Er muß ja seine Person, seine Stellung, seine Ehre, Gattin, Kind, Heim verteidigen. Da haut er drein, schlägt zu hart und leidet darunter.

Das ist ja menschlich.

Aber wie kann man dann hart zu den Menschen sprechen, wenn man sie für relativ unschuldig hält und wenn man weiss, dass man selbst mitschuldig ist? Ich vermute, man rechnet sich selber mit und schilt auf das Böse in dessen gelegentlichen Vertretern.

Und im Gesetz wird ein bestimmter Unterschied gemacht zwischen Verteidigung und Angriff; in der Notwehr hat man sogar das Recht, einem andern das Leben zu nehmen.

Alle Menschen sind hart gegeneinander, in Worten und im Urteil, um wieviel mehr wird dann der nicht das Recht haben, es zu sein, der durch Leiden seine Schuld gesühnt hat und jetzt gegen das Böse arbeitet?

Im Zorn werden harte Worte wie Steine geworfen, und man nimmt sie aus dem Haufen, aber glücklicherweise treffen nicht alle; und man hat keine Zeit, die Worte zu wählen, wenn der andere einem das Messer an die Kehle setzt.

Es gibt ja Menschen, die sich bis in Unendlichkeit selbst betrügen, aber ich habe den Dieb niemals gegen Diebstahl predigen hören; er hat im Gegenteil ein gutes Wort für den Schuldigen. Ich habe den Lügner oder Schmeichler niemals die Worte Lüge oder Schmeichelei nennen hören, denn sie fürchteten sich dabei blosszustellen. Ich habe den Perversen niemals auf Perversität schelten hören, im Gegenteil; aber ich habe dagegen den Nichtperversen erklären hören, er verstehe, wie so etwas möglich sei, und könne darum verzeihen.

Christus hätschelt die Menschen nicht, sondern nennt sie Otterngezüchte.

Swedenborg hat kaum ein gutes Wort für sie übrig; alle sind nach seiner Meinung gründlich verdorben.

Wenn man nun gefunden hat, dass viel von dem Bösen aus Unwissenheit, Unverstand, Gleichgültigkeit, Schläfrigkeit herrührt, so hat doch der Erwachte ein gewisses Recht, die zu wecken, die schlafen. Und wenn er in der Eile schreit: es brennt, statt erst um Entschuldigung zu bitten, so ist kein Schade geschehen.

Und hat man wirklich einen Balken in seinem Auge, so macht der einem so viel zu schaffen, dass man kaum Zeit findet, sich mit dem Splitter im Auge des Nächsten zu befassen.

Fehlerhafte Menschen können gut gegen die Fehler des Nächsten predigen; wenn sie sich mitrechnen, so geht es. Aber Prediger, die verkünden, das Böse sei gut, das Gute sei böse, das ist die schlechtere Sorte, besonders wenn sie mit dem Anspruch auftreten, Märtyrer, Propheten und Heilige zu sein — ohne sich zu schämen!

Mitleid kann man ja haben, und hat es auch mit den Menschen, die leiden; aber den übermütigen Un-

terdrücker, der das Recht mit Füssen tritt, beklagen; oder den spionierenden Freund, der dir Gattin und Kind stehlen will, lieben; oder den, der dir Brot und Ehre nimmt, bemitleiden: das kann kein gesunder Mensch. Wer behauptet, es zu können, ist ein Heuchler oder ein stumpfer Tropf, der die Kraft verloren, dem Bösen zu widerstehen. Und das Gesetz Mose sagt ausdrücklich: Du sollst deinen Bruder nicht hassen in deinem Herzen, sondern ihn strafen, auf dass nicht seine Schuld über dich kommt. Das bedeutet unter anderm: Du sollst nicht falsche Freunde haben, indem du schweigst, denn das verdirbt dich und sie. Sondern du sollst zuerst gegen sie losbrechen, und dann mit ihnen brechen.

Brüder sollen einander strafen, steht in einer Epistel; und das tun sie auch! Sie predigen sowohl wie strafen, wenn es auch nur in einer Kneipe geschieht. Du brauchst dich also nicht zu genieren! Könnten sie schreiben, so täten sie es auch!

WIE EIN HUND BEHANDELT

Es gibt Menschen, die zur Welt kommen, um wie ein Hund behandelt zu werden.

Als jüngerer Bruder wurde er von den älteren wie ein Hund behandelt; wenn sie gefehlt hatten, beschuldigten sie ihn, und er kriegte Schläge.

Da, mit fünf Jahren, verfluchte er die Stunde seiner Geburt und wollte sterben. Aber er ging zuerst in die Küche und beklagte sich der Köchin gegenüber, die er für seine Freundin hielt. Sie verriet ihn sofort und erzählte den Eltern, das Kind habe sein Geständnis zurückgenommen, das ihm eben unter Marter abgerungen war. Das angebliche Verbrechen sollte darin bestehen, dass er, der Fünfjährige, aus dem Portwein der Alten getrunken habe! Ein fünfjähriges Kind sollte aus einer angebrochenen Flasche so viel Portwein getrunken haben, dass es zu merken war, während man dem Kind keinen Rausch angemerkt hatte! Das glaubten die Eltern!

Da wurde er wieder gemartert, und gezwungen zu bekennen, erstens, dass er den Portwein getrunken, zweitens, dass er eben gelogen, als er es leugnete.

Darauf mußte er um Verzeihung bitten, sowohl dass er den Wein ausgetrunken, wie dass er gelogen.

Dass er nachher nicht ein Lügner fürs ganze Leben wurde, zeigt wohl, dass er diese Anlage nicht besass.

Diese Marterszenen wiederholten sich mehrere Male.

Welchen Blick sollte dieses Kind auf Leben und Menschen bekommen? Zuerst wurde er ängstlich vor allem. War immer furchtsam, man würde ihn anklagen; spähte nach den Fehlern der andern, um zu sehen, ob sie gerecht waren.

Dann kam er in die Schule. Gewissenhaft und eingeschüchtert, lernte er immer seine Aufgaben, konnte

sie zu Hause, aber in der Schule konnte er sie nicht immer, weil die Lehrer an den Kindern immer etwas auszusetzen haben. So schlugen sie ihn wieder.

Aufs Land in eine Pension geschickt, kam er in schlechte Gesellschaft, wurde von einem älteren Kameraden in die öffentlichen Geheimnisse des Geschlechtslebens eingeweiht; und als das unschuldige Opfer hätte er beinahe den Verstand verloren, als er zum Bewusstsein erwachte, von welcher Natur die Handlung war und welche Folgen sie hatte.

Dann bekam er eine Stiefmutter und geriet in Verhältnisse, die ihn unter religiösen Grübeleien dem Selbstmord und dem Wahnsinn nahe brachten.

Keinem Menschen gegenüber konnte er sich beklagen, denn die Angehörigen gaben ihm immer unrecht, wenn er recht hatte und man ihm unrecht tat.

Er kam zur Universität, und man hatte ihm eingeredet, wenn er nur Student wäre, stände die ganze Welt ihm offen. Jetzt fand er sie im Gegenteil verschlossen, denn er hatte kein Geld für Bücher.

Und als er sein Tentamen machte, erhielt er keine gute Zensur, obwohl seine Kenntnisse grösser waren als die der anderen, die eine bessere Zensur bekamen.

Überall stiess er auf Widerstand. Da floh er die Gelehrsamkeit und wurde Schriftsteller. Als er jetzt Menschen und Leben schilderte, wurden sie so, wie sie sich ihm gezeigt hatten. Er machte sein Gesellenstück, und es wurde ihm verworfen. Lehrling mußte er bleiben, obwohl sich sein Gesellenstück dann besser als das von andern erwies; Lehrling bis zum dreissigsten Jahr.

Da hörte er auf, an einen guten Gott zu glauben, und war überzeugt, dass der Teufel die Welt regiere; was mit Christi Lehre „vom Fürsten dieser Welt“ stimmt, denn er lief nicht weltlicher Ehre nach, kroch nicht vor den Oberen, schmeichelte nicht.

Je besser er schrieb, desto weniger bezahlte man ihm, und desto mehr wurde er getadelt.

Als er sich verheiratete, nahm man ihm Weib und Kind, und zwar drei Male; und er wurde getadelt, weil er Weib und Kind „verlassen" habe. Das ist schön!

Als er mit sechzig Jahren seine Meisterwerke schrieb, wurden die so geschmäht, wie nie vorher, und er mußte bezahlen, um sie zur Aufführung zu bringen.

Während andere für ihre Arbeit bezahlt wurden, mußte er bezahlen; und wenn er bezahlt wurde, erhielt er weniger als die, welche schlechter schrieben.

Sein ganzes Leben wie ein Hund behandelt! Und die Menschen verlangten doch, er solle schön von ihnen schreiben! Das tat er zuweilen, dann aber waren es seine eigenen schönen Gedanken über eine Traumwelt, die es nicht gibt.

Zuweilen sprach er die Menschen frei, entschuldigte und erklärte ihre Schwächen; dann aber erhob sich ein Sturm von Vorwürfen, dass er die Moral lockere. Zuweilen schilderte er die menschliche Erbärmlichkeit missbilligend; dann erhob sich ein Sturm, dass er streng und ungerecht sei.

Mit einem Wort, wie er sich auch benahm, er wurde wie ein Hund behandelt!

Kann man ein solches Schicksal erklären?

Vielleicht fühlten es die Menschen in der Luft, dass er den Kompromiss der Gesellschaft und deren unwahre Natur entlarven werde. Aber als Kind konnte er doch nicht geahnt werden!

Es hatte wohl andere Ursachen, die wir nicht wissen, aber die Swedenborg geahnt hat!

In der Schule gab es ja solche Knaben, die alle wie Hunde behandelten. Ich erinnere mich besonders an einen, mit dem man „ulkte". Er war sanftmütig, hatte weder Schnabel noch Klauen, war auch

Philosoph; nahm alles hin, schlug nie zurück. Sein Vater war ein vermögender Schuhmacher, und das Gewerbe wurde zum Schimpfnamen für den Sohn benutzt. Er wurde von Klasse zu Klasse verfolgt; aber der Verstand wuchs, und er konnte sich schliesslich mit Worten verteidigen.

— Es wäre besser, du wärest tot! sagte er einmal zu seiner schlimmsten Zuchtrute, einem reichen Taugenichts.

Aber auch die Lehrer hielten seinen furchtbaren Ernst zum Narren. Sein Äußeres war nicht komisch, aber auch nicht sympathisch. Er war gewissenhaft, konnte immer seine Aufgaben, aber die Antworten waren unbeholfen.

Ein Jahr, bevor wir Studenten wurden, lud der „Hund" drei von uns, seine Kameraden, eines Abends zum Essen und Kartenspielen ein. Wir fanden einen höflichen, aufmerksamen Wirt mit guten, wohlwollenden Manieren. Wir entdeckten ihn, und als wir in der Nacht nach Hause gingen, fielen diese Worte:

— War das R. H.? Er hat doch keinen Fehler! Angenehm, würdig, ruhig, klug, witzig ohne Bosheit, ein guter Mensch! Und wurde in der Schule für einen Idioten gehalten!

Er wurde Student, aber seine Zuchtrute wurde es nie!

Er setzte seine Studien nicht fort, sondern trat ins Leben hinaus. Fand eine Stellung, allerdings eine bescheidene, aber doch immer als Vorgesetzter.

ÜBER ANSICHTEN

Mit Ansichten meint man im allgemeinen Gedanken, Meinungen, aber das Wort bedeutet wohl nur Gesichtspunkte, bei Leuten des Alltags. Wenn man daher weiß, welche Stellung ein gewöhnlicher Mensch in der Gesellschaft einnimmt, so kann man seine Ansichten im Kopf ausrechnen. Einer aus der Oberklasse sieht ja immer von oben das tiefer Stehende in Verkürzung, und einer aus der Unterklasse das höher Stehende in Verkürzung. In der Lehre von der Perspektive heißt der Gesichtspunkt der Oberklasse Vogelperspektive und der Gesichtspunkt der Unterklasse Froschperspektive.

Es ist klar, dass sich die Sache nicht ebenso ausnehmen kann, wenn man sie von oben oder von unten sieht. Und wenn einer aus der Oberklasse einmal die Froschperspektive anlegt, so ist das abnorm, nicht aufrichtig, und erregt Misstrauen; oder er ist ein Übergangener, ein Deklassierter, mit einem Wort ein Missvergnügter. Wenn einer aus der Unterklasse ein einziges Mal seine Klasse von oben sieht, so ist er ein Lakai, oder er ist zu Geld gekommen.

„Ansichten austauschen“ ist nur ein leeres Gerede, denn das kann niemand gutwillig tun; aber Ansichten ändern, das muss man, wenn sich der Gesichtspunkt ändert, das heisst, wenn einer aus der Oberklasse zur Unterklasse herabsinkt, oder einer aus der Unterklasse zur Oberklasse steigt.

Die Bürgerschaft der Mittelklasse hat einen unbestimmten, schwankenden Gesichtspunkt, der durch ihre Stellung zwischen Oberklasse und Unterklasse bedingt ist. Und darum wirkt die Mittelklasse unentschieden, charakterlos; und wird sehr oft Gegenstand des Hasses der beiden entschiedenen Klassen, weil sie nicht Partei ergreifen kann, was ja schwer ist.

Wenn man dann fragt, wer recht hat, wird geantwortet: jeder hat unrecht oder recht von seinem Standpunkt; denn beide sehen ja die Sache in Verkürzung, von oben oder von unten.

Die Mittelklasse müsste also den richtigen Blick auf die Sache haben, weil sie sie vom rechten Niveau aus betrachtet; aber davon wollen die andern beiden nichts hören.

Wenn man Nationalität, Religion, Alter, Geschlecht eines Menschen kennt, so weiss man im allgemeinen dessen Ansichten oder Gesichtspunkt. Ein Finnländer und ein Pole werden immer das gutmütige russische Volk für Spitzbuben halten; ein Protestant oder Heide wird immer glauben, die Jesuiten seien Meuchelmörder, obwohl der Orden von dem edlen Ignatius Loyola gestiftet wurde, um das Christentum zu retten; der Junge glaubt immer mehr vom Leben zu wissen als der Alte, obwohl er nichts weiss.

Eines Weibes Gesichtspunkt oder Ansichten in der Frauenfrage weiss man vorher; Rosa Bonheur hat dürftige Bilder gemalt (die Troyon und Breton viel besser gemacht haben), ergo ist das Weib ebenso begabt wie der Mann; wenn aber die Frau ihre Überlegenheit über den Mann zeigen will, überfällt sie ihn, ihren besten Freund, während des Schlafes und mordet ihn; das ist Überlegenheit im Bösen, was Unterlegenheit ist.

Entschiedene Parteimänner laufen in erregten Zeiten wie philosophische Systeme umher, angetan mit den Ansichten der Partei. Von diesem Standpunkt beurteilen sie Menschen, Nationen, Bücher, Zeitungen, sogar Kunstwerke, Theater und Musik.

Wenn du mit einem Sozialisten über einen abwesenden Menschen sprichst, so blinzelt er erst und

überlegt eine Sekunde, ob der Abwesende dafür oder dagegen ist, und gleich ist sein Urteil fertig:

— Das ist ein Bube! Das ist ein guter Kerl! Summarisch nur!

Sieht er ein Schauspiel, so ist es ein Meisterwerk, wenn der Arbeiter gelobt wird und der Kapitalist unsympathisch ist, oder wenn nur ein Parteifreund das Stück geschrieben hat.

Etwas so Unschuldiges wie ein gemaltes Bild nimmt eine andere Färbung an, wenn es von einem Parteifreund gemalt ist. Farbe und Zeichnung werden meisterhaft, auch wenn sie elend sind.

Auf diese Weise werden so viele falsche Werte ausgegeben, falsche Münzen, falsches Ansehen; falsche Grössen werden gekrönt und wirkliches Verdienst herabgesetzt.

Im Reichstag weiss man ja, dass ein halbwegs geborgener Landmann Agrarier ist und mit den Mitteln des Staates sparsam umgeht; dass ein Militär (falls nicht übergangen) der Ansicht ist, die Verteidigung müsse beständig verstärkt werden; ein Artillerist hält den Bau von Festungen für notwendig; ein Marineoffizier will die Flotte vergrössert sehen; der höhere Beamte will mehr Regierung und strengere Gesetze haben; und so weiter.

Die heftige Liebe zu den Japanern hat mindestens zwei Ursachen. Die erste war der Russenhass, die zweite der Christenhass der Heiden. Die Japaner sollten den Heiden als Anschauungsmaterial dienen, um zu zeigen, wie es Kultur ohne Christentum geben könne. Aber die Kultur äusserte sich in Schlachtschiffen und Sozialismus, Streichhölzchen und Zylinderhüten, Darwinismus und Frauenfrage. Das war eine Tendenzsympathie, die sich nicht verminderte, als man die Opferpriester mit grossen

Messern in den Händen sah; oder als man hörte, dass der Kaiser und die ganze Nation Spiritisten seien, die mit den Geistern der Abgeschiedenen sprachen.

Bei einer unvernünftigen Sympathie drückt man ein Auge zu vor den Inkonsequenzen oder leugnet die Tatsache.

Wenn nun der Mensch *seine* Zeitung liest, so erfährt er nichts Neues, sondern nur, was er schon gewusst hat; alles, was die Sache in ein anderes Licht rücken könnte, ist ausgelassen, ignoriert, gefärbt. In den Zeitungen der andern steht etwas ganz anderes, oder das Gegenteil, wenn man rückwärts liest.

Ebenso ist es mit den Büchern. Jeder liest seine Dichter, bei denen er seine Ansichten ausgedrückt findet; die andern Bücher liest er nicht; auf die Art kommt er nie aus seiner Tauchertracht und seiner Luftblase.

Treffen sich Menschen von verschiedenen Ansichten und Lagern, so geraten sie entweder in unfruchtbaren Streit oder sie schwatzen Unsinn. Überzeugt wird niemand, auf Gründe hört niemand, nicht einmal tatsächliche Aufklärungen nimmt jemand an, und sie trennen sich, ebenso klug wie vorher.

Treffen sich Menschen vom selben Lager und denselben Ansichten, so haben sie einander nichts zu sagen, weil sie die Ansichten des andern im voraus kennen. Dann setzen sie sich hin und spielen Karten oder machen Musik, und das ist ebenso gut.

Mit einem Wort, die Ansichten liegen hinten in einer Spinndrüse, und von dort werden Fäden und Netze gesponnen, wenn es nötig ist.

Als der grosse Tichborneprozess 1866 in England eröffnet wurde, teilte sich die Menschheit sofort in Lager mit bestimmten Ansichten über Ortons Echtheit. Obgleich Untersuchung und Urteil erst 1874 abgeschlossen wurden, hatte der Unterpfarrer von Rösbo schon 1868 sein Urteil fertig: „Orton ist Erbe.“ Der Kronvogt von Almsätra, tausend Meilen von der Gerichtsstelle, war dagegen zu einer entgegengesetzten Ansicht gekommen, weil er als Jurist und Steuererheber so viel Betrügereien bei Bezahlung der Steuer und Teilung der Erbschaft gesehen hatte. Jeder spann sein Netz und blieb darin sitzen. Als Orton 1874 zu vierzehn Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, schickte man Bittschriften von der ganzen Erde aus, auch von Rösbo, „für den Märtyrer der englischen Heuchelei und des elenden Prozesswesens“.

Erst 1895 gestand Orton, dass er ein Betrüger und der Sohn eines Schlächters aus Wapping sei.

Das überzeugte die Petitionäre für seine Unschuld nicht, sondern sie meinten, er habe den Verstand verloren.

Auch im alltäglichen Leben laufen die Menschen mit fertigen Ansichten herum. Wenn man in gemischter Gesellschaft ein gleichgültiges Begebnis erzählt, so wird es gleich durch verschieden gefärbte Gläser gesehen. Man kann auch, ohne es zu wollen, einen Sturm von Leidenschaften erregen, wenn man einen unbekannten Kontakt berührt hat, der Ströme von uns unbekannten Interessen schliesst. Wir verstehen nicht, „warum der Mensch so böse wegen nichts wurde“; aber der Eingeweihte weiss, wo der Knopf zum „Widerstand“ sass.

Eine andere gleichgültige Tatsache wird erzählt. Jeder holt und zieht sie nach seiner Seite; das

Bedeutungslose wird reichswichtig, die Tatsache wird entstellt, gedeutet, gefärbt; zu den Zwecken eines Jeden benutzt, auch zu denen, die sich durchaus widersprechen.

Wer die Tatsache aussprach, gab nur die Wolle; die andern spannen allerhand Garn, und dann webten sie Gewebe oder Netze, um die Seelen voneinander zu fangen.

Es ist also die Selbstsucht oder die höllische Herrschsucht, die alle Urteile fälscht.

Der Weise und der Religiöse sucht sein Urteil von Stellung, Interesse und Leidenschaften freizumachen.

Brutus verurteilt seinen Sohn zum Tode, Dante seinen Lehrer zum Inferno. Der Religiöse allein hat den Mut, seine Irrtümer abzuschwören und zu gestehen: ich habe unrecht gehabt.

Richter, Staatsmann und Regent sollten immer über Interessen und Leidenschaften stehen; dann würde der Staat gelenkt werden wie ein Dampfer, unabhängig von den Winden; dann würden Urteile gefällt, die unabhängig von Verwandtschaft und Freundschaft sind. Aber nur vor Gott kann man auf sein Selbst verzichten; es dem Feind zu Füssen legen, auch wenn dieser recht hat, ist so schwer, weil der Feind beinahe niemals edelmütig ist, dass es das Schwerste von allem wird. Man glaubt ihm einen schlechten Dienst zu leisten, wenn man einräumt, dass er recht hat: dann schwillt sein Hochmut, und seine Grausamkeit wächst. Und nicht Verlangen nach Wahrheit hat ihn getrieben, sondern Lust, recht zu behalten und zu ducken; und die Menschen sind so, dass sie sich mit ihren Ansichten für gleich erachten; und wenn sie dafür kämpfen, so ist die Triebfeder der Wille zur

Macht oder der Wunsch, drücken und treten zu können.

Darum fordern sie auch, man „solle fremde Ansichten achten". Mit fremden meinen sie nur ihre eigenen Ansichten, denn s i e achten niemals fremde.

HÖHERE EXISTENZFORMEN: DIE TOTENINSEL

Man hat den Missvergnügten oft gefragt, wie er sich einen besseren Zustand, ein seligeres Dasein denke. Swedenborg hat selige Zustände auf andern Erden geschildert, und wenn ich daraus die nächste Daseinsform konstruieren sollte, würde es so sein.

Der Körper aus einer feineren Materie geschaffen, und die Nahrungsstoffe so subtil, aus Pflanzen allein, dass sie vollständig für den Unterhalt des Körpers aufgebraucht werden, also keinen Rest lassen. Die Verdauung mit ihren unschönen Umständen bliebe also aus, und die Absonderung geschähe nur durch Ausatmung von Wasserdämpfen und reinen Gasen.

Das wäre ein reines Leben. Die Pflanzen, von denen man lebte, brauchten nicht gedüngt werden, und Vieh wäre nicht vorhanden, da die Bäume Milch, Früchte, Honig, Wein geben.

Die Luft würde natürlich eine andere Zusammensetzung haben, die Gesetze der Schwere andere sein, so daß man sich durch Atemholen, das die Luft des Körpers verdünnt und sein eigentliches Gewicht vermindert, bewegen könnte.

Der Tag hätte neun Stunden, und das Leben reichte nur dreissig Jahre. Zwei Stunden Arbeit, eine Stunde Mahlzeit, zwei Stunden Unterricht und Vergnügen, vier Stunden Schlaf.

Die Menschen wohnten in reinen schönen Hütten, deren Dächer offen wären, damit die Menschen die Sterne wandern sehen könnten.

Sie lebten in Paaren, Mann und Weib, und wären glücklich, einander nahe zu sein; aber sie erzeugten keine Kinder, denn dies wäre nur eine Station, die nächste nach dem Tod vom Erdenleben.

Diese ganze Station bestände aus Inseln, die schwimmen in einem Etwas, das Luft oder Wasser sein könnte. Die Berge beständen aus allen schönen Steinarten, wären aber nur Gleichnisse. Da die Inseln umherschwimmen würden, änderte sich die Aussicht beständig; Reisen würden deshalb unnötig. Auf jeder Insel gäbe es eine Burg, auf der Wächter, Helfer und Lehrer wohnten.

Hier leben nun gute Menschen, die das Erdenleben beendigt und die Prüfung bestanden. Sie haben es schwer im Leben gehabt, sind in Laster und Verbrechen herabgezogen, haben aber einen solchen Abscheu vor dem Bösen bekommen, dass sie sich dem Guten zugewandt haben. Von dem menschlichen Tierkörper und von böse und unwahr befreit, sind sie schön und rein. Sie sind halb durchsichtig, so dass sie nichts verbergen noch lügen können.

Hier ruhen sie aus nach den Schrecken des Lebens. Die Arbeit mit dem Garten ist nur ein schönes Spiel, geschieht bei Wanderungen am Strand, unter Laubgewölben, unter Blumen und singenden Vögeln von höherer Schönheit, als wir uns denken können.

Sie werden jetzt von Lehrern darin unterrichtet, was der Sinn ihres vergangenen Erdenlebens gewesen ist. Warum sie von diesen Eltern und unter diesen Bedingungen erzeugt worden? Sie erfahren die Ursachen, warum ihr Verkehr so gewesen, ihre Lehrer gerade diese.

Das ganze seltsame Gewebe des Lebens wird aufgetrennt, und sie sehen die Fäden in ihrem Schicksal. Warum sie diese Handlung, die sie missbilligten, haben begehen müssen; warum andere sie ungerecht haben quälen dürfen.

Mit jeder Erklärung löst sich ein Band der Bitterkeit; Licht und Versöhnung breitet einen

stillen Schein über die furchtbare Vergangenheit. Sie verzeihen in ihrem Herzen ihren Feinden, ja segnen sie zuweilen. Alles, auch das Entsetzlichste erscheint in einem versöhnenden Licht; und damit, nur damit werden ihre hässlichen Erinnerungen, von denen sie niemals glaubten frei werden zu können, ausgetilgt.

Sie weinen vor Freude und geraten in Entzückung. Das haben sie sich nicht denken können: dass eine Versöhnung mit der Vergangenheit möglich sei.

Und sie loben Gott bei Sonnenaufgang, dass er ihnen diese Gnade gewährt habe; denn früher haben sie nur gewünscht, sie könnten alles vergessen, was sie erlebt.

Hier sind keine Bösen und keine Unwahrhaften.

Sobald aber jemand die Neigung zeigt, zum Alten zurückzukehren, wird er entfernt, entweder durch einen schmerzfreien Tod oder durch Zurücksendung nach Armageddon, wie sie die Erde nennen.

Unterricht in den sogenannten Welträtseln, der Kosmogonie, Theogonie, Philosophie oder den Wissenschaften können sie hier nicht erhalten, denn dazu reicht ihr Verstand nicht aus. Aber eins dürfen sie wissen: alles, was sie in Wissenschaft auf Erden gelernt haben, ist falsch, aus Strafe, weil sie wie Gott wissend werden wollten.

Das ist die Ruhestation oder die Sommerferien oder der erste Tod; und die Tage sind ihnen so kurz wie ein Fest. Sie sehnen sich nach dem morgenden Tag, um mehr von ihrem Schicksal zu erfahren und dadurch sich mit der Vergangenheit auszusöhnen; die war doch der einzige Weg zu Friede und Seligkeit, um den Glauben an den guten Gott und die Hoffnung auf ein besseres Leben wiederzugewinnen.

Mit dreissig Jahren entschlafen sie eines Nachts, ohne es zu wissen, um an andern Orten weiter erzogen zu werden, in Weisheit, Liebe, Glauben und Hoffnung!

Ist es nicht sowohl reizvoll wie befriedigend, sich „Die Toteninsel“ so zu denken?

EIN BESONDERES BLAUBUCH
1912

Die Menschen haben immer gewusst, dass sogenannte undurchsichtige Körper nur bis zu einem gewissen Grade das Licht nicht durchdringen lassen oder nicht leiten. Die menschliche Hand ist ja verhältnismäßig undurchsichtig und wird deshalb benutzt, um die Augen vorm Lichte zu schützen. Aber schon Kinder haben entdeckt: wenn man die Hand auf eine bestimmte Art gegen das Lampenlicht oder die Sonne hält, so ist die Hand recht durchsichtig; man kann die Knochen und den leeren Raum in den Gelenken sehen.

Französische Gelehrte des 18. Jahrhunderts hatten diese Beobachtung auch benutzt und sie so entwickelt, dass sie starkes Licht durch ein Loch auf einen Schirm fallen liessen und damit mitten durch lebende Dinge sehen konnten.

Wer sich die Mühe machen will, die Hand vor eine einzige brennende Glühlampe zu halten, kann die Knochen in der Hand sehen; und macht er einen schwarzen Punkt auf die eine Seite der Hand, so scheint der mitten durch die Hand. Das sind Röntgenstrahlen, da die Glühlampe ja Kathodenstrahlen (und Anodenstrahlen?) gibt.

Man betrachte diesen Stichling, im Aquarium photographiert, wahrscheinlich bei elektrischem Lichte, und man sieht das Skelett und die Eingeweide durchscheinen.

Man mache dann den Versuch mit dem Finger unten im Wasser, nachdem man die Lichtquelle richtig angebracht hat; dann wird man sehen, dass der Finger ebenso durchsichtig wird wie mit dem Röntgenapparat. Damit hat man 2000 Kronen gespart, denn soviel kostet ein Röntgenapparat; aber man bekommt nicht Nobels 150 000 Kronen für die Entdeckung, weil sie zu einfach ist.



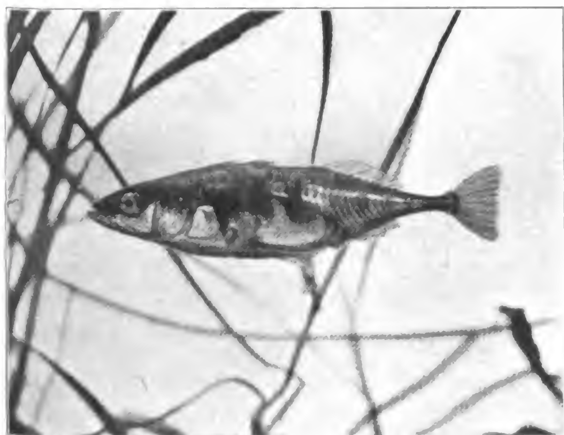
Wenn man einen kleinen Nagel in reines Wasser legt, bei starkem Oberlicht, das aber schräg einfällt, so kann man mit dem Mikroskop die Struktur des Nagels sehen, die Fasern, aus welchen er gezogen ist und die den Spiralgefässen der Pflanze gleichen.

Ich liege im Bette und lese, mit dem Glase; das elektrische Licht fällt schräg von oben ins Buch und auch auf die innere Seite des Glasbogens.

Betrachte ich den Bogen des Glases (der aus Stahl ist), so ist dieser jetzt durchsichtig. Ich sehe die Struktur der Fasern; und halte ich einen Bleistift in einiger Entfernung, so ist dieser vollständig zu sehen, nicht unterbrochen vom Stahl des Bogens. Also ist der Stahlbogen durchsichtig. Aber hier muss man wohl die Brennweite als Faktor mitrechnen, denn die Entfernung zwischen Auge und Bogen ist nur ungefähr ein Zentimeter.

Da von der Brennweite die Rede ist, muß man einen Umstand bei den Kathodenstrahlen beachten. Wenn man die photographische Kamera benutzt, zeigt sich ja das Bild erst im Brennpunkt. Die Strahlen sind also ja unsichtbar zwischen Linse und Visier; aber niemand spricht in diesem Falle von unsichtbaren oder dunkeln Strahlen.

Bei den Kathodenstrahlen wieder ist man erstaunt, dass die Strahlen nicht auf dem Wege zu sehen sind, sondern erst als phosphoreszierend in der Geissler-schen Röhre auftreten. Aber ich sehe ja weder die Strahlen der Sonne noch der Lampe, bevor sie einen Gegenstand, Staub, Regentropfen, Luftfeuchtigkeit





usw., treffen. Warum erstaunt man über eine so einfache Erscheinung?

Wann werden opake Gegenstände durchsichtig? Wahrscheinlich wenn die Strahlen in einem bestimmten Winkel fallen (Einfallwinkel = Reflexionswinkel).

Das zweite Bild ist mitten am Tage und bei trüber Luft aufgenommen. Die Figur im Vordergrunde ist eine Frau, deren Kleider durch einen Zufall unsichtbar geworden sind. Man kann zwei Ursachen vermuten. Entweder sind die Kleider durch Totalreflexion (siehe die Physik) unsichtbar geworden, oder dadurch, dass sie die Strahlen durchgelassen haben.

Für die Pflanzenphysiologie, die gegenwärtig so niedrig steht, wäre ein Aquarium, mit zarten durchsichtigen Gewächsen und elektrischem Licht nebst einer starken Lampe, völlig genügend, um den Kreislauf, den man für unbekannt halten kann, zu studieren. Besonders müsste man nachsehen, ob die Spiralgefässe irgendeine Systolediastolebewegung ausüben, ohne welche das Steigen des Saftes schwer zu erklären ist.

Kleine Fischbrut, die an sich recht durchsichtig ist, müsste man auch in Aquariumbeleuchtung beobachten, wo es eine Gelegenheit gab, den geheimnisvollen Verlauf der Verdauung zu untersuchen.

Ein Skioptikon mit Absorptionsgefäss (siehe Spektralanalyse) wäre vielleicht noch geeigneter, um nicht das Solarmikroskop zu nennen.

Die Natur ist homogen, erzeugt keine Spezialstoffe (die 400 Kronen Zoll das Gramm kosten). Das Licht ist eins, ein und dasselbe, die Quelle mag sein, welche sie will, und Spezialstrahlen gibt es nicht, weder Röntgen- noch Becquerel- noch Radiumstrahlen.

DER RADIUMSPEKTAKEL.

Die letzten Nachrichten (in der „Woche“) konstatieren, dass Radium jetzt pro Gramm 50 000 M. kostet. Vom Erz Pechblende kosten 50 Kilo (Ant. Sj.) oder der Zentner 1000 Kronen. Von 60 Zentnern Erz erhält man 333 Milligramm Radium (Soddy, Dominik). Aber es gibt ein A-Radium, von dem (höre genau zu, denkende Menschheit!) in 60 Zentnern Uranerz (Pechblende) nur ein Milliontel Milligramm existiert.

Ferner! Diese 333 Milligramm Radium können nur 2500 Jahre „leben“ und haben sich dann verflüchtigt. Aber das A-Radium lebt nur (wie das Streichhölzchen) 4 und $^{3}/_{10}$ Minuten. In 4,3 Minuten ist ein Milliontel Milligramm verpufft.

Uran selbst lebt $7^{1}/_{2}$ Milliarden Jahre.

Wenn nun der Verfall beginnt, so geht er in alphabetischer Ordnung bis hinunter zu F, dann zu G, das ganz einfach Blei ist, „das zu strahlen aufgehört hat“. (Lies die „Woche“, Jahrgang 1910, Nr. 18, Menschheit, und versuche dann zu erwachen, wenn du kannst!)

Die Stockholmer Zeitung „Dagens Nyheter“ schreibt am 25. Juli 1904:

„Es gibt kein Radium. Die allerneueste Entdeckung ist, dass Radium, über das man soviel geschrieben hat, ganz einfach nicht existiert. Radium ist, behauptet man, keineswegs ein einfaches, unteilbares Element wie Gold, Eisen, Kohle u. dgl., sondern ein Amalgam, das mit der Zeit von selbst in seine primären Bestandteile zerfällt. Professor Curie hat selbst zugegeben, dass er niemals reines Radium habe erhalten können, aber er glaubt doch, der Grund sei nur in den grossen Kosten zu suchen, welche die Herstellung von reinem Radium verursachen würde. Aber auf der anderen Seite hat

Curie erklärt, die Theorien, Radium existiere nicht als einfaches Element, seien nicht aufrecht zu halten und könnten nicht bewiesen werden. Vielleicht, sagt er, gibt es überhaupt kein einfaches Element, und vielleicht verwandelt sich das Radium mit der Zeit in ein anderes."

Es gibt kein Radium! Und doch bekommt es den Nobelpreis, kostet 50 000 Kronen pro Gramm und 400 Kronen Zoll pro Gramm.

Aber „Niewenglowski fand, dass Schwefelkalcium ausser den sichtbaren Strahlen auch solche aussandte, die Lichteindrücke auf der photographischen Platte machten, quer durch lichtdichtes Papier und Metalle".

„Troost (an der Sorbonne) stellte dieselbe Fähigkeit bei hexagonalem Schwefelzink fest."

„Bergman fand, dass sogenannte selbstleuchtende Farbe auch die Fähigkeit besitzt, Strahlen auszusenden, welche dünne Blätter von Stoffen zu durchdringen vermögen, die das Sonnenlicht nicht durchlassen."

Gustave Le Bon fand, dass die Petroleumlampe dieselbe Wirkung hatte.

(„Kann man auch machen!")

Als Freund die Radiumstrahlen drei Tage lang wirken liess, „zeigte die Haut eine Röte, die doch so unbedeutend war, dass es ihm wahrscheinlicher vorkam, die Reizung komme von dem dabei angewandten Heftpflaster". (NB!)

„Auch Grouwen stellte Versuche an sich selbst an, das Ergebnis war aber auch negativ." (NB!)

„Früher bereits hatte Danyss Versuche mit jungen Ratten gemacht, denen er kleine Glasröhren mit Radiumsalz am Gehirn und Rückenmark unter die Haut schob. Diese Ratten starben infolge der Versuche.“ (Sie wären wohl von den leeren Glasröhren auch gestorben.)

Aschkinass und Caspari spritzten einem milzbrandkranken Kaninchen ein Milligramm Radiumbromid ein, vier Male im Laufe eines Monats. Das Tier (der Patient) starb — aber der Milzbrand war geheilt.

Solche Pferdekuren sind sicher verboten im Bürgerlichen Gesetzbuche!

U. s. w.

Swedenborg sagt an einer Stelle ungefähr: Schriftgelehrte von dieser Welt, die Licht und Wahrheit hassen, wenden die ganze Schärfe ihres verdunkelten Verstandes an, um mit logischen Zauberkünsten, Fehlschüssen, Sophismen denen, die neue Wahrheiten entdecken, Sand in die Augen zu streuen; denn diese neuen Wahrheiten sind gefährlich für den herrschenden Irrtum.

Wenn man ihre Sandsorten sammelt, so sind ihrer nicht viele, und wenn man auf die trockenen Körner bläst, so gehen sie fort.

Im Laufe von dreissig Jahren habe ich eine kleine Waffensammlung angelegt; ich will sie jetzt denen zur Verfügung stellen, die in die Nähe ihrer Jagdnetze geraten sind, in denen sie selbst zuweilen hängen blieben.

In der Wissenschaft der Wissenschaften, der Mathematik, wird beständig geantwortet: eine Methode der Erfahrung taugt nichts, weil sie nicht wissenschaftlich ist. Nun müsste man ja doch bei der Prüfung den Begriff „wissenschaftlich" definieren können; aber das kann man nicht, und darf es nicht, weil es eine Variabel ist, die sich nach dem Gutdünken des Professors oder nach den geltenden Lehrsätzen seines Syndikats verändert. Die Schriftgelehrten bilden nämlich heimliche Syndikate, Zysten, die einander zu Autoritäten ernennen, um dann den Stoff unbeschränkt zu beherrschen; und diese Zysten werden bei Beförderungen unter dem Namen von Sachverständigen benutzt.

Wenn ich einen Mathematiker treffe und nur davon spreche, dass ein Kreis in ein Quadrat verwandelt werden kann, so antwortet er, Schuljungen pflegen sich mit diesem sinnlosen Problem zu beschäftigen.

— Ja, ich weiss; wenn aber im „Handbuch für Ingenieure“ steht, „einen Kreis zu quadrieren (Näherungswert)“, so ist es wohl möglich, wenn die ganze mathematische Formel angegeben wird.

— Das ist nicht wissenschaftlich.

— Wenn die Art des Ingenieurs praktisch auszuführen ist, so bedeutet wissenschaftlich wohl etwas Unpraktisches?

— Das ist nur Näherungswert.

— Gut, wenn aber in Ihrer höheren Mathematik die meisten Logarithmen irrationale Zahlen sind und $\pi = 3{,}1415\ldots$ ein Näherungswert ist, ohne dass die höhere Analysis darum unwissenschaftlich wird, so kann man doch die Methode des Ingenieurs, die auf den Näherungswerten Ihrer Wissenschaft fusst, nicht verwerfen.

— Wir können beweisen, dass das Problem unlösbar ist . . .

— Swedenborg sagt auch: ihr könnt alle Falschheiten beweisen, wenn ihr mich nur dahin bringen könnt, die Voraussetzung anzunehmen oder die Voraussetzung so unbegreiflich zu machen, dass ich sie annehmen muss, um mich nicht der Unwissenheit zu schämen.

Jetzt kommt das Unbegreifliche! Das Problem soll sowohl gelöst sein, wie gleichzeitig unmöglich gelöst werden können! (Siehe Encyclopaedia Brittannica.) Und liest man die Geschichte der Quadratur des Kreises, so ist das einzige, was dabei herauskommt: der böse Wille, die Absicht, eine einfache Tatsache zu verbergen.

Dass Schulknaben getadelt werden, wenn sie dieses vernünftige Problem lösen wollen, ist Bosheit; denn Euclid hat ihnen schon (XII, und 2) den Weg gezeigt: bei ihm können sie lernen, dass sich Kreise zueinander verhalten wie die Quadrate der Durchmesser.

Das ist keine Lösung, aber ein Weg und eine Andeutung, dass ein bestimmtes Verhältnis zwischen einer vierseitigen Figur und einer Kreisfläche Sinn hat.

Gyldén findet keine Schwierigkeit in dem Problem, sondern löst es so (in der Astronomie):

„Die Länge der Seite des Quadrats, dessen Flächeninhalt dem des Kreises gleich ist, findet man, indem man die Quadratwurzel aus der Zahl sucht, die jenen Flächeninhalt angibt, nämlich aus πr^2. Diese Quadratwurzel erweist sich denn als:

$$r\sqrt{\pi u} = r \,.\, 1{,}77245$$

$$\text{oder ungefähr} = r\frac{904}{510}$$

„In dieser einfachen Formel liegt die Lösung des berühmten Problems, des Kreises Quadratur oder Flächeninhalt zu finden."

Dieselbe Orakelantwort erhält man, wenn man den Winkel in drei gleiche Teile teilen soll. Zuerst erfährt man, dass das Problem gelöst ist, dann wird bewiesen, dass es nicht gelöst werden kann.

Der Knabe, der gelernt hat, dass Winkel vom sinus oder Bogen bestimmt werden, sucht natürlich den sinus oder Bogen in drei gleiche Teile zu teilen. Nun aber beweist der Lehrer das Gegenteil auf folgende sonderbare Art:

„Analytisch ausgedrückt, führt es nämlich, wenn der ganze Winkel 3α genannt wird, zu der Gleichung:

$$\sin 3\alpha = 3 \sin \alpha - 4 \sin^3\alpha$$

die nach $\sin \alpha$ gelöst werden soll. Da aber in den Wurzeln zu dieser Gleichung $\sin 3\alpha$ unter dem Kubikwurzelzeichen auftritt, das nicht fortgeschafft werden kann, und da Kubikwurzeln geometrisch nicht anders konstruiert werden können (hört!) als mit Hilfe von Kreisen und geraden Linien, folgt

daraus (?), dass die trisectio anguli in ‚beschränktem (!) Sinne' einen Widerspruch enthält."

Jetzt will ich an Stelle des Knaben antworten!

„Wenn der analytische Ausdruck „so beschränkt" ist, übergehe ich ihn und bleibe bei der ersten vernünftigen Lehre stehen, die der Lehrer im selben Artikel gibt (Nordisches Familienbuch 1898, Trisectio): „Einen Winkel in drei gleiche Teile zu teilen, kann auf viele verschiedene Arten geschehen (schön!), z. B. mit Hilfe eines Kreises und einer Hyperbel."

Da dies auf viele vernünftige Arten geschehen kann, warum soll ich denn beweisen, dass es nicht auf eine unvernünftige Art geschehen kann?

Weiter. „Wenn ich den Winkel 3α nenne." Warum soll ich ihn gerade so nennen, wenn es eine Schlinge ist? Ferner: Warum kann ich nicht ein Kubikwurzelzeichen wegschaffen? Wenn nicht, warum soll ich mich einem aussetzen?

Schliesslich kroch der Wurm selbst aus dem Kernhause heraus: „Trisectio anguli enthält in ‚beschränktem Sinne' einen Widerspruch." Da haben wir die Beschränkungen, das Hindernis der Beschränkten, wenn es sich um eine Aufklärung handelt, welche die Erfahrung bestätigt hat!

Die Astronomen benutzen auch einige Sandsorten, ausser den gewöhnlichen: „wissenschaftlich" — „in beschränktem Sinne". Wenn man fragt, warum die Bahnen der inneren Planeten, auch der Erde, als Kreise berechnet werden, obgleich sie Ellipsen sind, was Keplers grosse „Entdeckung" war, so antworten sie: „Die Exzentrizität in der Ellipse ist so gering usw." Aber, dann ist es keine Ellipse; und da die Berechnung von Ellipsen eine ganz andere ist als die von Kreisen, so habt ihr entweder falsch gerechnet oder Keplers Entdeckung hat sich als falsch erwiesen,

obwohl er die Kreise, Zykloiden und Epizykloiden gestürzt zu haben behauptete.

Das war der Sand: „so gering“.

Dann frage ich: Warum werden die Sterne kleiner im Fernrohr, da sie nach den Gesetzen eurer Physik vergrössert werden sollten? Antwort: Die Entfernung ist unendlich.

Gegenantwort: Das ist eine Lüge, denn erstens habt ihr die Entfernungen (in Lichtjahren) gemessen, zweitens ist die Entfernung nicht unendlich, da wir die Sterne mit unsern endlichen Augen sehen können.

Das war der Sand: „zu gross“.

Dann kommen die Sandsorten „Erschütterungen“ und „Störungen“.

Als Keplers Gesetze streng angewandt werden sollten, stimmten die Rechnungen nicht. Da schob man die Schuld auf Störungen oder Erschütterungen, und dann verrückte man die Ziffern, ein wenig hier und ein wenig dort.

Nicht einmal Keplers drittes Gesetz bleibt unbehelligt. Titius-Bodes' Zahlen stimmen auch nicht mit der Formel, vielmehr muss man die wirklichen Werte daneben setzen.

Hat man berechnet, dass ein Komet zu einem bestimmten Zeitpunkt wiederkehrt, und bleibt er dann aus, so unterliegt er Störungen.

Und als im vorigen Herbst ein magnetischer Orkan über die Erde zog, schrieb man diesen dem Maximum der Sonnenflecke zu. Um sicher zu gehen, fragte man einen grossen Astronomen, und der gab folgende Orakelantwort:

— Ja, das ist ganz richtig! Allerdings (!) befinden sich die Sonnenflecke jetzt (als der Orkan herrschte) in einem Minimum . . .“

Höre, Menschheit! Allerdings ist es ein Minimum, aber das Maximum ist die Ursache . . .

Und eure Söhne werden Lüge prophezeien; und

euren Lügenpropheten wird man glauben, weil sie nicht die Wahrheit liebten!

Der Astronom neigt auch dazu, unangenehme Wahrheiten, die doch gleichzeitig wahr sind, auszulassen. Eine Sache kann nämlich auf mehrere Arten aufgefasst werden. Keplers Gesetzen, zuerst in „Nova Astronomia“ erschienen, waren andere Gesetze vorausgegangen, im „Mysterium Cosmographicum“; und diese Gesetze sind ebenso interessant oder noch interessanter. Da rechnet er die Planetenbahnen nach Vielecken aus, mit umschriebenen oder eingeschriebenen Kreisen.

Aber Titius-Bodes' Zahlen zeigen, wie die Planeten in geometrische Progression gestellt sind.

In diesem Blaubuche habe ich früher gezeigt, dass die Zahlen der entfernteren Planeten Quadrate der Zahlen der näheren sind; auch dass einige in harmonischer Teilung stehen.

Seitdem habe ich eine neue Reihe gefunden: die zeigt, dass der Umlauf eine Funktion der Dichtigkeit ist, wenigstens für die inneren Planeten.

Dichtigkeit des Merkurs $= 4{,}4 = \times 10 = 44$.

Umlauf des Merkurs $= 88 = 44 \times 2$.

Dichtigkeit der Venus $= 5{,}6 = \times 10 = 56$.

Umlauf der Venus $= 224 = 56 \times 2 \times 2 = 56 \times (2)^2$.

Dichtigkeit des Mars $= 4{,}2 = \times 10 = 42$.

Umlauf des Mars $= 686 = 42 \times (4)^2$.

Und so weiter.

Also Umlauf = Dichtigkeit $\times$ 10 und dann $\times$ 2, $(2)^2$, $(4)^2$.

Diese *anderen* Verhältnisse kann man ebenso beweisen; jedes könnte ein neues System ergeben, das geprüft werden müsste, ob es mehr oder besser als die andern erklärt, ohne darum die andern abzulösen oder zu stürzen.

Die Chemiker gebrauchen eine andere Sorte.

Wenn man bei der Analyse bekannter Stoffe fremde findet, die man nicht erwartet, so werden diese Verunreinigungen genannt.

Als Berzelius basisches schwefelsaures Uranoxyd von Joachimsthal in der grünen Varietät vor das Lötrohr legte, erhielt er mit Soda Kupferoxydul, ohne dass das Mineral Kupfer enthielt.

Basisches Chlorkupfer ergab Eisenreaktion, aber ehe das Kupfer beim Abkühlen hervortrat.

Wenn ein Chemiker leugnen will, dass die Grundstoffe verwandt sind, so zieht er die Dezimalbrüche der Atomgewichte heran. Will er wieder seine unsinnige Lehre beweisen, so streicht er die Dezimalbrüche.

Wenn das apokryphe Radium zu apokryphem Helium wird, so ist für das Syndikat von Joachimsthal bewiesen, daß die Grundstoffe verwandt sind; wenn aber Eisenvitriol Gold wird, dann verhält sich die Sache anders. Und die Atomgewichte, die man zu inneren Eigenschaften rechnet, rechnet man jetzt zu äusseren.

Die Alchemisten und alle Völker des Altertums kannten das Gold nicht an der Farbe, sondern an seinem eigentlichen Gewicht (das ist das Atomgewicht × 10; des Goldes eigentliches Gewicht = 19,7; Atomgewicht = 197). Und sie erkannten das Gold auch daran, dass es von Luft, Wasser, Säuren und „Lauge“ nicht angegriffen wurde.

Diese Eigenschaften des Goldes heissen jetzt äussere, obwohl sie die allerinnersten konstituierenden Eigenschaften des Metalls, wie sich die Atome verhalten, betreffen. Dies ist physikalische Chemie, die jedoch von den äusseren physischen Eigenschaften der Stoffe handelt, wie sie vom elektrischen Strom geschieden werden, was jeder Goldschmied fertigbringt; diese „physikalische Chemie“ müsste also zu den Gewerben gehören, nicht zu den Wissenschaften.

Und zwar trotz der dummen Kateridee von den Ionen, welche die Elektrolyse vom Gewerbe der Galvanoplastik zur Wissenschaft erheben sollte.

Diese neue Wissenschaft wird kurz und beredt DT genannt. Mit DT meint Kipling etwas anderes, das im Zusammenhang mit Whisky steht, aber mit DT meint die physikalische Chemie die Dissoziationstheorie; das ist die alte Beobachtung, dass gewisse Stoffe, wie Salmiak, bei hoher Temperatur in ihre Komponenten zerfallen; eine Beobachtung, die jetzt auf Lösungen verallgemeinert wird. Kochsalz in einer Lösung von gewissem Gehalt birgt Chlor und Natrium, ohne dass sich das Chlor durch seinen tötenden Duft zu erkennen gibt und ohne dass das Metall Natrium, wie es pflegt, im Wasser Feuer fängt. Diese theoretisch abnorme Erscheinung ist jedoch nur vom Syndikat angenommen worden; und wenn die Aussenstehenden Beweis verlangen, antwortet man, dass es eine Hypothese ist, die gebietet und befiehlt, dass die Atome mit Elektrizität (von unbekanntem Strom) geladen sind, so dass sie unwirksam werden. (Sonst werden Stoffe recht wirksam, wenn sie geladen werden.)

Nun ist die Sache die, dass viele darüber gegrübelt haben, was in einer Lösung vor sich geht.

Löse ich Gold in Königswasser, erhalte ich eine homogene Flüssigkeit, die noch nicht Chlorgold ist, aber auch nicht schwimmendes Gold, obwohl es schwimmt.

Die Chemie lehrt uns gleich im Anfang zwischen mechanischer Lösung, Zucker in Wasser, und chemischer Lösung, Gold in Königswasser, zu unterscheiden. Man höre nun genau zu!

Definition „Chemische Lösung“ = ein Stoff wird durch ein Lösungsmittel in seine Bestandteile aufgelöst. Also ist das Gold in seine Bestandteile aufgelöst. Aber das Gold ist ein einfacher Stoff,

hat also nicht so etwas wie Bestandteile, während er dagegen Teile besitzt.

Da nun das Gold im Königswasser schwimmt, und Gold nicht früher schwimmt als bei 1000—1250°, so hat das Königswasser dieselbe Energie wie eine Temperatur von 1000° ausgeübt. Nein, antwortet man, das Gold schwimmt nicht in der Lösung, sondern Chlorgold schwimmt.

Was ist denn Chlorgold? Antwort: Au + Cl.

Also eine Addition von Chlor zu Gold. Das Chlor wurde vom Chlorwasserstoff des Königswassers abgegeben, und die Salpetersäure hält sich schwebend in der Flüssigkeit, wo der Wasserstoff des Chlorwasserstoffs hätte abgehen müssen. (Die Flüssigkeit riecht wirklich nach NO und nicht nach Cl.)

Es ist also keine einfache Sache, zu erforschen, was in der Flüssigkeit vorgeht, wo Salpetersäure, Wasserstoff und Chlorgold gemischt sind.

Aber mit der DT-Formel ist es einfach. Die Goldatome sind geladen, die Chloratome auch geladen; aber NO und H?

(Einige Chemiker haben vorgeschlagen, dass sich Nitrosylchlorid oder Chlorür bildet.)

Wenn ich nun das Gold wiederfinden will, so lasse ich die Flüssigkeit langsam bis zur Trockenheit verdunsten; dann erhalte ich abwechselnd Chlorür oder Chlorid vom Gold, ein gelbbraunes Pulver. Erhitze ich dieses zu Rotglut, erscheint das Gold. (Man kann das neugebildete Chlorgold auch mit Eisenvitriol, Oxalsäure usw. fällen.)

Nun sagt DT, in der letzten Lösung sind Gold und und Chlor frei, aber durch die Ladung indifferent, ohne aufeinander einzuwirken. Da fragt man: Wie kann der neugebildete Stoff Chlorgold denn in der Flüssigkeit existieren? Dann kann man ja das Salz Chlorgold im Wasser nicht lösen, ohne dass es

dekomponiert wird. Aber das ist nicht der Fall mit Chlorgold, wohl aber mit andern Salzen wie gewissen des Antimons und anderer.

Wenn DT jedoch eine Dissoziation in Lösungen aufgezeigt hat, so wäre ja ein Korollarium von Ramsays grosser Entdeckung, dass die Elemente nicht einfach sind, dies: Das Gold, als nicht einfach, wird wirklich in seine Bestandteile aufgelöst, durch das Königswasser, und die Bestandteile des Königswassers treten in Kommutation mit den Bestandteilen des Goldes.

Oder Chlornatrium in Lösung! Chlornatrium besteht erstens nicht aus Chlor und Natrium, sondern aus den kommutierten Bestandteilen von Chlor und Natrium. Chlor = (OH^2) (OH) und Natrium z. B. $C^3H^6 = (C = 6)$.

$NaCl = H^2O . OH + C^3H^5$. Dann wird NaCl in Lösung = $(H^2O \cdot OH + C^3H^5) + H^2O$.

Und damit würde Na ebenso indifferent im Wasser, wie Na, wenn es im Wasser ausgebrannt und zu NaOH geworden ist.

(Wie Gold in Lösung aussieht, ist in diesem Blaubuch zu finden.)

Dass Chlor $OH^2 \cdot OH$ geschrieben werden könnte, habe ich an andern Stellen gezeigt, und dass Natrium auch ein CH ist. Dass C so geschrieben wird, bedeutet älteres Äquivalent = 6 (Berzelius).

Dass Kochsalz etwas mit Kohlenwasserstoff zu tun hat, scheint unwahrscheinlich zu sein. Das Steinsalz (in Wieliczka) zeigt jedoch, dass es der Fall sein kann; wenn es in Wasser gelöst wird, dekrepitiert es und gibt Kohlenwasserstoff ab. Die Lehre DT hat den rechten Weg gezeigt, aber, weil sie im Dualismus befangen war, doch die Chemie irre geführt. Darum habe ich sie mit Recht eine Kateridee genannt, eine Improvisation nach einem Symposion, die aber die Absicht hat, von der Wahrheit

abzugehen, nicht weil sie wahr ist, sondern weil die Andern sie gefunden haben.

Nachdem ein Syndikat gebildet ist, wird bald eine Schreckensregierung eingeführt, und damit wird jede Aussicht, eine neue Wahrheit zu entdecken, versperrt.

Nun sind indessen Dissoziation und Lösbarkeit seit hundert Jahren bekannt gewesen, und die Tabellen der Chemiker waren aufgestellt. Dass die Lösbarkeit in einem gewissen Verhältnis zum Molekulargewicht steht, konnte man erwarten, wenn dieses Verhältnis auch nicht regelmässig ist. Zum Beispiel:

Ammoniakalaun = 904 (Molekulargewicht); Lösbarkeit in warmem Wasser = 904 : 2.

Ammoniumkarbonat primär = 79; Lösbarkeit in kaltem H^2O = 79 : 3.

Ammoniumkarbonat = 157; Lösbarkeit bei 100° = 157.

Salmiak = 53; Lösbarkeit 53 × 2 = 106.

Ammoniumsulfocyanat = 76; Lösbarkeit = 76×2 = 152 bei 15° ungefähr.

Diese einfachen schönen Verhältnisse sind jetzt mit Zauberformeln fortgezaubert, die nichts sagen, sondern nur machen, dass die Wahrheit schwer zu erreichen ist und Geld einbringt.

Der Geologe und Mineraloge besitzen auch ihre Schutzmittel, um den Irrtum zur Würde zu erheben.

Der Geologe arbeitet mit einfachen Fehlschlüssen und erringt unvergängliche Lorbeeren. Wenn er sieht, dass das Silur in Schweden z. B. nur 100 m tief ist, so schliesst er nicht daraus, dass der Silur überall 100 Meter tief ist, denn amerikanische Geologen haben dieselbe Formation in einigen tausend Metern gezeigt.

Das Silurmeer (das hypothetische) hat also nicht Silur unter gleichen Verhältnissen über die ganze Erde abgesetzt.

Ein vierzigjähriger Mann in Schweden konnte in seiner Kindheit zwischen zwei Holmen seiner Insel rudern. Jetzt kann er es nicht mehr, weil der Sund verschlammt ist vom Alluvium.

Aber sein Nachbar hat nicht dieselbe Erfahrung gemacht, dass dieselbe Tiefe verschlammt ist, aus dem einfachen Grunde, weil es unter andern Verhältnissen geschehen ist (wie das Silur).

Aber jetzt beginnt ein Professor Lehmschichten zu zählen; und von der falschen Voraussetzung ausgehend, dass die Schichten sich gleichförmig abgesetzt haben, rechnet er aus, wie alt der Lehm ist, wie man bei einem Baum die Jahresringe zählt.

Applaus und Säkularentdeckung: Triumph der Wissenschaft!

Die geologischen Formationen können nicht von der Beschaffenheit der Bergart bestimmt werden, denn nach dem Gneis bestehen sie alle aus Sandstein, Kalk, Schiefer, Konglomeraten; und der Gneis selbst ist ein Schiefer, Granit und Porphyr sind Konglomerate.

Die jüngeren Formationen werden vom Petrifikat bestimmt; zuweilen aber fehlen diese oder finden sich in Unordnung ein. Dann hilft man sich mit Fehlern und Lücken. Und zuweilen stehen die Schichten auf dem Kopfe (wie beim Rigi). Dann sagt man, das Ganze habe sich umgekehrt, oder man zeichnet einige höhere Kurven wie bei dem unerklärlichen Åreskutan.

Eine allgemeine Flut, das Diluvium, das die Vertreter der Wissenschaft früher allgemein annahmen, erklärte mehr als die unbegreifliche Eiszeit. Aber die Flut genierte, weil es eine Sündflut war, und darum musste sie einer moderneren Lehre von Vereisung weichen, die Gletscherrutsch auf Flachland nicht erklärt.

In der Schweiz mit den Alpen geht es ungefähr so zu, aber auf der Ebene nicht. Doch das tut nichts, die Lehre besteht, wenn auch Erfahrung und gesunder Menschenverstand widersprechen.

Der Mineraloge hat die Kristallographie verdorben, als er die Kristalle nach den Achsen einteilte, statt nach den Seiten und Winkeln. Die Winkel sind nämlich äusserst empfindliche Indikatoren; so fand Mitscherlich, dass sich die Kristallwinkel stets veränderten, wenn das Mineral seine chemische Zusammensetzung änderte. (Siehe in diesem Blaubuch: Über Realgar und Auripigment; ferner meine Typen und Prototypen in der Mineralchemie; meine Introduction à une Chimie unitaire u. a.).

Der Verfall der Botanik beginnt mit dem pflanzenbiologischen Institut, wo man sich vermisst, mit rohen Versuchen das unbegreifliche Verfahren der Natur zu rekonstruieren.

Wenn man z. B. beweisen will, dass sich die Pflanzen mit ihren Atmungsorganen von der giftigen Kohlensäure der Luft nähren, so beweist man verkehrt (und auf dem Kopfe) diesen Unsinn, indem man die Luft über Kalihydrat verdirbt, das selbst für die Pflanze allein durch seine Verdunstung giftig ist.

Seht doch, sagt man, wie die Pflanze hinschwindet, wenn sie der Kohlensäure beraubt wird. Ja, aber sie schwindet viel eher infolge der über KHO verdorbenen Luft.

Und wenn man in der Natur eine Alpenpflanze in kohlensäurefreier Luft gedeihen sieht, wäre man gezwungen, anzunehmen, dass sich die Pflanze Kohlensäure aus dem Boden verschafft, der allerdings nur aus Kiesel bestehen kann. Aber das darf nicht so sein, sondern soll so sein.

Jeder Gärtner weiss, dass sich die Pflanzen zum Lichte drehen und wenden. Aber im Institut soll diese einfache unbestrittene Tatsache wissenschaftlich demonstriert werden, und man macht eine Maschine, die sich im Kreise herumdreht, und dann nennt man die Erfahrung des Gärtners Heliotropismus. Dann ist es Wissenschaft und wird eine Abhandlung.

Wenn Blattgrün eine Art Wachs ist, so muss es unter irgendeinem Stadium Öl sein. Dieses Öl wird in den Gefässen gewisser oder nicht gewisser Blätter zu Wachs. Nennt man diese Gefässe Elaiophoren und studiert man die Ölgefässe Winter und Sommer, ohne jedoch einen Unterschied zu bemerken, und schreibt gleichwohl eine Abhandlung von 32 Seiten darüber, dass kein Unterschied existiert, so wird es eine Doktorarbeit, besonders wenn man alle Autoritäten anführt, die keinen Unterschied bemerkt haben. Also eine negative Abhandlung mit negativen Ergebnissen, die niemand bezweifelt hat. Denn „man" hat immer gewusst, dass die Bienen das Harz der Nadelbäume in Wachs verwandeln, obwohl viele Dozenten glauben, dass das Wachs zugleich mit dem Honig aus den Blüten geholt wird. Der Weg zu Harzen führt durch ätherische Öle, die zuerst Kampfer werden und dann Harz.

Aber fette Öle werden Kautschuk, das auch ein Harz ist. Das Verfahren der Pflanze, aus Ölen und ätherischen Ölen das Chlorophyllwachs herzustellen, befolgt also die einfachsten bekannten Gesetze der Elementarchemie; braucht daher nicht auf dem Pflanzenlaboratorium bewiesen zu werden, da es längst sowohl in der Natur wie im Laboratorium des Chemikers erprobt worden ist.

Am tiefsten auf der Entwicklungsstufe stehen gegenwärtig die Zoologen, da sie mit unbewiesenen

Tatsachen, falschen Schlussfolgerungen, mangelhaftem Material und einer ganz unbegreiflichen Logik arbeiten. Alles Absurde, das sie der Theologie vorwerfen, haben sie selbst, und darum ist das Wort Zootheologie auch ausgesprochen worden, abwechselnd mit Theozoologie.

Der erste Glaubensartikel heisst: Die verschiedenen Formen von Pflanzen und Tieren sind nicht geschaffen worden.

Nun müsste der Begriff schaffen erst definiert werden, aber das wird unterlassen. Man schiebt daher die hinterlistige Bedeutung „handgemacht“ unter, da sie nicht mit der Maschine gemacht sind. Schaffen ist doch = hervorbringen, und der Urtext gebraucht das Wort Bara, das ist Fero, sowohl tragen wie gebären wie machen, hervorbringen bedeutend.

Es ist also hervorgebracht, also weder mit der Hand noch mit der Maschine gemacht, sondern geboren. Dann geht die natürliche Geburtsgeschichte der Genesis allmählich weiter, von den niederen Tieren bis zu den höchsten, und dagegen hat Darwin nichts einzuwenden. Denn in der „Entstehung der Arten“ schliesst er sein Glaubensbekenntnis sehr schön so:

„Es liegt Grösse in dieser Ansicht, dass das Leben mit seinen verschiedenen Fähigkeiten vom Schöpfer ursprünglich einigen wenigen Formen oder nur einer einzigen eingeblasen wurde; und dass .... von einem so einfachen Anfang sich die schönsten und wunderbarsten Formen entwickelt haben und sich noch immer bilden.“ Das ist etwas anderes als die Äfflingslehre der Epigonen, die sagt, dass es sich selbst gemacht habe.

Und an einer anderen Stelle:

„Für mich stimmt es besser überein mit dem, was wir von den Gesetzen kennen, die vom Schöpfer

der *Materie* gegeben wurden, dass die Bildung und Zerstörung der früheren und gegenwärtigen Bewohner der Erde auf sekundären Ursachen beruhen, denen gleichartig, die Geburt und Tod der Individuen bestimmen.“

Darwin reagierte also nicht gegen die Schöpfung, sondern gegen die „festen Arten“, eine Nebenfrage, welche die gelehrten Esel der damaligen Zeit zur Hauptsache gemacht hatten.

Dann kamen die Schüler, welche die Lehre in absurdum entwickelten, aber in einer bestimmten vorausgefassten Absicht, den Schöpfer, den Urheber abzusetzen. Also Atheismus im System; ein System, das teils unbestrittene Wahrheiten beweist, teils unbewiesene als selbstverständlich annimmt, reine Tendenzlügen einschiebt und Tatsachen fälscht. Das ganze Gebäude wird schliesslich von einem Standbild gekrönt, das man einem Cercopithecus von menschenähnlichem Aussehen errichtete: das war der Stammvater von *ihrem* Gott, der Zeus hiess.

Entwicklung wurde die Parole; alles entwickelt sich und geht daher vorwärts. Auch Fäulnis und Tod entwickelt sich, aber rückwärts und abwärts. Haeckel fand, dass die Muschel eine Schnecke war, die sich rückwärts entwickelt hat; und der Walfisch soll ein Säugetier vom Lande gewesen sein, das ins Wasser gegangen ist und Schwimmwerkzeuge bekommen hat.

Man konnte nicht mehr vorwärts und rückwärts scheiden, aber die Entwicklung ging doch weiter. In den geologischen Formationen fehlten Glieder, aber diese dachte man sich und stückte hier und dort an. Zuweilen wurden ältere Vorstellungen von einer barmherzigen und allweisen Vorsehung mitgeschleppt; und dann entdeckte man schützende Ähnlichkeit. Die Vögel kolorierten ihre Eier, damit sie nicht zu sehen sind; gewisse Hautflügler verkleide-

ten sich zu Schmetterlingen, um Friede zu haben (als wären wehrlose Schmetterlinge besser geschützt als bewaffnete Hautflügler).

Dieser ganze Mischmasch, der eine wissenschaftliche Methode hätte sein können, wurde jetzt zur Wissenschaft selbst erhöht, mit dem Anspruch, dass das Welträtsel gelöst sei.

Die unangenehmen Einzelheiten in dieser schlimmen Affäre habe ich schon in diesem Blaubuche entlarvt!

Und sage jetzt lebewohl!

An dem Tage, an dem das fehlende Glied entdeckt ist, wird sich die Menschheit erleichtert fühlen; dann hört sie zu zweifeln auf, dass jene von der Familie Simia abstammen.

Die Kunst zu denken, müsste ja jedem beschert sein, da angeborene Anlagen nicht fehlen und tägliche Übung nicht ausbleibt. Und dennoch, recht denken, ein richtiges und gerechtes Urteil fällen, ist das Schwerste von allem, denn dazu sind nötig: Kenntnisse, Rechtsgefühl, Selbstüberwindung.

Als John Locke einst in seiner Jugend ein Gespräch zwischen erwachsenen Personen anhörte, kam es ihm so vor, als könnten sie nicht denken und als setzten sie die Worte nur in der Absicht, einander zu betrügen. Das veranlasste ihn, über „Human Understanding" oder menschliches Erkenntnisvermögen zu philosophieren, um zu dem Ergebnis zu kommen, dass wir sehr wenig wissen.

Immanuel Kant behandelte fast ein Jahrhundert später dasselbe Problem und zeigte in der „Kritik der reinen Vernunft" und der „Urteilskraft", dass wir eigentlich und streng genommen nichts beweisen können, dass wir aber, um als anständige Menschen zu leben, glauben müssen: an einen Gott und eine sittliche Weltordnung (Postulat und Imperativ). Er entlarvte auch die vier primären Gedankengesetze (Syllogismen) des Aristoteles als Sophismen; nur das erste, das doch selbstverständlich ist oder eine Umschreibung bildet, erkannte er an. Gleichwohl mussten wir noch in den sechziger Jahren die Sophismen des Aristoteles auswendig lernen, jedoch nur auswendig, denn begreifen tat sie niemand.

Wenn man jetzt im neuen Jahrhundert die erste kategorische Art zu schliessen vornimmt, so findet man, dass auch die hohl ist.

Schauen wir!

Der Mensch (M) ist vernünftig (P); der Schwede (S) ist Mensch (M) — also ist der Schwede vernünftig.

Kritik: Der Mensch = „alle Menschen sind vernünftig". Ist das wahr? Da es ja viele unvernünftige Menschen gibt; und da ausserdem jeder Mensch momentan oder partiell unvernünftig ist, so sind ja nicht alle Menschen vernünftig. Wenn aber der Obersatz stürzt, so müsste doch der ganze Beweis stürzen; aber nein, der steht fest.

Ferner: Alle Körper sind schwer; Gold ist ein Körper; also: Gold ist schwer. (Logik des Afzelius.)

Erstens gibt es leichte Körper, wie die federleichte Feder und das Wasserstoffgas, das leichter als Luft ist; und der Begriff „schwer" ist nicht bestimmt genug, um für einen Obersatz zu taugen. Ausserdem muss der Begriff Körper zuerst genau definiert sein, aber der kann nicht definiert werden, denn die drei Ausdehnungen Länge, Breite, Höhe können kaum z. B. auf ein Gas, das ein Körper (Materie, Stoff) ist, angewandt werden.

Schliesslich ist der ganze Beweis eine Umschreibung und kann kürzer so gefasst werden (unter der Voraussetzung, dass der Obersatz sicher ist): „Das Gold, als ein Körper betrachtet, besitzt Schwere (da ja alle Körper Schwere besitzen)."

Aus dieser mangelhaften Beweisführung entwickelt sich jetzt ein System, das folglich wertlos ist, wenn es praktisch angewandt werden soll, aber Interesse als Gedankenspiel besitzt, ganz wie in der Mathematik.

Einteilungen, Aufteilungen, Zerteilungen in Unendlichkeit, aber alles schwebend und kritiklos.

Wer sehen will, wie die menschliche Vernunft auf Irrwegen wandelt, muss das Kapitel lesen: „Wie sich die Urteile zu einander verhalten"; besonders über den Unterschied zwischen konträren und kontradiktorischen Urteilen, der eigentlich keiner zu sein scheint.

Nun hat die Logik einer neueren Zeit die des

Aristoteles verworfen und erklärt: wenn ein Mensch jetzt nach Syllogismen denken und in einer Auseinandersetzung die vier Gedankengesetze benutzen wollte, würde er sich lächerlich machen und für närrisch gehalten werden. Erich XIV. hat einige im Gefängnis niedergeschriebene Syllogismen hinterlassen, die formell richtig sind, aber nicht bindend.

Beispiel: „Wer mit dem Banner des Königs flüchtet, hat den Treueid gebrochen. Also war Nils Sture dem Tode verfallen.“

Die Ellipse, das Auslassen des Zwischensatzes: „Nils Sture flüchtete mit dem Banner“ ist erlaubt, aber des Obersatzes Ausdruck „flüchten“ müsste erst kritisiert werden. Ein humaner und gewissenhafter Richter würde hier zuerst zu erforschen suchen, unter welchen Umständen Nils Sture floh; er würde sich unterrichten, ob es nicht eine Flucht vor der Übermacht war (die ja entschuldigt wird, wenn auch mit Unrecht, bei Karl XII., als er von Pultawa und Stralsund floh, und bei Napoleon, als er von Waterloo flüchtete). Der Richter würde ferner als mildernden Umstand annehmen, dass Sture das Banner von der Stange löste, damit es nicht dem Feinde in die Hände falle, was schimpflich ist. Der Richter würde mit einem Wort zu unterscheiden suchen, den Tatbestand erforschen, die wichtigen Nebenumstände berücksichtigen, dem Beklagten seine gute Absicht anrechnen usw.



Erich hasste den Sture heimlich; darum legte er seiner Handlung schlechte Motive unter, entstellte „vor der Übermacht fliehen“ zu „flüchten“.

Dieses Beispiel beleuchtet die meisten Fälle im täglichen Leben, wenn Menschen über einander richten. Auch der Richter benutzt sehr oft den „Buchstaben des Gesetzes“, ohne zu unterscheiden, ohne zu berücksichtigen, wenn der Angeklagte miss-

liebig ist. Umgekehrt wird ein Vetter, Freund, Kamerad, auch wenn er ein überführter Verbrecher ist, oft freigesprochen, weil die Zeugen schweigen oder falsches Zeugnis ablegen, und weil der Richter lieber „auf diesem Ohre“ hört als auf dem andern. Neuere Logik nimmt daher meistens Fehlschlüsse oder Sophismen auf, obwohl das Formelle nicht Hauptsache ist, wenn man richtet oder urteilt.

Also Fehler, die in Urteil oder Schlussfolgerungen gemacht werden, rühren nicht davon her, dass man die Gedankengesetze nicht kennt, sondern kommen aus Interessen und Leidenschaften. Auch das Urteil des Rechtschaffenen wird von Sympathie oder Antipathie gefärbt, und darum sind die meisten Urteile subjektiv oder willkürlich. Swedenborg sagt auch an mehreren Stellen: „von oben“ zeigen sich die Menschen kohlschwarz, weil die Bosheit ihren Verstand verdunkelt hat.

Da die Bibelkommission Jahveh mit „Ich bin“ übersetzt (nach 2. Mose 3 und 14), so kann man ja erwarten, dass man den „Namen“ in allen Sprachen wiederfindet, deren Hilfsverben dem hebräischen Sein oder Haben gleichen, das mit Hajah oder Havah ausgedrückt wird, weil i und v wechseln. Das englische I have (Ej hävv) ist also mit Havah oder Hajah (heb.) verwandt; das französische J'avais ist das reine Jahveh mit dem Akzent auf dem eh; das spanische Yo habia ebenfalls, das lateinische habeo, das deutsche haben; das griechische ekomai und die epischen Formen eä, eiä, eoi, eo, äo stehen dem hebräischen Iah, Ejeh nahe.

Da aber Jahveh oft zu Jah und Joh verkürzt wird, scheint das Pronomen Ich in gewissen Sprachen eine Verkürzung des Hebräischen zu sein, und das zeigt sich am besten im englischen I (Ej) und spanischen Yo, französischen Je, wenn diese ausgesprochen werden, wie man sie schreibt.

Nun ist der „Name“ so mit Fabeln umgeben worden, dass es grosse Schwierigkeiten macht, die Felder von dem Unkraut zu säubern, das der Widersacher gesäet hat. So fabuliert man von zwei verschiedenen Verfassern der Genesis, vom Elohisten und Jehovisten, aber dieses Märchen kann abgefertigt werden mit einem Zitat aus dem zweiten Kapitel der Genesis, wo Gott der Herr mit beiden Namen Jehovah Elohim genannt wird. Was der Namensunterschied bedeutet, kann man in Gerlachs „Erklärung des Alten Testaments“ (übersetzt von Wensjoe, 1848) sehen.

Dass der Name nicht in seiner richtigen Form Jahaveh ausgesprochen werden durfte, sondern nach Adonai vokalisiert werden musste, ist mehr als eine Fabel, denn diese Veränderung deutet auf

eine Verfälschung, die von Jehovahs Feinden, Kananäern, Philistern, gemacht wurde: die setzten damit Jahveh ab und ihren Adon ein, der Baaltis oder Aphrodite war.

In einer neuen englisch-hebräischen Grammatik steht noch Adonai gedruckt, sobald Jahveh geschrieben werden soll. Die Furcht vor dem Namen konnte nicht so gross sein, da er auf jeder Seite vorkommt, und auch das Hilfsverb wimmelt auf den Reihen. Vajehi, das „Und es wurde (geschah)“ bedeutet, kommt immer wieder vor. Es wird unpunktiert Vihi buchstabiert, das ins Arabische übergegangen ist, wie fih und fich = sich befinden; das scheint das lateinische fio, fit = werden zu sein, griechisch phyno, phyo = wachsen, entstehen, werden = Vihi (hebr.).

Dagegen hat der Araber das Hilfsverb Vara-Hafva ausgeschlossen und drückt es mit der Partikel Hand aus, die das lateinische hendo und griechische kand-ano ist.

Eine Furcht vor dem Aussprechen des Namens kann man in der Bibel nicht finden; die ist wohl später aufgekommen, als die Kinder Israel Götzen verehrten und sie böse auf den Herrn geworden oder von Furcht vor seinen Strafgerichten ergriffen waren (Theophobie). Der Herr gebietet ja Moses, sich „Ich bin der ich bin“ oder „Ich bin“ zu nennen, ohne irgendeinen Vorbehalt.

Dass Jahveh kein Stammgott war, sondern der ganzen Erde Schöpfer, Erhalter und Vorsehung, können wir aus folgender Ermittelung schließen, die ich nach meiner dreijährigen Weltumseglung zustandegebracht habe.

Der Name Elohim, Eloha, Al, El = die Mächte, der Starke, der zuerst in der Genesis auftritt, findet sich wieder bei den Chaldäern als Alba, Eloha; bei den Phöniziern als Elioun (Ghilun),

der Adon(is) ist; danach scheint Elioun (Jahveh) ein Pseudonym für Adonai zu sein. Die Samariter sagten Alun, die Araber Allah. Aber die Phönizier hatten einen Gott Anuke, das kann hebräisch Anoki sein = Ich (= Eheje = Jahveh = Ich bin).

Nach Griechenland ging zuerst die Vokabel Al, El, Ul (heb.) = Stark und verrät sich in Alkä = Stärke, Oulos = Mächtig. Eloha wurde Helios = Sonne. Dann wird Oulos die Olympischen, und der Olymp, der später Elimb auf Türkisch heisst, wo El sich besser zeigt, obwohl Homeros Oulymp = Olymp schreibt. Aber Helloi hiess Zeus' Priester in Dodona (von Dod, Dud, David = Davids Stadt?). Helikon hiess der Berg der Musen, und die Musen trugen zuerst von allen den Namen „Die Olympischen", und Helikon ist von Ha, El (heb.).

Aber Olympos kann auch mit Gholam = Der Ewige verwandt sein.

Der Jahveh-Name scheint nicht nach Griechenland übergegangen zu sein, soweit er nicht Iao, Plutos Name in Claros, wurde oder sich in dem mystischen Iackos des Dionysos verbarg. Dies Letzte wird wahrscheinlich, da Dionysos auch den Namen Sabatzios trägt, der Zebaoth ist. Dieses Zebaoth soll Heerscharen bedeuten, kann aber besser aus Zab, Zebi (heb.) = Herrlichkeit hergeleitet werden, das im Griechischen Sébas wird, das ist Zeus, und im Kaisertitel als Sebastos = Majestät fortdauert.

Im römischen Altertum ist Jahveh, Ia, Io, Ieh in Iove, Iuve eingetreten; das war Jovis (Jupiters) Name bei Etrurern, Kelten, Galliern; darin verrät sich Verwandtschaft mit dem samaritanischen Jabe = Gott. Das englische Jove ist deutlich Jovis, aber in dem Fluch By Iove (Bej-jovv) erscheint

das hebräische Biahveh = bei Gott (Be Jahve = By love).

Wenn wir uns jetzt weit fort in den fernen Osten nach China versetzen, so findet sich sowohl das Wort Ieou = Haben oder Sein; das ist das hebräische Hajah, Eheje, Iihejeh. Aber Ie (chin.) bedeutet Herr, Vater, und Yao war ein mythischer Kaiser, der die bei der grossen Flut zerstörten „Berge wiederherstellte".

In Japan finden sich noch Spuren von Iah, Ioh, in Yo = Urwesen, chinesisch Ieou = Urprinzip. Aber des Japaners syrophönizischer Jahveh-Hass kann sich in Iaho verraten, das verdorbene Religion bedeutet; und in Ia (jap.) = Das Böse („Sie nennen das Gute böse und das Böse gut"); und in dem für das Christentum gebrauchten Schimpfnamen Ia-shu.

In Tokio gibt es einen Tempel für Shiba; das kann Zebaoth sein oder Sibbah (Rischona), ein rabbinisches Beiwort zu Javeh.

Aidono ist ein japanischer Sintogott; das ist entweder das phönizische Adon oder das hebräische Adonai. Und das japanische Don, Adon bedeutet Lord = Herr.

Hashiman, den japanischen Kriegsgott, habe ich früher mit dem Hashima der Syrier und Moabiter verglichen. Aber der Herr Jehovah wurde oft mit Haschem umschrieben, das Name bedeutet; und hier können wiederum die Jahvehhasser „den Namen" hergenommen haben als Epitheton für einen Abgott, um den Einzig Wahren zu schmähen. Ein anderer japanischer Gott heisst Marishi Ten. Nun hat der Rabbiner das Epitheton Marom Merischon für Gott. Und Ten kann Zän sein, altgriechisch für Zeus. Ryobu Shinto (jap.) erinnert auch an das rabbinische Riben (Gholamim) = Gott.

In der japanischen Stadt Kiduki oder Kizuki gibt

es einen Tempel für Onamuji. „Name“ heisst auf japanisch Namaye; das ist ohne Zweifel das griechische Onoma, Nomen (lat.). Der Tempel wäre also dem Haschem (Jahveh) errichtet, aber der Name übersetzt ins Griechische, da Onamuji (jap.) wohl Onoma-mega = Der grosse Name ist. Onamuji kann auch vom Hebräischen abgeleitet werden, in dem Nam, Neum = Name und Magad = Der Ehrenreiche, Grosse ist. Was diese Ableitung wahrscheinlich macht, ist, dass die Stadt Kiduki der Tempelplatz ist. Nun nennt der Araber Jerusalem El Kuds, El Kods; das ist das hebräische Kadosch = Heilig. Kiduki kann also Ha Kadosch = Die Heilige (Stadt) sein.

In meinem eben erschienenen Buche „China und Japan“ habe ich den japanischen Stadtnamen Hiroshima mit Hierosolyma verglichen, und auf der Karte von Japan habe ich viele Ortsnamen von Palästina gefunden, z. B. Aki = Akka, Bizen = Bethsean, Imaichi = Emaus, Hamada = Hamath, Gion = Ijon (Zion?) usw.

Aber die Ureinwohner von Japan hiessen Jebusi (oder Ainos), und Jebus war der älteste Name von Jerusalem. (Siehe meine angeführte Schrift.)

In dem verborgenen, geheimnisvollen Tibet, wo Abbé Huc bereits um 1840 in Lhassa selbst Spuren des Christentums fand, stösst man auf Trümmer alten Judentums. Gott, der Schöpfer, heisst auf tibetanisch Schebahbo, das ist Zebaoth; aber das tibetanische Ie, Io, Iowe, Iho bedeutet Herr, ist auch der Name von gewissen Göttern. Das ist ja Io, Jahveh. Dass auch Ortsnamen von Palästina in Tibet vorkommen, deutet ja auf einen frühen Auszug, vielleicht von den verschwundenen zehn Stämmen Israels, wahrscheinlich Manasse, das sich im Namen Manassarovar zeigt.

Im alten Mexiko gab es das griechische Wort Theos für Gott in vielen Zusammensetzungen, wie Teo Kalli = Tempel von Theos (gr.) = Gott, Kalia (gr.) = Kapelle, Cella (lat.) oder von Theokolos (gr.) = Priester. Eloha (heb.) zeigt sich dagegen in des Jahres erstem Monat Eloa (quauitl); und Iao, Io, Jahveh in aotl, Yaot, Yao, das ist ein Göttername und gleicht am meisten dem samaritanischen Yao = Jahveh.

In Nordamerika besitzt man das hebräische Verbum Sein = Hajah, Eheje in mehreren Formen. Iye (Sioux) = Er ist, Iyeya (Dakota) = Sein. Aber der Name selbst ist dem Staate Iowa (Ejovah) gegeben und vielleicht einem Abgott Heyo-ka („the antinatural God").

Unter den Negern gibt es auch Spuren von Jehovah. In Damara bedeutet Eye = Vater; Eyuwa = Sonne; Iho = ein Vater, Ihe = sein Vater.

Der Hottentott nennt Gott Elob (Eloh); das Verb sein heisst Ha oder I.

Auf Samoa bedeutet Ali Herr; das ist wohl Allah (arab.) und Eloah (hebr.). Dort heissen die Verben Haben und Sein E i ai, und in verneinenden Sätzen wird Haben und Sein mit Leai ausgedrückt; das ist das reine hebräische L, Lo = Negation, und Eheje = Er ist.

In der Trimurti der hinduischen Götterlehre finden wir deutliche Spuren von Jehovah, dem Schöpfer, Erhalter und Erneuerer (und Zerstörer des Verbrauchten). Brahma ist ja der Schöpfer, von Bara (heb.) = schaffen und vielleicht Am (heb.) = Volk; Vishnu ist wahrscheinlich Ieschno, Ischnu (heb.): Er ist = Iah, Jahveh; Shiva ist entweder rabbinisch, Sibbah Rischona (heb.) = Schicksal, oder auch von Schabah (heb.) = Zerstören und Schibah (heb.) = Vorsehung, da Shiva sowohl Zerstörer des Alten wie Erneuerer war. Doch kann

Shiva Zebaoth selbst sein, der ja in Tibet Schebahbo wurde. Ein Fest zu Vishnus Ehren (am 11. im Monat Asarh) hiess Ashadhi Ekadashi; da ist Ashadhi wohl Ha Schaddai (heb.) = Der Allmächtige, und Ekadaschi ist Ha Kadosch (heb.) = Der Heilige.

Es kann nicht wahr sein, dass das Wort Jahveh oder der Name (Haschem) nicht ausgesprochen werden durfte, da nach 2. Mose 3, 14 der Herr Moses auf seine Frage, welchen Namen er in der Anrede gebrauchen solle, antwortet: „Ich bin“ (habe mich zu euch gesandt). Aber der heilige Name muss ausgesprochen worden sein, da er in zusammengesetzten Wort- und Personennamen vorkam wie Jehovah-jire (ein Ort, 1. Mose 22, 14), Jehovah-Nissi (der Altar, den Moses baute, 2. Mose 17, 15), Jehovah-schalom, Jehovah-schamma u. a.

In verkürzter Form Jeho oder Ja kommt der Name in vielen Personennamen vor, auch profanen: Jehoschua, Jeschua; daraus Jesus; das muss festgestellt werden, denn Swedenborg benutzt ausdrücklich Jehovah für Vater im Verhältnis zum Sohne Christus. Ich erinnere mich auch an eine Stelle bei Luther, wo er Jehovah statt Gott der Herr sagt, aber ich kann die Stelle jetzt nicht anführen. Das deutet ja nicht auf einen israelitischen Stamm- oder Nationalgott, sondern auf den Gott der ganzen Menschheit.

Dass der heilige Name in Orts- und Personennamen vorkommt, hat indessen den peinlichen Irrtum veranlasst, der Friedrich Delitzsch passierte, als er 1902 in assyrischen Keilschriften den Jehovahnamen als Götternamen gefunden zu haben glaubte; woraus er den Fehlschluss zog, der Gott Israels und der Menschheit sei von dem heidnischen Sinear geholt.

1208

Eberhard Schrader (Professor des Assyrischen in Berlin) hatte schon vorher (zuletzt 1901 in der dritten Auflage seines Buches „Die Keilinschriften und das Alte Testament") erklärt, was das assyrische Jahvehmonogramm bedeutet. In den Keilschriften kommt (sagt Schrader) der Jahvehname oft in den jüdischen Königsnamen vor: Jaua-Jehu, Jauahazi-Ahaz, Hazakijau-Hiskia usw. Ob schließlich in den Urkunden der Hammurabizeit der heilige Name auftritt, wie Teile des „Namens", findet Schrader sehr zweifelhaft; denn Jauum-ilu (Delitzsch) kann auch auf andere Weise abgeleitet werden und ganz einfach ein Adjektiv oder Verb vorstellen. „Über Jahu, den Ursprung des Jahvehnamens, kann natürlich nichts aus dem Babylonischen geschlossen werden, da dieser Name nur als der eines fremden Volkes in den Keilschriften vorkommt."

Ferner lassen Schraders Untersuchungen sehr daran zweifeln, daß Hammurabi und Amrafel identisch sind. In der Ausgabe von 1872 (Giessen) erwähnt Schrader den schwarzen Obelisk von Ninive, auf dem zu lesen steht: „Tribut von Jehu Omris Sohn" und „Matadu sa Jahua habal Humri". Nun war Jehu König von Israel 884—856, und er wird Jahua (Jahveh) genannt und sein Vater Hamri, woraus Hamri habal = Hammurabi = Hamris (Humris) Sohn!

Auf solch schwachem Grunde hat die sogenannte Religionswissenschaft ihren Babelturm gebaut und eine endlose Verwirrung angerichtet. Wer selbst die Deutung nachprüfen will, die Delitzsch von dem eingebildeten Jahveh-Monogramm gibt, kann ja diesen Text bewahren und dann mit Delitzsch' eigener Grammatik ihn erst zu lesen und dann zu deuten suchen.

„Brüchiger, zerbrochener Ton mit eingeritzten, schwer lesbaren und schwer zu deutenden Schrift-



zeichen!" sagt Delitzsch selbst über die Urkunde, die so aussieht, jedoch nicht in Autographie, denn die wiederzugeben hütet man sich, weil der zerbrochene Ton vielleicht von einer Runamogeschichte flüstern würde, oder von Ossians Liedern, deren Handschrift die Welt nie erblickt hat.

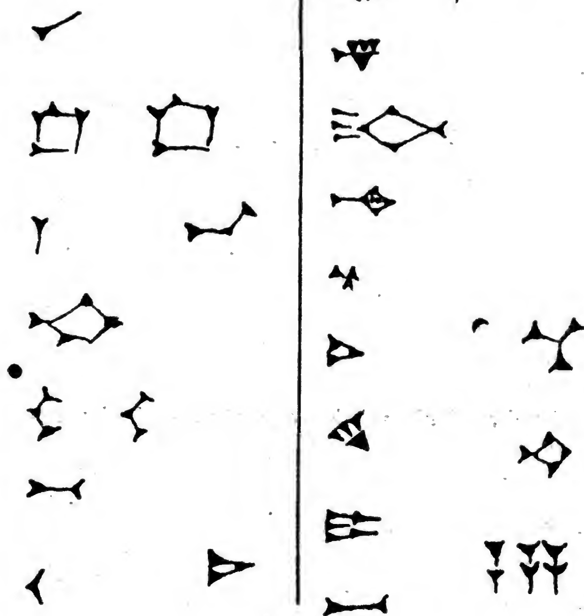
Der erste Laut Ja wird nicht wie oben geschrieben, sondern in Delitzsch' eigener Grammatik so:



was bedeuten kann, dass Delitzsch falsch gelesen hat oder nicht lesen kann.

Wer mehr wissen will, kann im Blaubuch einen vollständigen Bericht finden.

KEILSCHRIFTÄHNLICHE ZEICHEN KOPIERT VON DER SCHNECKE CONUS MARMORATUS



Platos Zahl ist 729, wie er selbst im „Staat“ angibt. Die zweite Zahl ist nur ein Scherz mit den Sophisten, wie ihn Plato als Ironiker sich zuweilen erlaubte. Aber es gibt noch heute Gymnasiasten, die sich zum besten halten lassen und folgende sinnlose Zahl auszurechnen suchen:

„Die göttliche Schöpfung hat eine Periode, die durch eine vollkommene Zahl ausgedrückt werden kann, während die menschliche in einer Zahl steckt, die aus der ersten Zahl besteht, in welcher Wurzel und Quadrat zunehmen, drei Entfernungen und vier Grenzen von Zahlen umfassend, die beide gleich und ungleich machen, sowie zunehmen und abnehmen, und also alle Dinge proportional und rational im Verhältnis zu einander machen, aus welchen zwei Zahlen, 4 und 3, in Verbindung mit 5, da sie vergrössert werden, dreimal zwei Harmonien ergeben, von denen die eine gleich einer gleichen Anzahl Male von so vielen Malen einhundert; die andere Harmonie ist von derselben Länge auf eine Art, aber länglich, und besteht auf der einen Seite aus einem Hundert Quadrate von rationellen Diametern, bestehend aus fünf, das heisst dem nächsten Rationellen zum eigentlichen Diameter des Quadrats, dessen Seite fünf ist, das ist verkleinert mit einem jeden — — — und auf der andern Seite aus einhundert Kuben von drei . . .“

In der alten französischen Poesie wurde der Leser in einer Weise zum besten gehalten, die Amphigouri hieß: der Nonsens wurde als Tiefsinn aufgetischt. Eine solche Form ist Platos sinnlose Zahl, die jedoch noch nach 1870 von Deutschen berechnet wurde. Ein Erklärer von Platos Staat, Professor Prantl, hat die Zahl 13 230 000 gefunden.

Soviel über die wissenschaftliche Einfalt, die nicht die rechte Simplicitas ist, die man sancta nennt.

Platos Zahl = 729 ist dagegen eine merkwürdige Zahl. Es ist das Quadrat von 27 und der Kubus der grössten Einheit 9.

729 ist die Anzahl der Tage und Nächte in einem Jahre von 364½ vollen Tagen: $364\frac{1}{2} \times 2 = 729$.

Auch die Nächte und Tage des Monats, die Stunden in einem Monat und die Minuten an einem Tage.

Als Vielfaches von 9 enthält 729 alle Möglichkeiten der Entwicklung: man könnte sie die Zahl der Schöpfung nennen. 729 ist $= 9 \times 81 = 9 \times 9 \times 9 = 3 \times 3 \times 3 \times 3 \times 3 \times 3 = 3 \times 27 \times 3 \times 3$. Die 3 als Modul gibt 6 und 18, das ist $= 7 + 2 + 9 = 18$.

6 ist das Äquivalent des Kohlenstoffs, 18 das Molekyl des Wassers, 27 ist Kiesel oder Tonerde usw.

Wer sehen will, wie ein deutscher Professor die andere Zahl ausrechnet, lese folgendes im Original:

„Der Zahlenausdruck für die erste Harmonie ist auf den ersten Blick klar; er ist, da ja ausdrücklich gesagt worden war, es solle die Multiplikation mit Rücksicht auf die „drei" Dimensionen vorgenommen werden, $100 \times 100 \times 100 = 1\,000\,000$, und es ist dies eine reine Kubikwurzel. Die Zahl der zweiten Harmonie hingegen wird zunächst deutlich genug als die eines rechtwinkligen Parallelpipedons bezeichnet, das zwei Quadrate und vier Rechtecke zu seinen sechs Seitenflächen hat (ich lese in den griechischen Worten τῃ δὲ προμήκῃ, das einzige, was mit Grammatik und Sinn sich verträgt); und zuerst gibt Plato den Flächeninhalt der Quadratfläche an, der natürlich eine Quadratzahl sein muss, sodann aber die dritte Dimension, d. h. die sogenannte Höhe des Parallelepipedons. Bei der Angabe der Quadratseitenfläche aber kommen einige Kunstausdrücke

vor, die vorerst zu erklären sind: der Ausdruck „Quadratzahl einer Zahl" (ἀριθμὸς ἀπό τινος ἀριθμοῦ) ist jedem Leser verständlich, nämlich die sogenannte zweite Potenz; „Diagonalzahl einer Zahl" (διάμετρος ἀριθμοῦ) ist der Zahlenausdruck der Diagonale eines Quadrates, dessen Seite durch eine gegebene Zahl ausgedrückt wird, oder mit anderen Worten die Seite eines Quadrates, das doppelt so gross ist als erste (d. h. wenn die gegebene Qudratseite $= a$ ist, ist die Diagonalzahl $= \sqrt{2a^2} = a\sqrt{2}$); und da die Alten die Irrationalität dieser Diagonalzahlen erkannten, so nannten sie solche auch „irrational" (διάμετρος ἄῤῥητος); zugleich aber nahmen sie jene sogenannte ganze Zahl, die der irrationalen Wurzel approximativ am nächsten kommt, anstatt der letzteren in Rechnung und nannten sie eine „rationale Diagonalzahl" (διάμετρος ῥητή). Danach also ist in unserer Stelle hier „die rationale Diagonalzahl von Fünf" $= \sqrt{2.5^2} = \sqrt{2.25} = \sqrt{50}$, approximativ $= \sqrt{49} =$ 7; die Quadratzahl aber dieser Zahl ist 49, von jeder Quadratzahl aber soll 1 abgezogen werden, also $49 - 1 = 48$, und da hundert solche genommen werden sollen, so ergibt sich $48 \times 100 = 4,800$; hierzu aber sollen noch „zwei Quadratzahlen der irrationalen Diagonalzahl von Fünf" kommen, und da diese irrationale Diagonalzahl $= \sqrt{50}$, ihre Quadratzahl aber $= (\sqrt{50})^2 = 50$ ist, so kommen hiermit $2 \times 50 = 100$ hinzu, und es ergibt sich $4,800 + 100 = 4,900$; dies aber ist auch wirklich eine Quadratzahl, d. h. der Flächeninhalt der Quadratseitenfläche des Parallelepipedons; und wenn nun endlich die dritte Dimension dieses auf „hundert Kubikzahlen von drei", d. h. auf 2,700, angegeben wird, so ist hiermit der Zahlenausdruck des Parallelepipedons selbst $= 70 \times 70 \times 2,700 = 4,900 \times 2,700 = 13,230,000$. — Haben wir auf diese Weise das Rechenexempel bezüglich der zwei Harmonien nach Platos Worten

in den zwei Zahlen 1,000,000 und 13,230,000 ausdrücken können, so bleibt allerdings noch die Frage übrig, wie denn solches mit ebenjener Verbindung zusammenhänge, die das Verhältnis 4:3 mit 5 eingehen sollte. Vielleicht darf diese Frage folgendermassen beantwortet werden: Wenn das Verhältnis 4:3 in richtiger Weise mit 5 verbunden wird, nämlich 4:3:5, so dass also die Quotienten $^4/_3$ und $^3/_5$ entstehen, so fällt bei jeder Multiplikation 3 aus, und es bleibt nur die Wirkung der Zahlen 4 und 5 übrig, und insofern Plato die Wirkung einer Zahl, die sie als Divisor hat, der, die sie als Faktor hat, im Hinblick auf die Idee der betreffenden Zahl völlig gleichstellt, so könnte ja sehr wohl gesagt werden, dass auch in der Zahl 1,000,000 nur eine Wirkung von 4 und 5 vorliege (denn $1{,}000{,}000 = 4^3 \times 5^6$) und diese hiermit dem Verhältnisse 4:3:5 nach Elimination der 3 entspreche; hingegen wenn 4:3 in eine unrichtige Verbindung mit 5 gebracht wird, so dass die Quotienten $^4/_3$ und $^4/_5$ oder $^5/_4$ und $^5/_3$ oder $^3/_4$ und $^3/_5$ entstehen, so bleiben bei jeder Multiplikation die Wirkungen der drei Zahlen 3 und 4 und 5 stehen; und da Plato ausserdem bei dem Flächeninhalte jener Quadratfläche durch die sogenannte rationale Diagonale auch noch die Zahl 7 (nämlich 49) beizog, so scheint sehr von Bedeutung zu sein, dass die Zahl 13,230,000 durch sämtliche Zahlen von 2 bis 10 teilbar ist (es ist nämlich $13{,}230{,}000 = 2^4 \times 3^3 \times 5^4 \times 7^2$), denn insofern diese zweite Harmonie auf solche Weise die ganze Vielheit in sich enthält, wohnt ihr eben die Gefahr einer Störung ein, wohingegen die erste Harmonie den Ausgangspunkt der Vielheit, nämlich die 5, derartig mit der göttlichen 4 verbunden enthält, dass nur Potenzen von 10 erscheinen."

Die Assyrer waren bekanntlich ein sehr niedrig stehendes Volk, das weder heilige Bücher noch Literatur besass, soweit man dazu keine apokryphischen Phallusgesetze und eine unlesbare Sündflutsage rechnen will, beide aus dem 6. Jahrhundert, wenn auch nach „verloren gegangenen Originalen“, die kein Mensch gesehen hat.

Ihre Sprache gleicht dem Gesange der Stare in Kirschbäumen, und ihre Schrift sieht aus wie Kleie, Vögeltritte oder Nägel; hat ein halbes Jahrhundert lang den Triumph der Wissenschaft gebildet. Denn sie ist am schwersten von allen Sprachen, weil jedes Wort alles Mögliche bedeuten kann. Trotzdem haben die Thophetstaaten* Professoren und Dozenten in dieser Sprache ernannt; zwei Male in der Woche halten sie Vorlesungen während der kalten Jahreszeit, hören aber auf, wenn die Wärme kommt.

Die assyrische Arithmetik ist ebenso schwer zu lernen wie die Sprache, weil Ziffern fehlen und die Zahlen mit Buchstaben bezeichnet werden, deren Vieldeutigkeit die reichste Abwechslung für die Deutungen gibt.

Vor 25 Jahren konnte man die Ziffern lesen, aber die neuern Grammatiker lassen sie aus, weil „man nicht mehr als einige Stücke kennt.“

Die zweideutige Nation an den Ufern des Euphrat liebte Zweideutigkeiten aller Art, und darum führten sie zweideutige Bezeichnungen der Zahlenwerte ein. So wurde 1 mit einem 𒁹 bezeichnet. Aber dieser Keil bedeutet auch 60. Wenn man also 60 schreiben wollte, so schrieb man 1, und umgekehrt. Wenn man Schuldscheine ausstellte, so machte das wenig aus, denn sieben für zwei zu nehmen, muss nach den Phallusgesetzen erlaubt gewesen sein.

Aber sie müssen in der Mathematik nicht stark

* Strindberg, Die grosse Landstrasse: Die Stadt Thophet.

gewesen sein, denn ihre Rechentafeln zeigen gewisse Eigentümlichkeiten, welche die Schulknaben heute idiotisch nennen würden, wenn sie es nämlich wagten.

Besonders schwer fiel es den Assyrern, die Zahl 1 mit sich selbst zu mulitiplizieren, denn sie hatten lange Tabellen, in denen 1×1 hunderte Male wiederholt wurde. So sah das Einmaleins aus:

$1 \times 1 = 1$
$1 \times 1 = 1$
$1 \times 1 = 1$
$1 \times 1 = 1$
$1 \times 1 = 1$
$1 \times 1 = 1$
usw.

Aber die Kubuszahlen von 1 sahen ebenso schwierig aus:

$1^3 = 1$
$1^3 = 1$
$1^3 = 1$
$1^3 = 1$
usw.

Und die Wurzeltabellen waren ebenso sinnreich:

$\sqrt{1} = 1$
$\sqrt{1} = 1$
$\sqrt{1} = 1$
usw.

Obwohl weder Kubus noch Wurzelzeichen hingesetzt wurden.

Eine andere Eigentümlichkeit in ihrer pythagoräischen Tafel war die, dass sie den wichtigen Multiplikand ausliessen, ohne den wir hochentwickelten Menschen nicht multiplizieren können.

Ein perverser Geschmack für die gleichgültige Zahl 540, die weder Quadrat, Kubus noch Wurzel ist, hatte sie veranlasst, eine besondere Multiplikationstabelle für die tote Zahl aufzustellen. Da sie

aber das Geheimnisvolle liebten, liessen sie die Zahl selbst aus: das wirft einen magischen Schimmer über ihre Mathematik. So sieht die Tabelle aus:

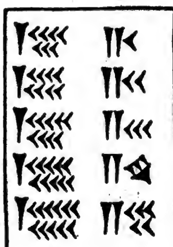
$$\times\ 1 = 540$$
$$\times\ 2 = 1080$$
$$\times\ 3 = 1620$$

usw. bis

$$\times\ 50 = 27\,000$$

Das gleicht ja einer Reihe Gleichungen mit mehreren Unbekannten, und es ist möglich, dass die Aufstellung ein Problem bildete, bei dem die Zahl 540 als Multiplikand gesucht werden sollte. Diese Rechnung wäre doch bedeutend erleichtert worden, wenn man die Zahl als erstes Produkt ausgeschrieben hätte.

Das war doch leicht, findet man. Aber die Schwierigkeiten wachsen in unerhörter Progression. Man betrachte genau diese hier wiedergegebene Rechentafel.



Wenn man auch gelernt hat, wie die Ziffern aussehen, so erkennt man nicht eine einzige auf dieser Rechentafel. Die allereinfachste, nämlich 𒐖𒌋 ist nicht einmal bei Delitzsch zu finden. 𒐖 ist allerdings 2 und 𒌋 ist 10, aber 12 wird 𒌋𒐖 und

20 [cuneiform] geschrieben. Das ist hoffnungslos für uns, aber nicht für den Professor.

Die erste Reihe [cuneiform] soll heissen: 60 = [cuneiform] × 7 = [cuneiform] × 10.

Soll [cuneiform] mal bedeuten und [cuneiform] 10? Fortsetzung:
60 + 7 × 10 = 2 × 60 + 10 = (Achtung!)
67 × 10 = 670 = 2 × 60 = 120 × 10 = 1200.
Ergo 670 = 1200, in Mesopotamien nämlich, aber nicht in Europa.
Ferner:
60 + 8 × 10 = 2 × 60 + 20 oder 68 + 10 = 680 = 2 × 60 = 120 + 20 = 140.
Ergo 680 = 140, was erweislich Lüge ist.

Betrachten wir jetzt [cuneiform], der sowohl 1 wie 60 bedeutet, so besteht, trotzdem die Bezeichnung idiotisch ist, doch eine Möglichkeit, dass man nach 50 [cuneiform] auf einer neuen Kugel begann, wie wir nach 10 und 100; dann aber würde 60 naturgemäss mit einer neuen Signatur bezeichnet, die keinen Anlass zu Missverständnissen gibt. Der Römer setzte X ein, als die Zehner begannen, und C, als die Hunderter sich einfanden. Was die Einheiten betrifft, so sind die recht logisch entstanden, wenn sie richtig gezeichnet sind.

[cuneiform] = 1
[cuneiform] = 2
[cuneiform] = 3
[cuneiform] = 4
[cuneiform] = 5

usw. bis

[cuneiform] = 10

Warum aber die 4 und nicht die 5 ein neues Zeichen erhalten hat, ist nicht zu erklären, da das System dekadisch ist.

Das Zeichen ist übrigens ein Buchstabe oder eine Silbe oder ein Wort, so ausserordentlich vieldeutig. besitzt zuerst den phonetischen Wert ag, ga, gar, ig, lammu, mu, ni, nig, nik, nin, ninni, nita, sa. Wenn es das Zahlwort 4 ist, heisst es irbit; sonst kann es nasu ausgesprochen werden und bedeutet tragen; sakânu = planen, und mit dem Zeichen  bedeutet es Leutnant(!). Übrigens bedeutet das Relativum welcher, assur und alles mögliche andere.

Neigt man das Zeichen etwas, ungefähr so lautet es: dab, di, ti, du, dub, dug, dugu, ha, hi sar, sur.

Glaubt ihr daran, Jünglinge?

In einer neueren assyrischen Grammatik von Scheil und Fossey (die ich schon in diesem Blaubuche zitiert habe), erhält man die „Aufklärung", dass man nur die Aussprache von einigen wenigen Zahlworten kennt, nämlich 1, 2, 3, 4, 7.

Das ist eine wertvolle Aufklärung!

Jetzt schliesse ich, indem ich die noch merkwürdigere Divisionstabelle wiedergebe, die mit nur 12,960,000 beginnt:

„1 = 8,640,000 âm
2 = 6,480,000 „
3 = 4,320,000 „
usw. bis
72 = 180 000 âm

Professor Hilprecht bittet den Leser jedoch darauf zu achten, „dass 1 an Stelle von ⅔ steht, das heisst, von der Grundzahl fortdividiert wird. Und also 1 von 12,960,000 = 8,640,000."

Ist es jetzt klar?

MATHEMATISCHE GEWISSHEIT.

Die Zahlen 1—9 sind Einheiten mit verschiedenen Eigenschaften, verschiedenen Fähigkeiten, abhängig von der Zahl als Ausdruck für eine gegebene Anzahl, Menge, Größe, mit einem Wort.

Die Zahl 1 ist eine irrationale Zahl, die in der Mathematik rein konventionell behandelt oder nach Bedarf geändert werden muß.

Beispiel $1\times1=1$, unzweifelhaft. Aber $(1)^2$ ist nicht 1, weil das Quadrat von einer gegebenen Zahl grösser sein muss als die Zahl selbst.

Das Quadrat von 1 müsste nicht 1, sondern 1□ oder $(1)^1$ geschrieben werden.

Die Wurzel aus 1 kann logischer Weise nicht 1 sein, weil die Wurzel aus einer Zahl kleiner sein muss als die Zahl selbst. Aber mathematisch oder formell ist $\sqrt{1}=1$. Die Mathematik widerspricht in diesem Falle der Logik oder der reinen Vernunft, und darum ist die Mathematik in diesem Kardinalfall vernunftwidrig.

Die 1 besitzt jedoch Eltern, denn sie kann aus Bruchzahlen entstehen. Jede Zahl (n), multipliziert mit dem umgekehrten Wert der Zahl $\left(\frac{1}{n}\right)$, ergibt 1.

Jede Zahl, mit sich selbst geteilt, gibt 1.

Das Quadrat einer Zahl kann logischer Weise nicht gleich dem Kubus einer Zahl sein; da dies aber mit 1 der Fall ist, so ist 1 eine sinnlose Zahl oder falsch bezeichnet.

Der Kubus von 1 ist auch gleich der Quadratwurzel aus 1, was noch sinnloser ist.

Auf dieser Sinnlosigkeit, der 1, bauen sich dann alle Werte auf, und auf diesen falschen Werten fusst die mathematische Wissenschaft, die „einzig exakte, unfehlbare“.

Die 1 muss etwas Negatives in sich besitzen, auch

wenn es sich um + 1 handelt, das positiv ist. Die Hälfte der 4, nämlich 2, kann sich produzieren und eine Vermehrung erreichen, aber die Hälfte von 1 produziert sich rückwärts und erreicht eine Verminderung; denn $\frac{1}{2} \times \frac{1}{2} = \frac{1}{4}$.

Aber die Multiplikation ist eine Addition, sagt man, also eine Vermehrung oder Zusammenfügung. $2 \times 2 = 2 + 2 = 4$ in beiden Fällen. Aber $\frac{1}{2} \times \frac{1}{2}$ ist nicht $= 1$ sondern $= \frac{1}{4}$.

Also die Regel beginnt mit einer Ausnahme für die Kardinalzahl 1.

Der Wert 1 kann also mathematisch durch folgende köstliche Gleichung bezeichnet werden:

$$1 = \sqrt{1} \times (1)^2 \times \sqrt[3]{1} \times (2.{}^1/_2)^2 \times (2.{}_1/_2)^2.$$

Stelle ich aber diese Gleichung auf: $(1)^2 = \sqrt{1}$, um sie zu lösen, werde ich entgegengesetzte Operationen auf beiden Seiten des Gleichheitzeichens vornehmen.

$(1)^2$ soll vom Quadrat befreit werden; indem man aus den beiden Gliedern der Gleichung die Wurzel zieht $= \sqrt{(1)^2 \sqrt{2} =}$?

Eine neue Sinnlosigkeit.

Man quadriert ja eine Zahl, indem man sie mit sich selbst multipliziert; aber es gibt eine umständlichere Art, bei der die 1 wirklich wie eine vernünftige Zahl behandelt wird.

Das Quadrat von 2 ist $= 2x \times \frac{x}{2} = x^2$.

Oder $(2 \times 2)\ (2 : 2) = 4 \times 1 = 4$.
Also $(1)^2\ (1 \times 2)\ (1 : 2) = 2 \times {}^1/_2 = 1$.
$(10)^2 = (10 \times 2)\ (10 : 2) = 20 \times 5 = 100$.

Bei 11 kann man mit der Summe der [illegible] 2 interpolieren; $(11)^2$; $1 + 1 = 2$; 121. Eb[illegible], wenn man mit 11 multipliziert. 11×13; $1 + 3 =$ [illegible]; 143; ein alter bekannter Richtweg.

Die Zahl 0 ist kein Wert, nur eine Bezeichnung. „0 ist das Zeichen, das in der Positionsarithmetik gebraucht wird, um auszudrücken, dass bei der Zahl, die bezeichnet werden soll, eine gewisse Dignität der Basis des Zahlensystems fehlt.“

Diese mathematische Definition ist nicht exakt, denn in der Bezeichnung zehn = 10 fehlt nichts, um exakt den Wert $\begin{matrix}11111\\11111\end{matrix} = 10$ wiederzugeben. Auf mehrere Arten kann 0 ausgedrückt werden. $n - n = 0$, das ist: jede Zahl, von sich selbst abgezogen, ist = 0.

0 ist auch der „Gegensatz von ∞ = Unendlichkeit.“ Aber das ist kein reiner Gegensatz. Die Kotangente von 0^0 ist auch = ∞. Die Sekante und auch die Tangente von 90^0 ist = $\pm \infty$.

Log. 0 = $-\infty$; aber das sind nur Gedankenspiele und Paradoxa.

Wenn ein Kohlenträger seine Säcke mit einem Stück Kreide zählen will, so zieht er fünf Striche | | | | | und macht ein Kreuz darüber |⌐|-|-|_|, denn er rechnet nach den Fingern. Der Römer rechnete auch bis 5; als er aber bis 10 kam, setzte er zwei V übereinander, $\begin{matrix}V\\\Lambda\end{matrix}$, die wir X = x nennen. Aber wir setzen 1 und 0 (nicht plus). Durch Position wird die 1 = 10; aber man kann auch sagen, daß die 0 durch Apposition der 1 ihren Wert von 10 gegeben hat. Die 0 ist eine unfertige 9, die das , verloren hat; es ist aufgegangen in das Glied links.

Die Null kann eine Lücke sein, ist es aber nicht ·r.

Iebräischen heißt die Null Zero(gh) = Zero c deutet Helfer; das ist ein guter Name.

Türke beginnt mit der Null, die Syfyr heisst, was h bräisch Sephorah = Ziffer ist. Aber dadurch wird die Rechnung des Türken so verschoben, dass

seine 2 ebenso heisst wie die 1 des Hebräers. Iki (türk. = 2), Echad (hebr. = 1).

Daraus kann man auch erklären, warum die 9 des Türken Doqur heisst, das nach dem Deka des Griechen und dem Decem des Lateiners 10 sein müsste.

Warum aber der Türke die 8 Sekis nennt, das Sex (lat.) sein müsste, oder durch Verschiebung, weil die Null mitzählt, 7 = Septem, Hepta, ist schwerer zu erklären.

10 heisst On (türk.), das = Unus (lat.) sein kann, One (engl.) = 1 (in der zweiten Dekade).

Die verschiedenen Eigenschaften der neun ersten Zahlen sind wohl immanent, obwohl wir nicht die Ursache erklären können. Wenn wir nämlich nach neun fortsetzen und den Zahlen andere Namen geben würden, ohne sie in Dekaden oder Pentaden einzuteilen, würde das Verhältnis nicht anders sein.

Man fragt wohl, warum sie neun sind, während die Farben sieben, und die Töne in der Skala sieben. Zehn ist ja gewissermassen die Oktave (Dekade) von eins: alles wiederholt sich von und mit zehn, aber eine Oktave (Dekade) höher, wie ein gestrichenes C = ungestrichenem C ist, aber „auf einer höheren Ebene“.

Die Zahlen 1—9 bilden eine arithmetische Reihe mit der Differenz 1 konstant (= δ).

Die Summe von 1—9 ist 45. (45 ist „Crookes Zahl“, die in der Chemie in gewissen homologen Reihen vorkommt.) Die Zahl 45 hat zu invertiertem Wert, 0,022222. Das Quadrat von der Summe der 9 ersten Zahlen = 45^2 = 2025.

Aber (merke auf!) Die Zahl 2025, die das Quadrat der Summe von 1—9 ist, ist auch gleich der Summe der Kubuszahlen von jeder einzigen der Zahlen 1—9:

$$(1+2+3+4+5+6+7+8+9)^2$$
$$= 1^3 + 2^3 + 3^3 + 4^3 + 5^3 + 6^3 + 7^3 + 8^3 + 9^3$$

Dagegen ist die Summe eines jeden Quadrates 1—9 = 285. Und der Kubus der Summe 1—9 = 45^3 = 91 125.

Stelle ich die Quadrate von 1—9 auf:

1
4
9
16
25
36
49
64
81
285

so gibt die erste Linie der Einer 45 (also die Summe von 1—9).

Die Zahl 45 = 5 × 9; oder semi × maximum, da 5 semi und 9 maximum ist.

Die Zahlen 1—9 können zu 84 verschiedenen Zahlen (dreistelligen) kombiniert und 362 880 Male permutiert werden.

Die Zahl 45 ist = 5 × 9. Die 5 hat ja die Eigenschaft, dass Zahlen, die auf 5 enden, auch durch 5 geteilt werden können, und darin ist die 5 der 0 gleich.

Die 9 ist höchst merkwürdig in ihren Eigenschaften, an die wir uns vom Rechenbuch erinnern. Wenn die Summe der Zahlen durch 9 geteilt werden kann, so kann man die Zahl durch 9 teilen, aber die Ursache wird nie richtig angegeben.

Merkwürdiger ist jedoch: wenn die Ziffern einer Zahl umgekehrt und beide von einander abgezogen

werden, wird der Rest oder die Ziffernsumme des Restes 9. Beispiel:

35 – 36	$\begin{array}{r} 63 \\ -36 \\ \hline 27 \end{array}$	$27 = 2 + 7 = 9$
365—563	$\begin{array}{r} 563 \\ -365 \\ \hline 198 \end{array}$	$1 + 9 + 8 = 18; 1 + 8 = 9$

Das Quadrat von 9 ist 81. Aber der Kubus der letzten und vollkommenen Zahl 9 ist 729. Das ist die Zahl Platos!

Mit den „Vier Rechnungsarten“ werden ja alle Probleme gelöst, auch die der höheren Mathematik, wenn auch gewisse Gedankenoperationen nötig sind, um die Quatuor species anwenden zu können. Wenn die Erfahrung die Richtigkeit einer Operation für viele oder alle Fälle bestätigt, so verallgemeinert man diese und stellt eine Formel auf, um das Gedächtnis zu unterstützen.

Die schönsten Entdeckungen in der Positionsarithmetik sind die Regula de Tri und noch mehr die Kettenrechnung. Dass sich die Ursachen zu einander wie die Wirkungen verhalten, findet man klar: Preis wie Wirkung, Ware wie Ursache; Geschwindigkeit wie Ursache, Wegstrecke wie Wirkung usw.

Nicht so klar ist es dann, wie man die vierte Unbekannte finden soll; das lernt man gewöhnlich auswendig, ohne nachzudenken. Wenn man schliesslich Regula de Tri gelernt hat, erfährt man, daß man das Problem auch mit „kunstloser Arithmetik“ lösen kann, das heisst mit mehr oder weniger Nachdenken („Kann man auch machen!“), ohne die Formel anzuwenden.

Am schönsten ist die Kettenrechnung; da finden wir den Sorites oder Kettenschluss der Logik wieder. Die Aufstellung ähnelt einer Reihe Gleichungen, in denen die strengste Logik herrscht. Aber das erste und letzte Glied sollen von derselben Art sein wie das folgende vom vorhergehenden.

Auch hier erfährt man, dass „alle Probleme der Regula de Tri durch Kettenrechnung gelöst werden können“, folglich auch „kunstlos“.

Wenn sich ein Jüngling dann der Algebra nähert, fragt er, wozu die sein soll. Warum tote Buch-

staben, wenn es lebendige Ziffern gibt, denen keimfähige Kraft innewohnt. Ja, antwortet man, jedoch etwas unsicher, die Ziffern gaben nur einen besonderen Fall an, die Buchstaben können für alle Fälle angewendet werden. Der Jüngling denkt nicht weiter nach, sondern wird von den verba und verber* magistri zum Schweigen gebracht.

Wenn man nun hinterher die Antwort prüft, so zeigt es sich, dass sie nicht ganz wahr ist.

Bei der Regula de Tri lernte ich, dass die Ursachen sich wie die Wirkungen zu einander verhalten. Und zwar ohne Buchstaben, aber von einem besonderen Fall beleuchtet, der sich als allgemein erwies. Und wenn ich auf der andern Seite in der Zinsrechnung die Formel $100 : k = p : i$ finde, so ist dies Algebra. Der Unterschied zwischen Algebra und Arithmetik ist also nicht genau angegeben, während man doch ein Recht hatte, das zu erwarten.

Und wenn man etwas in die Algebra eingedrungen ist, erfährt man, dass man auch mit der Regula de Tri rechnen kann, denn Regula de Tri ist Gleichungslehre. Ein aufgeklärter Lehrer fragt sich da, was man mit dem neuen Plunder machen soll; der ist nicht einladend, da man die Operation schon kann.

Darum sagt der Verfasser sehr naiv, wenn er zu den Brüchen der Algebra kommt: „Der Leser wird bald finden, dass die Rechenoperationen in der Algebra dieselben sind, die man aus der Arithmetik kennt.“ Schön!

Gleich darauf muss man von neuem lernen, was man schon kann: Gesellschafts-Rabatt-Diskont. Wenn man zur Regula de Tri kommt (in der Algebra), erfährt man, dass „die Antworten auf soge-

* Verba und verber magistri, Worte und Schläge des Lehrers.

nannte Regula-de-Tri-Fragen leicht mit Hilfe der Algebra gefunden werden können".

So leicht ist es nicht, und das Rechenbuch lehrte uns übrigens, dass die Regula de Tri noch leichter mit Kopfrechnen gerechnet werden kann. Der Jüngling fragt sich noch ein Mal: Was soll ich mit der Algebra, da die Arithmetik ebenso gut, ja besser ist?

Dann nähert er sich dem großen binomischen Lehrsatz; aber ehe er ihn kennengelernt, hat er im Rechenbuch gelernt, dass $(3 + 4)^2 = 25$ ist, weil $3^2 + 4^2 = 9 + 16 = 25$. Um also ein Binom ins Quadrat zu erheben, quadratiere ich die Summe der beiden Glieder. Das hielt der Jüngling für eine exakte, unerschütterliche Methode. Nun aber kommt Newtons binomischer Lehrsatz und lehrt etwas ganz anderes. Denn nun ist $(a + b)^2 = a + 2ab + b^2$, also nicht wie das Rechenbuch lehre. Denn nach der Algebra sollte $(3 + 4)^2 = 3 \times 3 + 24 + 4 \times 4 = 49$ sein. Und auch dies geht auf Schrauben, denn $a + b$ kann nicht ausgeführt werden, sondern bleibt in Unendlichkeit $a + b$.

Der arithmetische Ausdruck $(3 + 4)^2$ ist jedoch zweideutig, denn er kann auch $3 + 4 = 7^2 = 49$ bedeuten.

Der algebraische $a^2 + 2\ ab + b^2$ ist länger und umständlicher als der Richtweg $3 + 4 = 7^2$.

Und der binomische Lehrsatz hat keine Anwendung, da Richtwege in der Mathematik vorgezogen werden, wie die Logarithmen zeigen, jedoch nicht immer. Denn die Logarithmen sind zuweilen Umwege. Beispiel: Zu welcher Potenz muß 10 erhöht werden, um 100 zu geben? Das geht mich nichts an, kann der Jüngling antworten, und das ist ein Rechenrätsel, das ich im Kopfe lösen kann. Und das äußert umständliche Verfahren mit Charakteristik und Mantisse des Logarithmus, mit dem Redu-

zieren auf verschiedene Basen, ist unpraktisch, folglich dumm. Indem der Logarithmus ohne Grund in das schöne Lehrgebäude, das Trigonometrie heisst, eintritt, ist dieser ganze wichtige und wunderbare Teil der Mathematik verdorben worden.

Dass log. 100 indessen 2 ist, da die Basis 10, ist ja selbstverständlich.

Dass log. 45 = 1,653 213, ist ja angenehm zu wissen, aber ich verstehe nicht, was mich das angeht. Und wenn ich dann die entsprechende Zahl suche, ist sie schon in der Tabelle ausgerechnet. Warum da nicht ebenso gern ausgeführte Multiplizierungen aufstellen, wie man für Quadrate, Kuben, Sinus, π usw. macht. (Solche nützlichen Tabellen sind wirklich gedruckt.)

Nun kommt die höhere Mathematik, das höchste Wissen: die Differentialrechnung. Durch dieses Verfahren „untersucht man gleichartige Veränderungen bei variablen Grössen, die von andern abhängig sind".

Ja, aber das machte man in der Regula de Tri auch. Die Rente von ausgeliehenen Geldern ist ja eine Variabel, die vom Kurse abhängt und von der Grösse der Geldsumme, aber auch von der Zeit, auf die das Geld ausgeliehen ist. Das sind ja variable Grössen, „die von andern abhängig sind," wie jede Wirkung von der Ursache abhängt. Eine Steinmauer ist jetzt im Augenblick = 5 Ellen und hat 10 Ladungen verlangt. Nun soll die Mauer zu 79 Ellen variiert werden, und dann muss die Anzahl der Ladungen variieren. Dies ist Regula de Tri, die auch im Kopfe gerechnet werden kann, aber das ist auch Differential, denn ein Beispiel der Differentialrechnung ist dieses: „Man bezeichne die Seite eines Quadrats mit x und dessen Fläche mit 2; wenn dann x gleichmässig wächst, muss 2 schneller zunehmen."

Das ist ja selbstverständlich.

Und in der Arithmetik heisst es: Wenn ein Zeugstück von a Quadratmeter b lang und c breit ist, wie lang wird es werden, wenn es nur c—d breit ist?

Nun tritt das Wort Funktion auf, das nur eine Umschreibung ist, ein neuer Name für eine alte Sache, denn die Fläche eines Kreises ist eine Funktion von dessen Radius usw.

Nun sollen die Funktionen eingeteilt werden, und ausser den transzendenten sind „alle anderen einfach". Der Gegensatz von transzendent ist algebraisch, und algebraisch ist die Funktion, die das Resultat von Addition, Subtraktion, Multiplikation, Division oder Wurzelziehung ist. Dass „alle andern einfachen Funktionen" transzendent genannt werden, ist keine gute Definition und ehrt einen Mathematiker nicht.

So erfährt man, dass die „Anzahl der transzendenten Funktionen in der Tat sehr gross ist, ja unbegrenzt"...

Die Erklärung ist kostbar; aber unbegrenzt ist nicht = sehr gross, sondern = unendlich gross (∞).

Dann erfährt man: „Wenn y eine gewisse Funktion von x ist, soll im Gegenteil x die umgekehrte Funktion von y sein." Dieser elementare, selbstverständliche Satz muss doch mit einem Beispiel beleuchtet werden: Wenn $y = \sqrt{x}$ ist, so ist $x = y^2$.

Das stand ja auf der ersten Seite der Algebra, die man in der fünften Klasse lernte.

Doch bei der Einweihung in diese bizarre Pagode, wo kindliche Axiome mit unergründlicher bodenloser Tiefe von — Unsinn vermengt werden, wird der Neuling an der Tür bereits von einem naiven Bekenntnis abgeschreckt. Hören wir!

„Oft kann man wissen, daß eine Variable die

Funktion von einer andern ist, ohne dass der Zusammenhang, der zwischen ihnen besteht, näher bekannt ist, ja mit einer der in der Wissenschaft gegenwärtig angewandten Bezeichnungen ausgedrückt werden kann.“

Wie kann man das denn wissen, wenn die Mathematik das höchste Wissen ist? Auf dem Wege der Intuition, die also höheres Wissen schenkt, das für die höchste Mathematik nicht erreichbar ist.

Aber das ist eine Bankrotterklärung, die den gewaltigen Band über Differentialrechnung und algebraische Analysis einleitet: den hätte man darum auch ungeschrieben lassen können.

Und dann beginnt doch die Wanderung durch das Labyrinth, aus dem kein Ausgang führt und wo das Dunkel herrscht. Aber ein Mal schimmert ein Stern in Gestalt eines kleinen Zweifels an dieser unbegreiflichen Weisheit —, die man allerdings auswendig lernen, aber nicht verstehen kann. Als er auf die Grenzwerte zu sprechen kommt, sagt der Verfasser: „In diesem Umstand, daß die Benennung Unendlichkeit und das Zeichen ∞ durchaus keine gewisse Grösse bedeuten, sondern nur verkürzt sind, an und für sich nicht ganz richtige Rede- und Schreibart, liegt der Grund, daß jede Art Rechnung mit diesem Zeichen unerlaubt ist.(!) Wir warnen darum den Anfänger auf das bestimmteste, solche Schlussätze zu machen, wie z. B. $\infty - \infty = \infty$, oder $\frac{\infty}{\infty} = 1$ oder dergleichen!“

Diese Warnungstafel ist wohl berechtigt, kommt aber etwas zu spät, denn in der Algebra hatten wir solche idiotische Rechnung gelernt: Unendlich, dividiert mit sich selbst, wurde = 1. Noch schlimmer ist $9^{\infty} = 0$; oder cot. $360^{\circ} = -\infty$.

Da wird die ganze Wissenschaft in ihren Grundfesten erschüttert, aber sie bewegt sich doch.

Aber auch der Verfasser wird dann und wann

von berechtigtem Zweifel an der Unfehlbarkeit seiner eigenen Lehrsätze erschüttert, und mit einem „Dagegen kann man einwenden . . .“ reisst er seine künstliche Naht auf.

Bei der dunklen Rede vom Derivat öffnet der Verfasser sein beklommenes Herz und bricht aus: „Indessen wendet man fast niemals eine solche Methode (wie oben) an, teils weil die fragliche Lösung nur in verhältnismässig wenigen Fällen ausführbar ist, teils weil auch in diesem Falle das Resultat unnötig weitläufig werden würde. Mit Hilfe des Lehrsatzes b im vorigen Paragraph kann man nämlich auf eine weit einfachere Art das Derivat von y erhalten!“

„Kann man auch machen!“

Wenn man schliesslich die Spitze der Mathematik erreicht hat, die maxima und minima heisst, so wird es wieder leichter.

Beispiel: Welches ist die Höhe in dem grössten Zylinder, der in eine gegebene Sphäre eingezeichnet werden kann, dessen Radius r ist? Kann ohne Zweifel kunstlos mit Euklid und Quatuor species gelöst werden.

Ein anderes Beispiel: Ein Baumstamm soll in wagerechter Lage von einer Strasse in eine andere geführt werden, die rechtwinklig dazu liegt. Die Breite der einen ist a, der andern ist b. Wie lang muss der Stamm sein, damit dieses möglich ist?

Antwort: Dies ist ein artiges Rätsel; aber kein kluger Arbeiter stellt sich hin und rechnet das aus. Er probiert ganz einfach.

Aber dies ist Mathematik! Ein artiges Spiel für Leute, die nichts zu tun haben; Geduldspiel, Rätsel und Scharaden lösen, besonders auf gekünstelte Art. Eine einfache Art gilt nicht, obgleich sie besser und schöner ist; die ist nicht wissenschaftlich!

Aber dieser ganze Plunder hat auch etwas Schar-

latanartiges an sich. Er ist in Fragen und Antworten dargestellt, und auf zudringliche Fragen antwortet man nicht oder mit Hokuspokus, den man immer bei sich trägt, um scharfsinnige Fragen abweisen zu können.

Beispiele für die unpraktische Anwendung der Logarithmen:

Wenn ich 27 mit 28 multiplizieren will, so suche ich zuerst in der Logarithmentabelle die Logarithmen der beiden Zahlen und addiere diese. Die erhaltene Summe ist der Logarithmus für das Produkt der Zahlen; nun schlage ich in der Tabelle die entsprechenden Zahlen der Logarithmensumme nach und habe dann erfahren, wieviel 27 × 28 ist. Frage: ist es nicht einfacher, 27 mit 28 auf gewöhnliche Art zu multiplizieren? Doch, antwortet man, das ist einfacher, aber nicht wissenschaftlich.

Man urteile selbst! Log. 27 = 4314 und log. 28 = 4472. Addiere 4314 zu 4472. Summe 8786. Suche die entsprechende Zahl und siehe, es ist 756. Aber merke genau, dass eine lange Ausrechnung der Logarithmen vorher erfolgt ist, was das Verfahren noch sehr verlängert. Um das Unglück voll zu machen, „sind die meisten Logarithmen irrationale Zahlen“, das heisst nicht exakte. Aber 27 × 28 = 756 ist exakt. Man wähle also das Beste!

Wir kennen arithmetische und geometrische Reihen. Die Zahlen 1—9 bilden eine arithmetische Reihe mit der Differenz (δ) = 1. Das Einmaleins ist eine Reihe geometrischer Reihen von grösstem Interesse, weil in den Multiplen sich die wunderbaren Eigenschaften der einfachen Zahlen offenbaren; die wunderbaren, weil sie nicht erklärt werden können. Werden die Zahlen 1—9 mit 2 multi-

pliziert, zeigen sich die Ziffernsummen der Produkte in einer neuen Reihe:

2	1
4	3
6	5
8	7
	9

Zuerst alle geraden Zahlen bis 8; dann alle ungeraden bis 9.

Aber die „Ziffernsumme" ist ja an sich ein Unsinn, denn nach der Algebra kann man nur gleichartige Größen addieren; und Zehner sind ungleichartig von Einern.

Die Ziffernsumme von 12 ist = 3; aber 12 = (10 + 2). Die Summe von 10 + 2 ist 12. Aber die Ziffernsumme von 10 + 2 ist 3. Zehn als Einer zu betrachten, ist ja ein kühnes Unterfangen, das jedoch ein interessantes Resultat gibt.

Die Ziffernsumme in der 3-Reihe gibt folgende periodische Reihe:

3	3	3
6	6	6
9	9	9

Die 6 gibt:

6	6	6
3	3	12
9	9	9

Die 9 ist ja die wunderbarste von allen, denn die Ziffernsumme der Multiplen wird ja stets 9. Aber die Produkte der 9 sind eigentümlich; denn nach der 5 werden die Werte umgekehrt, so daß die Zehner Einer werden und umgekehrt.

9 18 27 36 45

Mit der 6 kehren die Zahlen um:

54 63 72 81

Man merke sich 45 und 54, 63 und 36, 72 und 27, 18 und 81.

Da die 9 konstant ist, muss ja das Verhältnis in den variabeln Faktoren 1—9 liegen. Aber das Multipel der 5 von 9 ist die umgekehrte Zahl (nicht Wert) der 6. Das der 4 die der 7, das der 3 die der 8, das der 2 die der 9. Da muß es ja einen geheimen Zusammenhang zwischen 5 und 6, 4 und 7, 3 und 8, 2 und 9 geben.

1—5 scheinen eine Art abgeschlossene Reihe zu bilden, die mit der 6 invertiert wird:

1	2	3	4	5
0	9	8	7	6

Ein Bustrophedon *, ein kontrapunktisches System mit motus contrarius, wie es in der Musik heißt.

Ferner: addiert man je zwei invertierte Produkte, so erhält man die Zahl 99:

54	63	72	81
45	36	27	18
99	99	99	99

Subtrahiert man sie, so erhält man die Reihe: 81 — 18 = 63; 72 — 27 = 45; 63 — 36 = 27; 54 — 45 = 9.

Addiert man 2 und 2 von den invertierten, erhält man 11. 5 + 6 = 11; 4 + 7 = 11; 3 + 8 = 11; 2 + 9 = 11.

Zum ersten Male gibt man acht auf die verschiedenen Eigenschaften der Einer, wenn man Brüche kürzt. Dann entdeckten wir die Differenzen bei ihren Multiplen, Quadraten, Kuben.

Wenn man dagegen eine Reihe durch fortlaufende Multiplikation der Zahl sich entwickeln lässt, die ich mit einem der logarithmischen Spirale entlehnten Ausdruck Selbstreproduktion (Bernoulli) nennen könnte,

* Bustrophedon, „furchenförmige“ Schreibart, weil die Zeilen so aufeinander folgen, wie man beim Pflügen des Ackers die Stiere wendet.

aber lieber Reduplikation nenne, so zeigen sich die Eigenschaften der Einer in neuer Beleuchtung.

Wenn ich 2 einmal mit sich selbst multipliziere, erhalte ich 4. Fahre ich mit 4×4 fort, so bekomme ich 16. Das ist ja nicht der Kubus von 2, denn dieser ist 8. Zum Unterschied von Kubus, der 3. Potenz oder Dignität ist, will ich Valenz sagen.

16 ist die 3. Valenz von $2 = 2^{111}$.

Die Zahlen 1—9 geben in der 3. Valenz folgende Reihe:

$$
\begin{aligned}
1^{111} &= 1\\
2^{111} &= 16\\
3^{111} &= 81\\
4^{111} &= 256\\
5^{111} &= 625\\
6^{111} &= 1296\\
7^{111} &= 2301\\
8^{111} &= 4096\\
9^{111} &= 6561\\
\hline
 & \quad 15233
\end{aligned}
$$

Diese Valenzreihe oder der Zahlen Fähigkeit zur Selbstproduktion ist in mehrfacher Hinsicht merkwürdig, denn sie enthält kosmische Zahlen und läuft der Kubus- und Quadratreihe derselben Zahlen parallel:

$$
\begin{aligned}
1^{111} &= 1 = 1^3 = 1 = 1^2 = 1.\\
2^{111} &= 16 = 2^3 = 8 = 2^2 = 4.\\
3^{111} &= 81 = 3^3 = 27 = 3^2 = 9.\\
4^{111} &= 256 = 4^3 = 64 = 4^2 = 16.\\
5^{111} &= 625 = 5^3 = 125 = 5^2 = 25.\\
6^{111} &= 1296 = 6^3 = 216 = 6^2 = 36.\\
7^{111} &= 2301 = 7^3 = 343 = 7^2 = 49.\\
8^{111} &= 4096 = 8^3 = 512 = 8^2 = 64.\\
9^{111} &= 6561 = 9^3 = 729 = 9^2 = 81.
\end{aligned}
$$

Wie wir am Anfang gesehen, bildete die Summe der Zahlen 1—9 = 45 und das Quadrat der Summe

von 1—9 = 45^2 = 2025. Aber 2025 ist auch die Summe der Kubuszahlen von jeder einzigen der Zahlen 1—9. Nach der Formel:

$$(1 + 2 + 3 + 4 + 5 + 6 + 7 + 8 + 9)^2 = 2025$$
$$= 1^3 + 2^3 + 3^3 + 4^3 + 5^3 + 6^3 + 7^3 + 8^3 + 9^3 = 2025$$

Aber die geraden Zahlen 2—8 geben die Summe 20, und die ungeraden 1—9 geben 25. Man beachte: 20, 25 = 2025. Die Zahlen 1—4 geben die Summe 10 (Pythagoras' Zahl); aber 1—5 geben 15 und 1—9 geben 45, die dreimal grösser ist. Also die Reihe:

$$6 \ldots 9 = 3\ (1 \ldots 5)$$

oder:

$$1 \ldots 5 = \frac{6 \ldots 9}{3}$$

Die Mathematik ist nicht so unerschütterlich, wie man behauptet. Die Eins, die bisher Primzahl war, ist nun als solche verworfen, weil sich die Definition der Primzahl geändert hat. Die Eins ist nämlich ein Produkt: von irgendeiner Zahl, mit dem umgekehrten Wert der Zahl multipliziert: $^2/_1 \times {}^1/_2 = 1$.

Aber die einfachen Primzahlen 3, 5, 7 bieten einige interessante Periodizitäten, die eine innere Verwandtschaft andeuten könnten. Erstens, wenn 1 beibehalten wird, so zeigt sie in der zweiten Oktave (Dekade) die vier: 11, 13, 17, 19 (= 1, 3, 7, 9). Die 2 gibt nur 23, 29 (= 3, 9), was auch der Fall ist mit der 5 = 53, 59. Die 2 und die 5 besitzen also etwas verborgenes Gemeinsames. (Man beachte: alle Dezimalbrüche besitzen 2 und 5 als Faktoren im Nenner.) Die 3 besitzt nur 31, 37 (1, 7), was auch mit der 6 eintrifft; das ist erklärlich. Die 4 besitzt 41, 43, 47, allein (1, 3, 7). Die 5 besitzt nur 53, 59 (3, 9) und gleicht darin der 8: 83, 89. Also: 2, 5 und 8 in diesem Falle verwandt (δ = 3). Die 6 besitzt 61, 67 (1, 7) wie die 3. Die 7 hat 71, 73, 79 allein in der Dekade und ist auch ein unsoziables

Individuum. Die 8 besitzt 83, 89 wie die 2 und die 5. Die 9 besitzt nur 97, allein.

Die Bewegungen der Zahlen in den oberen Dekaden bieten neue Gesichtspunkte und verdienten eine besondere Behandlung in einer Evolutionsmathematik, die fehlt.

Wenn ich in der Reihe 1—9 die vorhergehende Zahl mit der folgenden multipliziere, erhalte ich diese Reihe:

2 6 12 20 30 42 56

Dividiere ich in der Reihe 1—9 die größere Zahl mit der kleineren, so erhalte ich diese zwei Reihen:

$^2/_1 = 2$
$^3/_2 = 1^1/_2 = 1,5$
$^4/_3 = 1^1/_3 = 1,333 \ldots$
$^5/_4 = 1^1/_4 = 1,25$
$^6/_5 = 1^1/_5 = 1,2$
$^7/_6 = 1^1/_6 = 1,666 \ldots$
$^8/_7 = 1^1/_7 = 1,14\,285\,714\,2\,85$
$^9/_8 = 1^1/_8 = 1,125.$

$^1/_2 = 0,5$
$^2/_3 = 0,666 \ldots$
$^3/_4 = 0,75$
$^4/_5 = 0,8$
$^5/_6 = 0,8333 \ldots$
$^6/_7 = 0,85\,714\,285\,714$
$^7/_8 = 0,875$
$^8/_9 = 0,888 \ldots$

Man beachte, dass die beiden Reihen die invertierten Werte von einander zeigen; sie geben also 2 und 2 multipliziert = 1.

Die Periode . . . 333 . . . erscheint in $^4/_3$ und $^5/_6$. Die Periode . . . 666 . . . erscheint in $^7/_6$ und $^2/_3$.

Aber $^8/_7$ gibt die Periode 142 857, die in $^6/_7$ auf diese Art auftritt: 857 142 857 142 . . .

Quadriere ich die Reihe 1—9 erstens nach aer

Methode $(a + b)^2$, zweitens nach $a^2 + b^2$, so erhalte ich ja Differenzen $(2ab)$:

$$(2+2)^2 = 16$$
$$2^2+2^2 = 8$$
$$\delta = 8$$
$$(3+3)^2 = 36$$
$$3^2+3^2 = 18$$
$$\delta = 18$$
$$(4+4)^2 = 64$$
$$4^2+4^2 = 32$$
$$\delta = 32$$

usw.

Also die Differenz (δ) gleich $1/2$. Aber der binomische Lehrsatz der Algebra gibt die Differenz $2ab$, d. h. in diesem Fall nicht $2ab$, sondern a^2 oder b^2. Denn $(2+2)^2 = 4^2$ ganz einfach, ohne dass man die Operation $2ab = (2 \times 2) \times 2$ auszuführen braucht.

Dieses nur, um zu zeigen, wie die elementare Arithmetik einfacher und besser ist als die Algebra in diesem Falle.

Bilde ich Binome der Zahlen in der Reihe 1—9, die vorangehende und die nachfolgende, und quadriere diese Binome erstens als Binome, zweitens jede für sich, so erhalte ich Differenzen von anderer Art:

$$(5+6)^2 = 121$$
$$5^2+6^2 = 25+36 = 61$$
$$\delta = 60$$
$$(6+7)^2 = 169$$
$$6^2+7^2 = 36+49 = 85$$
$$\delta = 84$$
$$(7+8)^2 = 225$$
$$7^2+8^2 = 49+64 = 113$$

Hier tritt eine Periodizität ein, die ihre natürlichen Gründe besitzt, weil die Evolution der Termen stetig ist (Kette).

$6^2+7^2 = 85$; aber $85+36 = 121$, das ist =

$(5+6)^2$. Also: $(5+6)^2 = 6^2 + 7^2 + 6^2$. In folgender Funktion:

$$7^2 + 8^2 = 113$$
$$(8+9)^2 = 289.$$

Aber 289 ist $(7+8)^2 + 8^2$, denn $(7+8)^2 = 225$; $8^2 = 64$; $225 + 64 = 289$.

Das ist ja ein Zeichen für die verschiedene Natur der Einheiten. Ich kann natürlich nicht verlangen, dass eine homologe Reihe entsteht, wenn die Termen heterogen sind.

Dagegen ist die Differenzreihe stetig, da die δ der vorangehenden doppelten so gross ist wie die der folgenden.

Die binomische Reihe sieht indessen folgendermassen aus:

$$(1+2)^2 = 9$$
$$1^2 + 2^2 = 5$$
$$\delta = 4$$
$$(2+3)^2 = 25$$
$$2^2 + 3^2 = 4 + 9 = 13$$
$$\delta = 12$$

$(3+4)^2 = 49$
$3^2 + 4^2 = 9 + 16 = 25$; also $(2+3)^2 = 3^2 + 4^2$.
$\delta = 24$

$(4+5)^2 = 81$
$4^2 + 5^2 = 16 + 25 = 41$
$\delta = 40$

$(5+6)^2 = 121$
$5^2 + 6^2 = 25 + 36 = 61$
$\delta = 60$

$(6+7)^2 = 169$
$6^2 + 7^2 = 36 + 49 = 85$;
$\delta = 84$

aber $85 + 36 = 121$;
und $121 = (5+6)^2$;
also $(5+6)^2 = 6^2 + 7^2 + 6^2 = 121$.

$(7+8)^2 = 225$
$7^2+8^2 = 49+64 = 113.$

$\delta = 112$

$(8+9)^2 = 289$
$8^2+9^2 = 64+81 = 145;$

$\delta = 144$

aber $225+64 = 289$;
also $(8+9)^2 = (7+8)^2 + 8^2$.

Die elementaren Eigenschaften der Einheiten ergehen sich aber aus dieser zusammenfassenden Aufstellung:

$1+2+3+4+5+6+7+8+9 = 45$ (45 ist Crookes' Zahl); $45^2 = 2025$.

Die Summe der Quadrate von jeder Zahl 1—9 = 285.

Die Summe der Kuben von jeder Zahl 1—9 = 2025.

Das Quadrat der Summe der Zahlen 1—9 = 2025.

Die Summe der geraden Zahlen 1—9 = 20.

Die Summe der ungeraden Zahlen 1—9 = 25.

Beachte: 20, 25 = 2025 (Apposition).

Die Quadrate der Zahlen 1—9 ergeben 45 Einheiten in der Summierung der ersten Reihe. Beachte:

die Quadrate 1—9 = 1
4
9
16
25
36
49
64
81

45 Einheiten.

Beachte: die Kuben von 1—9 geben auch 45 Einheiten in der Summierung der ersten Reihe:

1
8
27
64
125
216
343
512
729 (Platos Zahl)

45 Einheiten.

Ehe man Neues auf einem alten System aufbaut, müsste man die Fundamente untersuchen; und ehe nicht die Natur der Einheiten von neuem ergründet ist, müsste man jede Entwicklung lassen.

Wir sahen jedoch, wie die höhere und höchste Mathematik auf die elementare Mathematik zurückgeführt werden konnte, und wie man algebraische Analyse mit Regeldetri lösen konnte, die mit Gleichungen rechnet.

Sieht man ins Rechenbuch, so steht dort, Regeldetri kann mit benannten Zahlen gelöst werden auf eine „kunstlose" Art. Also kann jede Mathematik kunstlos betrieben werden, verlangt aber wie alles andere Training. Alle Menschen besitzen Anlage für Mathematik, alle aber besitzen nicht Lust dafür und keine Neigung, sich zu trainieren, besonders, wenn sie auf unnötige Verwicklungen einfacher Dinge stossen oder die Probleme geradezu idiotisch sind oder höchstens mit einem (un)artigen Spiel zu vergleichen.

Das Schöne und Grosse ist immer einfach. Dresche deine Saat, sagt Jesaias, aber dresche sie nicht entzwei, sonst wird sie nur untauglicher Staub.

So aber macht es die Wissenschaft immer: sie gräbt so tief, dass die Wurzeln den Untergrund treffen, der ganz unfruchtbar ist.

In den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurde ich im festen Glauben erzogen, Euklid enthalte ewige, untrügliche Wahrheiten. Als ich aber in den höhern Klassen Logik lernte, erwachten gewisse Zweifel, dass dieser Ziffernpapst unfehlbar sei.

1. Definition. Ein Punkt ist, was keine Teile hat.

Diese Definition ist ungenügend, denn man darf nicht mit einer Negation definieren.

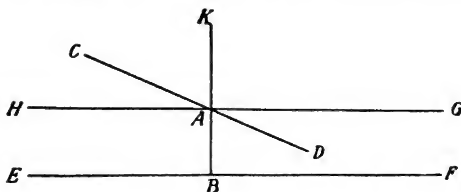
Ferner ist die Definition zu weit, weil das Atom auch keine Teile hat, also ein Punkt sein würde.

Protagoras, der Sophist, hätte auch in der Gesellschaft des Sokrates eingewendet: Dieser Apfel, der ganz hier in der Schale liegt, ist vom Messer nicht berührt worden; er ist also ungeteilt und hat darum keine Teile. Potentiell besitzt er ja Teile, jetzt aber, aktuell, ist er, da ungeteilt, ohne Teile.

Aber das ist ein Sophisma oder zerdroschene Saat.

2. Definition. Linie ist eine Länge ohne Breite. Der selbe Fehler; aber auch ein Unsinn liegt darin, denn sobald eine Linie verwirklicht werden sollte, griff man zu Lineal und Kreide; das heisst, man ging vom Abstrakten aus und vollführte im Konkreten, das dem Abstrakten widersprach. Die Geometrie arbeitet im Materiellen mittels Abstraktionen, die auf die Wirklichkeit nicht anzuwenden sind. Usw.

Dann kamen die Axiome, selbstverständliche Wahr-



heiten, die nicht bewiesen zu werden brauchten und auch nicht bewiesen werden konnten.

Das 12. Axiom widerlegte sofort die Behauptung.

„Wenn eine gerade Linie AB zwei andere gerade Linien CD, EF so trifft, dass die Winkel DAB, ABF, die auf derselben Seite nach innen zu liegen, zusammen weniger als zwei Rechte betragen, so werden diese Linien CD, EA, wenn man sie ins Unendliche auszieht, einander auf der Seite von AB treffen, auf der die Winkel liegen, die zusammen weniger als zwei Rechte sind."

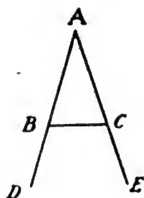
Das ist kein Axiom, denn es verlangt einige Gedankenoperationen, damit es einem klar wird, und diese Operationen bilden den Beweis.

Wenn man nun weiter geht und auf einen unklaren, unbewiesenen Satz baut, so wird das Gebäude locker, noch mehr, als es vorher durch falsche Definitionen (Voraussetzungen) schon war.

1. Satz. Auf einer gegebenen Geraden ein gleichschenkliges Dreieck errichten.

Die Definition einer Geraden verbietet, dass Figuren darauf „errichtet" werden.

Dann kam die Eselsbrücke, die dagegen von einem langen dummen Beweis begleitet war.



Wenn ein Schulknabe ein gleichschenkliges Dreieck sah, und man ihn bat, zu beweisen, dass die Basiswinkel gleich gross sind, so antwortete er:

— Das kann man ja sehen.
— Wie kannst du das sehen?
— Das Dreieck ist doch symmetrisch . . .
— Sym—metrisch? Was ist das?
— Das versteht sich doch von selbst, was symmetrisch ist . . . Usw.

Daraus können wir lernen: was Axiom für einen hellen Schüler ist, der Auge und Verstand besitzt, braucht für einen einfältigen Lehrer nicht selbstverständlich zu sein.

Genug, die Eselsbrücke ist mehr Axiom als das 12. Axiom, und daß die Winkel unter der Basis, auch ebenso gross sind, wird ein Folgesatz für den, der Auge und Verstand besitzt.

Betrübend, dass schlagfertige Knaben, die den langen „Beweis" nicht lernen konnten, für Esel gehalten wurden. Nun ist die Sache die, dass ein aufgeweckter Mensch, der auf dem Wege der anerkannten Intuition über den Fluss springt, nicht die lange Eselsbrücke über den Strom nach Wasser gehen kann.

(Jetzt wird der 5. Satz doch auf eine vernünftigere Art bewiesen!)

Dann folgen viele Axiome, die bewiesen werden, und viele unnötige Erklärungen von unnötigen Lehrsätzen, aber vermengt mit glänzenden Entdeckungen über tatsächliche Verhältnisse: die Tatsache wird allerdings bewiesen, aber die Ursache, warum die Tatsache da ist, wird nie aufgedeckt.

„Die Hypotenuse" oder die Tatsache, dass das Quadrat der Hauptseite eines rechtwinkligen Dreiecks gleich den Quadraten der Nebenseiten ist, bedeutet eine kolossale Entdeckung, die wahrscheinlich auf dem Wege der Intuition gemacht wurde. Pythagoras „sah" es wohl zuerst, das heisst axiomatisch; dann mass er und passte, denke ich mir; und schliesslich, zuletzt, erfand er den „Beweis".

Nun fragt man: Wenn Pythagoras die Tatsache

diviniert oder geahnt, gesehen hat, um sie mit Zirkel und Lineal zu bestätigen, so besass er wohl Beweis, da der Beweis der Erfahrung, der handgreifliche, sonst vom Richter anerkannt wird, von Indizien und Spekulation.

Hier aber trennen sich gesunde Vernunft und Wissenschaft. Der mathematische Beweis ist sehr oft eine unnötige Umschreibung, und zuweilen steht die Erfahrung fest, obwohl der sogenannte Beweis fehlt.

Die Axiome waren Erfahrungen, die nicht bewiesen werden konnten, aber doch feststanden. Reduziere ich dann den Lehrsatz auf das Axiom durch handgreifliche Operationen, Zirkel, Gradbogen, Lineal usw., so habe ich vollen Beweis, er mag mathematisch, wissenschaftlich oder nicht genannt werden.

Indessen, so ist nun das Verhältnis in jedem rechtwinkligen Dreieck; aber die transzendente Frage: Warum verhält es sich so? wird nicht durch den „Beweis“ beantwortet, da ist die Begrenzung.

Wenn ich so antworten könnte: In der Natur eines rechten Winkels liegt die immanente Eigenschaft, dem Schenkel, wenn er in einem Dreieck vorkommt, die Neigung zu geben, welche die Hypotenuse erzeugt, mit der Eigenschaft bei dieser, vervielfältigt mit sich selbst, ein Produkt zu geben, das den zweiten Dignitäten der Katheten äquivalent ist, so wäre doch nichts gewonnen, wenn man den letzten Grund der Tatsache sucht.

Hier tritt indessen ein neues eigentümliches Verhältnis beim 47. Satz ein. Wenn man sieht, dass das Quadrat auf BC = den Quadraten auf AB und AC ist, so fordert der Bauernverstand im Handumdrehen, dass die Wurzel aus $(AB)^2$ = der Wurzel aus $(BA)^2$ und $(AC)^2$ ist, oder dass die Hypotenuse gleich den Katheten sein soll. Dem widerspricht sofort das Axiom, dass in jedem Dreieck

zwei Seiten zusammen größer als die dritte sind. Aber der Fehlschluss bleibt hartnäckig und flüstert ins Ohr: wenn das Vielfache von A gleich dem Vielfachen von B und C ist, so müssen die Wurzeln auch gleich sein.

Und kommt man zur Trigonometrie, um zu finden, dass die Hypotenuse = Radius *(r)* und die Katheten = sin und cos, und trifft dann die Formel $r^2 = \sin^2 c + \sin \cos^2 c$, so wird man wieder in Versuchung geführt. Denn jetzt soll $r = \sqrt{\sin^2 + \cos^2}$, d. h. die Hypotenuse = den Katheten. Oder die beredteren Ziffern:

$$\begin{aligned} \text{Hyp.} &= \text{Radius} = 5 \\ \text{Kath.} &= \sin \quad = 3 \\ \text{Kath.} &= \cos \quad = 4 \end{aligned}$$

$$\begin{aligned} 5^2 &= 4^2 + 3^2 = \\ 5 &= \sqrt{4^2 + 3^2} = \\ 5 &= \sqrt{16 + 9} \end{aligned}$$

Hier kommt es darauf an, zu wissen, was unter $\sqrt{16+9}$ zu verstehen ist. Ist es $\sqrt{25}$ oder ist es $\sqrt{16} + \sqrt{9}$? 5 kann nicht $= 4 + 3 = 7$ sein, also muss es hier $\sqrt{25}$ heissen, demnach $5 = 5$.

Der Fehlschluss ist ja deutlich, aber beschleicht den Anfänger. Und um sich zu befreien, sucht er Auswege. Er will z. B. wissen, wie sich das Quadrat der Hypotenuse zum Rechteck der Katheten verhält.

Antwort: Hyp. $= 5^2 = 25$; Kath. Recht. $= 4 \times 3 = 12$ oder Hyp. $= 10^2 = 100$; Kath. Recht. $= 6 \times 8 = 48$.

Dann vergleicht man: $5^2 = 25 = 4^2 + 3^2 = 16 + 9 = 25$; $5^2 = 4 \times 3 = 12$.

In diesem Falle $\text{Hyp.}^2 = \text{Kath.}^{I} + \text{Kath.}^{II} + (\text{Kath.}^{I} + \text{Kath.}^{II}) + 1$ oder: $A^2 = 2BC + 1$.

Im andern Falle ist $\delta = 4$.

In einem dritten, wo 20 Hyp. ist und 16×12 Kath.,

wird die Differenz 16 oder das Quadrat von 4. U.s.w. (Vergleiche Euklid II, 11.)

Bereits die Enzyklopädisten (d'Alembert selbst vermutlich) hatten gemerkt, daß hier ein Betrug vorlag, und wiesen auf die Gefahr hin, $\sqrt{a^2 + b^2}$ als $\sqrt{a^2} + \sqrt{b^2}$ zu lösen; das zeigt, dass der Sinn sich gleich ist, dass aber auch ein Rätsel hier begraben liegt. Ausserdem bewundert die Enzyklopädie den pythagoräischen Lehrsatz nicht: der Verfasser gibt eine andere Lösung durch die Trigonometrie, die wir kennen.

Im Zusammenhang mit der Hypotenuse muss Euklid VI, 31 erwähnt werden, der wahrscheinlich eine Erweiterung von I, 47 ist:

„In rechtwinkligen Dreiecken ist die Figur, die auf der dem rechten Winkel gegenüberliegenden Seite errichtet wird, ebenso gross wie die beiden Figuren zusammen, die auf den Seiten errichtet werden, die den rechten Winkel bilden, und dieselbe Form und dieselbe Stellung wie jene haben."

Dieser Satz sagt viel mehr als die Hypotenuse und erstreckt den immanenten Einfluß des rechten Winkels auf seine Umgebung.

Die Länge der Schenkel des rechten Winkels sind nicht abhängig vom Winkel, aber die Länge der Hypotenuse ist von der Länge der Schenkel abhängig; so viel weiss man.

DIE MANGELHAFTIGKEIT DER MATHEMATIK

Eine Wissenschaft, die auf einer sinnlosen Einheit aufgebaut ist, auf der 1, die mit falschen Definitionen, unbewiesenen Axiomen arbeitet, die mit irrationalen (unvernünftigen) Zahlen operiert, wie die meisten Logarithmen, π, usw., wo nichts exakt oder abgeschlossen ist, muss ja in Torheit münden.

Die Algebra lehrt z. B.: soweit man vom 3-Logarithmus für unendlich = ∞ (das ist eine schöne Voraussetzung!) und vom 3-Logarithmus für 0 sprechen kann, ist der erste = ∞ und der zweite = $-\infty$. (Der 3-Logarithmus für 0 = minus unendlich, „soweit man davon sprechen kann...")

Nun kommt der Beweis: weil $3^{\infty} = \infty$, und $3^{-\infty} = \frac{1}{3^{\infty}} = \frac{1}{\infty}$. Ferner, und das ist der Gipfel: $^1/_3$ Logarithmus für ∞ und 0 sind dagegen $-\infty$ und ∞.

So lernt der Jüngling vom Oberlehrer. Dann aber kommt der Professor in der höheren Analysis und warnt vor solchen Hirngespinsten.

Jede höhere Mathematik ist unrein, „interesseloser Unsinn", Rätsel, die oft mit einem ? beantwortet werden oder mit der kostbaren Erklärung: es gibt keine Antwort oder: das Rätsel ist dumm gestellt!

Mit der Algebra bereits befindet sich die Mathematik auf Abwegen, denn die beredteren Ziffern sind verlassen, und gerade diese mit oft wiederkehrenden periodischen Zahlen, die im Gedächtnis haften, geben neue Ufer zu unentdeckten Ländern.

Der Algebra Art, zu generalisieren, hat der Mathematik eine falsche Wendung gegeben: sie ist dadurch metaphysisch und sophistisch geworden.

Alle Zahlen in der Natur sind nämlich irrational oder nicht exakt.

Alle Zahlen der Planeten schweben zwischen Maximum und Minimum und arbeiten mit Dezimalbrüchen; Keplers Gesetze werden dann und wann verbessert, und das begründet man mit Störungen und Erschütterungen; kein Atomgewicht ist eine ganze Zahl, auch keine Kristallachse; die Tonleiter der Musik hinkt mit Brüchen; alles geht nur mit Mühe und Not.

Kometen werden von einem ganzen Kollegium berechnet, und dann bleibt der Komet aus, kommt zu früh und geht, ehe er darf.

Chemische „Substanzen“, die an Zoll 400 Kronen das Gramm kosten, weil sie unendliche Emanationen geben, hören sehr schnell auf zu emanieren; und wenn sie Tuberkulose heilen sollen, so weigern sie sich. Aber die Substanz ist preisgekrönt, und die Menschheit glaubt ebenso dumm an den Humbug, den Humbug, weil er die wundertätigen Eigenschaften nicht besitzt, obwohl das Atomgewicht exakt ausgerechnet war, jedoch zwischen 140 und 258 schwankend.

Wie wenig exakt die Mathematik ist, kann man aus zwei verschiedenen Angaben ersehen, wenn Logarithmen auf natürliche Logarithmen reduziert werden.

Das Handbuch für Ingenieure gibt e = 2,302585 an, aber das Lehrbuch der Algebra sagt e = 2,1782818.

Aber indem man die Logarithmen in ausgerechnete Tabellen brachte, ist die Kenntnis von der Natur des Logarithmus beinahe verschwunden.

Es gibt Mathematiker, die einen natürlichen Logarithmus nicht ausrechnen können, auch eine Multiplikation mit Logarithmen nicht auszuführen vermögen, sondern die Tabellen befragen. Und wenn die Faktoren nicht 7ziffrig sind, können sie die Ta-

bellen nicht benutzen, die gewöhnlich 7stellig sind. Es ist also auswendig gelernt.

Darum habe ich ein Recht zu sagen, das Eingreifen der Logarithmen in die Trigonometrie hat diese herrliche Entdeckung zerstört. Man sieht den Zusammenhang nicht, man versteht ihn darum nicht, aber man rechnet mechanisch aus, wie die Rechenmaschine, die Logarithmen macht.

DAS GEHEIMNIS DER CHINESISCHEN SPRACHE (ULTIMATUM.)

Die wunderbarste von allen Sprachen ist auf drei Systeme gebaut, und ich teile hier zwei Prototypen mit von den Hunderten, die ich gesammelt habe, und die der Forscher bei mir zu Hause sich ansehen kann.

叨 = Tao, To = schmähen, fluchen u. dgl.

1. Hieroglyphisch: 口 = Mund; 刀 = Messer, schneiden. Also mit dem Munde schneiden = schmähen.

2. 口 quadratische Form von O, das syrisches, griechisches O ist. 刀 ist das hebräische Th = ת. Also = Tho = To.

3. 刀 heisst Thao, und 口 heisst Keou, Ko. Also Thaokeou (chin.), das Toach (hebr.), Thuh, Thavah (hebr.) ist, und zugleich das griechische Ktao, Deóo, alle mit ähnlicher Bedeutung.

Aber direkt auf die Sache losgehen und die dritte Methode anwenden, führt sofort zum Ziel, das ja die Verwandtschaft ist.

打 = Ta = schlagen u. dgl.

丁 (chin.) = T (griech.); 扌 (chin.) = 𐤀 (phön.)

A, das niedergelegt X = A (griech., röm.) ist.

Also TA = Ta.

Aber 丁 (chin.) = Ting und 扌 = Cheu = Ting-

keu (chin.), das ist griechisch Thingo, Tyngkano, hebräisch Thaqah.

Und so weiter.

Buchstabieren und zusammensetzen! Das ist die ganze Kunst.

Im ersten Jahre, als ich Hebräisch studierte (es sind zwei Jahre her, seit ich begann), merkte ich, wie eine Menge Worte vorbeiflogen, die schwedischen glichen, auf eine so köstliche Art, dass ich lächeln musste. Denn da stand Aborre, Tafatt, Afton u. a. Dieser Spuk dauerte so lange, dass ich mich schliesslich zu fragen begann, ob es mit rechten Dingen zuging. Aber ich zögerte so lange wie möglich, da ich gelernt hatte, zwischen germanischen und semitischen Sprachen schwebe ein Abgrund.

Als schliesslich die Menge der Worte, bei denen Laut und Begriff zusammenfielen, sich gehäuft hatte, nahm ich mir das erste vor, mit A beginnend.

Es war ein alter Bekannter, Aborren, der auch in Tamms etymologischem Wörterbuch das erste Wort ist. Tamm sucht hier und dort, bleibt aber bei einem Fragezeichen stehen. Das deutsche Barsch, das französische Perche, das lateinische Perca gaben keine Erklärung, die befriedigte. Das griechische perkos = schwarz, der schwarzen Flecke wegen, war nicht charakteristisch für den Barsch, da tautausend andere Fische schwarze Flecke haben.

Das isländische abor klang ja wie das deutsche Eber = Wildschwein, von asper (lat.) = barsch, kapros (gr.).

Das ist das hebräische Abir, Abur, Abor = Stark. Dann ist der Aborre das Wildschwein der Landseen, der Barsche und der Rauhe. Aber das hebräische Verb Abór bedeutet im Reflexivum zürnen, und der Aborre ist ein wütender Fisch, der die Borsten aufrichtet wie das Wildschwein, wenn er aus dem Wasser gezogen wird.

Nun wird Aborre altschwedisch Aghbor buchstabiert, das mehr dem arabischen Akbar = Der

Starke (Allah Akbar!) gleicht und damit erklärt werden könnte.

Afton (schw.) ist abgeleitet worden vom griechischen Aphanes = Dunkel; das ist das lateinische Opacus (Opák); aber das hebräische Apht = Dunkel steht Afton (schw.) näher.

Tafatt ist nicht taga fatt, festnehmen, sondern eher das Gegenteil, denn es bedeutet: täppisch, schwächlich, unbeholfen. Das griechische Tapeinós, Tyflos ist Tafatt, aber das hebräische Thaphath steht ja näher; und das lateinische Stupidus steht ferner, wie das französische Dupe.

Idka (schw.) ist das Futurum von Daka (hebr.) = anwenden, verbrauchen und heisst Idka, Iedke, Dakno (gr.).

Wenn Tur = Ordnung, schwedisches Lehnwort, vom lateinischen tornare genommen wird, kann man es lieber aus dem Hebräischen nehmen, wo Tur Ordnung bedeutet.

Taka händer ist = Treuhänder. Takans bedeutet auf finnisch Bürge, d. h. versichert; tego, tectus (lat.). Aber das hebräische Thakan bedeutet berechtigt (sein), besitzt also Priorität.

Tarf = Speise heisst griechisch Tropheia = Speise, unterhalten. Aber das hebräische Teref = Nahrung steht doch Tarf näher.

Bröd, das so schwer abzuleiten ist, heisst griechisch Brotys = Nahrung, englisch Bread, deutsch Brot, aber hebräisch Bruth (unpunktiert) oder Baruth (punktiert).

Anmerkung des Übersetzers. Das Folgende hat nur Interesse für schwedische Leser. Auch hat Strindberg den Stoff in einer besonderen Schrift behandelt: Die Ahnen der Muttersprache, Stockholm, Bonnier, 1910.

EIN
NACHGELASSENES BLAUBUCH
1919

Wer weiss nicht, dass jede Art von Bösem und Falschem bestätigt werden kann?

Es kann beglaubigt werden und wird beglaubigt auch von den Bösen, dass es keinen Gott gibt, dass die Natur alles ist und dass sie sich selbst geschaffen hat . .

Kurz, nimm das Falscheste, stelle es auf als Satz und sag zu einem scharfsinnigen Kopf: bestätige dies! Und er wird es in einer Weise bestätigen, dass das Licht der Wahrheit ganz erloschen scheint. Legst du aber die Bestätigungen bei Seite und betrachtest den Satz selbst mit deiner Vernunft, dann wirst du das Falsche in all seiner Missgestalt sehen.

Swedenborg.

DIE SPALTUNG DER PERSÖNLICHKEIT. ABLEGER UND PFROPFREISER.

Den Menschen liegt nichts daran, die Geheimnisse ihres Gedankenlebens zu offenbaren, und es ist möglich, dass diese Geschichte, die ich jetzt als eine äusserst merkwürdige erzähle, doch sehr gewöhnlich sein dürfte, obwohl niemand bisher davon gesprochen hat, soviel ich weiss.

In Paris lebte ein Bildhauer von grossem Namen und ungewöhnlichem Talent. Er war verheiratet und hatte ein Söhnchen mit seiner Frau, die Kreisen angehörte, die der Mann niemals besuchte, denn er lebte nur im Heim und im Atelier. Der Bildhauer musste schliesslich seiner Frau die Freiheit geben, denn sie siechte dahin, wenn sie keine Umgebung hatte. Sie trennten sich im Guten, und das Kind folgte der Mutter.

Jetzt aber, als sie die Freiheit erhalten und den Mann, den sie geliebt, aus der Entfernung sah, begann er ihr vorzuschweben und Dimensionen anzunehmen, wurde der Gegenstand für ihre Verehrung und Liebe. Sie suchte ihn nun aus der Entfernung mit der ganzen warmen Neigung, die sie ihm früher geschenkt hatte, und sie lebten eine Art geistige Ehe, besser als je vorher.

Eines Tages fiel es ihr ein, sie müssten wieder richtig anknüpfen; und sie trafen sich, gerieten aber sofort in Disharmonie und Zwist. Sie trennten sich wieder, um sich in einem höheren Leben zu finden. Ihre Körper vertrugen einander nicht, aber ihre Seelen liebten sich.

Philomène fuhr fort, ihre Kreise aufzusuchen; und da hatte sie einen jungen Bildhauer in den Traditionen ihres Mannnes erzogen. Die Seele des gewaltigen Künstlers ging in den jungen über; seine feine Hand wurde in die des jüngeren gleichsam

hinübergeboren; seine Intentionen wurden in den Jungen übergeleitet, und dieser hatte eines Tages einen grossen Erfolg.

Wahrscheinlich unter dem Eindruck, den das mächtige Feuer des Erfolges auf sie machte, verliebte sich Philomène in ihren Emile.

Eines Nachmittages hatte der ältere Künstler, wir nennen ihn Léon, das Gefühl, als sei Philomène in dem Zimmer gewesen, in dem er ruhte. Aber einer inneren Mahnung gehorchend, springt er auf und geht an die Arbeit, jedoch mit Herzklopfen. Er ängstigte sich, als stehe ihm ein Unglück bevor, und er dachte an sein Kind.

Zwei Stunden später empfing er einen Brief von seiner Frau. Der war freundlich, liebevoll, zeigte aber schonend an, dass sie sich heute Abend mit Emile verlobe.

Der ältere Léon fand dies zuerst in Ordnung, gleich darauf aber begann er zu beben bei dem Gedanken oder der Vorstellung, was jetzt folgen würde.

Die beiden früheren Gatten konnten ihre furchtbar starken Wechselströme nicht so schnell unterbrechen: entweder musste Emile von Kurzschluss getroffen werden oder Philomène oder alle drei vergehen.

Léon, der Alte, hatte den Jungen niemals gesehen, und das betrachtete er als ein Glück; denn jetzt konnten seine Gefühle kein bestimmtes Bild suchen, sich damit zu quälen.

Ihr Verlobungsabend war da. Léon litt, aber mit religiöser Resignation. Er wünschte ihr alles Gute; ein jüngerer Mann müsste ihr mehr Glück schenken als er usw. Aber er bebte doch vor Entsetzen, in etwas Niedriges, Unreines hinabgezogen zu werden. Nachdem er gefastet und seine Seele von allen

selbstsüchtigen Gedanken gereinigt hatte, ging er früh zu Bett, um durch den Schlaf dem Kontakt mit den Neuverlobten zu entgehen. Im ersten Teil der Nacht glaubte er undeutlich von Philomène zu träumen und vernahm sie freundlich.

— Sie sprechen freundlich von mir, dachte er. Und ein durchaus berechtigtes Selbstgefühl tröstete ihn, als er fortfuhr, den Gedanken zu Ende zu denken: Sie m ü s s e n von mir sprechen! Und sie haben mich beim Gastmahl an ihrem Tische.

Worauf er wieder einschlief.

Gegen zwei Uhr in der Nacht erwachte er in einem Mondscheinstreifen; auf seinem Arme schlafend sieht er seine kleine Frau; ihr Angesicht zeigte sich wie in weissem Wachs oder wie in einer geöffneten Schmetterlingspuppe die subtile Skizze des künftigen, noch ungeborenen Fliegers. Er hörte ihren Atemzug und empfing einen Kuß; der Raum duftete im selben Augenblick nach Rosen. Es war s e i n e Hochzeit, aber wieviel grösser, schöner als die erste vor sieben Jahren, in die sich materielle Dinge störend einmischten.

Am folgenden Morgen hatte er das Gefühl, als sei es ein Feiertag. Er sann über das, was geschehen war.

— Gestern verlobte s i e sich, und heute war e r neuvermählt, hatte Hochzeit gehalten! Was war geschehen?

Er versuchte es auszurechnen, konnte aber nicht.

Als er aber auf die Allee hinauskam, sah er Emiles Porträt neben Philomènes in einem Fenster hängen. Er lächelte zuerst, als er ihr Bildnis erkannte, das vor sieben Jahren aufgenommen war, als e r sich verlobte. Aber vor Emiles Bild blieb er wie versteinert stehen. Das war ja er selbst, Léon, jünger allerdings, aber tot! Es glich einem Porträt von ihm selbst, vor vier Jahren aufgenommen, als er von einer töd-

lichen Krankheit aufstand. Oder die vergrösserte Kopie desselben Gesichtes, das mit Skioptikon aufgenommen wurde, als die Lampe zufällig erlosch.

Da begann er zu konstruieren, was die Verlobung bedeutete, und was gestern Abend geschehen war.

Er erinnerte sich zuerst, dass Emile vor ungefähr zwei Jahren auf den Tod gelegen hatte. Dass Philomène ihn während der Genesung gepflegt; und während er sich im Zustand der Schwäche befand, hatte sie Léons starke Seele auf den jungen, halb leblosen Körper gepfropft. Sie hatte also gleichsam ein Kind von Léon geboren, und dieses geistige Kind hiess Emile. In diese verjüngte Form ihres Gatten hatte sie sich verliebt. Aber es war ja Blutschande, sich in sein Kind zu verlieben, das zugleich der Mann war...

Er rechnete weiter! Gestern Abend, sagte er sich, sollten die beiden sich vereinigen. Der junge Emile merkte an ihrem Wesen und Worten — sie sprachen immer von Léon — dass ich es war, den sie in ihm liebte. Er wurde schwermütig, unruhig, beklommen, unerträglich und konnte sich nicht als Bräutigam benehmen. Schliesslich erwacht er aus der Lethargie oder dem Todesschlaf und will sich losmachen, sich entwöhnen von der Mutterbrust. Er legt los gegen mich, Léon, in unendlichem Hass, wirft meine Maske und mein Kostüm ab, spielt sich selbst zum ersten Male. Aber sein Selbst war nicht angenehm, es war hochmütig und roh, und da musste s i e sehen, wem sie Treu und Glauben geschenkt hatte. Sie gab ihm den Ring zurück, lief mit Entsetzen von ihm fort wie vor einem Gespenst, floh in meine Arme!...

So dachte er sich den Vorgang aus, und was folgte, bestätigte ihn.

Am nächsten Tage nahm Léon eine Schatulle, in welcher er ihre Briefe verwahrte. Als er das Kästchen öffnete und die ersten Frühlingstage wieder erlebte, verjüngte er sich, entschloss sich zu entsagen und sich selbst zu opfern, lebte den ganzen Tag mit ihr, hatte sie unter seiner Haut, in seinem Herzen.

Die ganze Stadt sprach von der Verlobung wie von einer Tatsache, aber er wusste es besser, verbarg es aber in seinem Herzen. Und in Jubel lebte er; er spielte ihr auf dem Klavier ihre Stücke vor; er kaufte Blumen für ihr Bild; er pflegte seine Person, kleidete sich sorgfältig, obwohl er sie nicht erwartete und sie nicht wünschte.

Als der Abend kam an diesem wunderbaren Tage, hatte er das Gefühl, als sei Philomène in Lebensgefahr, und sein Herz blieb einen Augenblick stehen.

— Jetzt schlägt Emile sie, sagte er sich!

Und wirklich, so war es!

Nachdem er eine neue Hochzeitsnacht mit ihr verlebt hatte, schrieb er an sie.

Sie antwortete, aber aus weiblicher Scham und weiblichem Stolz mit einer gewissen Zurückhaltung.

Ihr Bräutigam sei schwermütig, und sie erwarte keine Freude von ihm. „Er leidet, denn er fühlt, dass wir in Beziehung zu einander stehen, und er quält mich mit Eifersucht. Er spioniert, aber kann ja nichts erfahren, da du und ich uns nicht treffen. Dass er nicht erklären kann, warum er eifersüchtig ist, das bringt ihn zur Verzweiflung."

Da schrieb Léon und bat: „Lass mich los! Ich bin älter, und ich bin bereit, mich zu opfern! Ich reise!"

Aber Philomène, die bei ihrem Verlobten keine uneigennützige Handlung gesehen hatte, ward so ergriffen von diesem heroischen Edelmut, dass ihre reine Liebe zu dem verlassenen Manne noch stärker wurde.

Die Verlobung ging langsam weiter wie früher. Léon kämpfte mit seinem besseren Ich, konnte sich aber nicht für das Opfer entschliessen oder vermochte es nicht zu bringen. Sie sahen einander nicht, aber lebten ein Leben; während der Arbeit des Tages begleitete sie eine Sehnsucht, dass die Sonne untergehen möchte, damit sie sich finden könnten; und sie fanden sich.

Sie hörten auch auf, einander zu schreiben, denn die Briefe trübten das Verhältnis nur, und es fiel ihnen niemals ein, sich persönlich treffen zu wollen, denn ihre Körper erschienen ihnen illusorisch, und die konnten einander nicht leiden.

So setzten sie das gemeinsame Leben fort, sandten einander gute Gedanken, wohlwollende Gefühle, liebliche Worte ohne Klang und deutlichen Sinn. Er fühlte es, wenn Menschen und Leben sie quälten; dann ging er an ihr schönstes Bild (das Astralporträt), strich ihr über die Stirn, küsste ihr die Augen, klopfte ihr kleines Herz; und dann antwortete sie mit einem Duft von Rosen und Veilchen.

Inzwischen waren einige Monate vergangen, und das einzige, was der Mann fürchtete, war die Ehe. Er hoffte so lange wie möglich, die Verlobung würde aufgehoben werden, und glaubte beinahe, sie sei zu Ende, als er einen Freund auf der Strasse traf, der ihm brüsk zurief:

— Nun? Die beiden sind jetzt verheiratet!

— Wer?

— Ja, sie haben gestern geheiratet!

Aber der Mann hatte die Hochzeitsnacht gefeiert! Denn der neue hatte am selben Abend verreisen müssen.

Da ergriff den Mann Verzweiflung, weil er in Ehebruch lebte, und er wollte sich töten....

Das Merkwürdige ist, dass ich niemals das Ende dieser Geschichte erfahren habe, denn ich hörte sie nur in Glasgow erzählen, auf einer Reise im Zuge.

Ich habe den Schluss zu erraten versucht und besitze drei Vorschläge oder vier.

Entweder erschoss sich der erste Mann aus Schamgefühl, weil er in Ehebruch lebte; oder die Frau tötete sich, von den Reibungen zerrissen; oder der neue Mann tötete sich aus Enttäuschung, weil seine Frau sich nicht von dem ersten lösen konnte; oder er tötete sowohl sich wie sie.

Dass es tragisch enden musste, das halte ich für sicher!

Ist es dies, wenn Beethoven „Die ferne Geliebte" anruft? Oder wenn Swedenborg sagt, er sei jenseits des Grabes mit der Gräfin X getraut? Oder ist dies die „geistige Ehe" gewisser religiöser Amerikaner, die Hepworth Dixon* nie begreifen konnte?

Vielleicht! Es gibt Menschen, die so empfindlich gegen die Berührung mit der Materie sind, dass sie den Kontakt mit Körpern nicht ertragen können, im Schmutz des täglichen Lebens, im Guerillakrieg des öffentlichen. Für die paßt dieses höhere Liebesleben im Stillen; aber es fordert Entsagung: der Körper muß durch Askese unterworfen werden, die Seele muß sich in gegenseitiger Ergebenheit üben, das Leben muß sich den Mächten widmen, Gott und der Liebe!

---

* Hepworth Dixon, englischer Schriftsteller, 1821—79, reiste 1866 nach den Vereinigten Staaten, um das Sektenwesen und die Religionsschwärmerei zu studieren, schrieb „New America" sowie „Spiritual wives". Beide Werke wurden ins Deutsche übersetzt, das zweite unter dem Titel „Seelenbräute" (Berlin 1868).

Der Kampf ist nicht schwer, da der Siegeslohn der höchste ist, die einzige ungetrübte Seligkeit, die es gibt; aber sie kann nur existieren zwischen zwei Menschen: jedes Durcheinander ist vom Abgrund.

GESPRÄCHSLOGIK A.

Wenn man wie John Locke ein Gespräch genau anhören wollte, ob man daran teilnimmt oder nur zuhört, und dann aufrichtig überlegt, was man gehört hat, würde man verzweifeln an der Möglichkeit, durch Erörterung zur Klarheit zu kommen; und vor allem es als nutzlos einsehen, einem Menschen die Überzeugung beizubringen, dass er sich über eine Tatsache geirrt hat.

Ansichten sitzen meist im Fleisch, sind aus Interessen und Leidenschaften gewachsen; das Verkehrteste tritt als heilige Überzeugung auf, weil es Posten steht und ein Interesse bewacht.

A kommt auf Besuch zu B, entweder um einen Vorteil zu suchen oder nur um sich eine Stunde zu zerstreuen. Im ersten Falle sucht A ja angenehm zu sein, vermeidet gefährliche Stoffe, schweigt und verschweigt an der rechten Stelle, macht den Vergleich mit, spricht vielleicht gegen seine Überzeugung; das gebietet ja gewöhnliche Weltklugheit. Wenn aber ein Dritter, C, der Sitzung beiwohnt, wird er aufgebracht über soviel Falschheit, obgleich er ebenso handeln würde und gehandelt hat.

Wenn man aber in einer Gesellschaft ausserhalb des Gespräches bleibt und zum Anhören verurteilt wird, dann erstaunt man noch mehr, besonders wenn das Gespräch über die Tagesfragen geführt wird.

Die Fragen des Tages berühren ja Interessen oder Lebensbedingungen, und da die Interessen von Personen gefördert oder gehindert werden, so werden jetzt Personen und Vorteile zusammengemengt.

Wenn man wie John Locke einem Gespräch in einem Salon oder in einer Kneipe zuhören wollte, und wenn man die Sprechenden und die Gegenstände kennt, wird man mit Locke, Kant und Swedenborg an Recht, an Wahrheit verzweifeln, an der Möglichkeit, einen Menschen über seine Täuschungen und Irrtümer aufzuklären. Der Mensch empfängt alles, was durch Auge und Ohr hineingeht, aber er nimmt nur auf oder verdaut nur, was sein materielles Wohlbefinden fördert. Seine sogenannten Ansichten über Gegenstände und Fragen bilden seinen persönlichen Habitus oder richtiger sein Gerippe, auf dem der Ichkomplex aufgestellt ist.

Der Verbrecher z. B. ist immer mit einem geheimen philosophischen System bewaffnet, mit dem er sich in seinem Innern verteidigt. Wenn nun das Thema in Gesellschaft aufgenommen wird, schweigt er zuerst. Beklagt man sich aber über einen Mörder oder Dieb, so hat er oft ein gutes Wort für den Irrenden: „Umstände, Erziehung; Gelegenheit macht Diebe; richtet nicht; an seiner Stelle usw.“ Mache ich nun aus Höflichkeit gegen den Sprecher oder aus Mitleid mit dem Bestraften die Liebesmethode mit und lege auch ein gutes Wort ein, so habe ich eine gefährliche Waffe fortgegeben. Denn jetzt hat der Schuldige eine „öffentliche Meinung“ für sich erhalten, nämlich meine, und wenn ich das nächste Mal getäuscht werde, so bleibe ich die Antwort schuldig.

Da fragt man: Gebietet nicht die Klugheit, nie ein gutes Wort für einen Verbrecher einzulegen?

Richtet nicht! heisst es, aber muss ich Schöffe sein oder Jurist, um richten zu dürfen?

WENN DIE UNTERKLASSE WÜSSTE ...

Wenn die Unterklasse (und die Mittelklasse) wüsste, was die Gesellschaft ist, und was die Oberklasse ist.

Die Unteren ahnen es zuweilen, wenn sie aus ihrem Schlummer geweckt werden, dann aber starren sie sich wieder blind auf den wirtschaftlichen Vorteil und vergessen, dass es anderen Druck von oben gibt, der die Unteren in unsichtbaren Ketten hält.

Das Volk (wir wissen schon, was das Wort bedeutet) muss Gesetze hinnehmen, für sie gemacht oder richtiger gegen sie, von oben, das wissen sie. Aber alles, was sie denken, selbst die Gedankengesetze sind dort oben gemacht; alle Lehrbücher werden erst von der Regierung genehmigt, ehe sie benutzt werden dürfen.

Und die Lehrbücher anzusehen, ist sehr lehrreich. Einfache Dinge werden schwer begreiflich gemacht, als wollte das Komitee, aus unbewusstem Instinkt, den Mandarinengrad so unzugänglich wie möglich machen.

Und der Gesichtspunkt für die ganze Lehre ist ein einziger. Alles, was den Oberen unangenehm ist, wird verborgen oder verschwiegen, und wehe dem, der die Schleier lüftet.

Einige Wissenschaften sind geradezu Monopol! Die kennen wir.

Wenn die Unterklasse wüsste, was die Oberklasse ist! Sie selbst werden zusammengehalten von Interessen, die sie heilige nennen; ohne dass sie organisiert sind, scheinen sie einander am Geruch zu kennen wie die Blinden; sie gleichen einer Freimaurerei mit Graden, geheimen Signalen, mit Giften, Fonds. Sie machen Gesetze, über die sie

sich hinwegsetzen; sie haben geheime Ausnahmegesetze, die sie zu ihrem Vorteil benutzen.

Sie verfügen über Staatsmittel, die sie sich bewilligen lassen unter andern Titeln als die, welche die Anwendung verraten würden.

Sie beherrschen alles geistige Leben, die Religion einbegriffen, die sie zu ihrem Vorteil wenden.

Sie beherrschen Wissenschaft, Kunst, Literatur, sogar Musik und Sport (Spiel); sie teilen Belohnungen und Beschimpfungen aus, nur von einem Gesichtspunkt: wenn du niederfallen und — mich, uns und die Unsrigen anbeten willst.

Tust du das nicht, so taugt dein Werk nichts, es mag noch so gut sein.

Unter solchem Schutz, der jedoch vor berechtigter Kritik schützt, kann nichts wachsen und gedeihen, denn das verlangt eine gewisse Freiheit.

Die Geschichte wird die Lobrede der niedrigen Schmeichelei, das Drama wird Hofschauspiel, die Lyrik Geburtstagsverse; oder die Dichter beginnen aus Furcht vor einem gefährlichen Inhalt über Bagatellen zu schreiben, von etwas anderem zu sprechen, am liebsten von nichts; und als Akademiker werden sie eine Art Hofjunker, aber mit Rang und Autorität.

„ALLES VERGÄNGLICHE IST NUR EIN GLEICHNIS.“

„Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.“ So schliesst Goethe seinen „Faust“ im Alter von 80 Jahren.

Nach einem überaus bunten Leben, das aber reich an Erfahrungen war, beginne ich mit 60 Jahren Goethe beim Wort zu nehmen.

Zuweilen glich das Leben der Hölle auf ein Haar; aber es gab Augenblicke, da glich es Beschreibungen vom Himmel; aber nur Augenblicke oder Minuten: Sommertag im Grünen gegen den blauen Hintergrund des Meeres; augenblicklicher Wohlstand im Hause, junge Gattin, schönes Kind; Freunde und Verwandte kommen zum Versöhnungsfest; Wein in den Gläsern mit Goldrand, Musik, helle Kleider, freundliche Worte, gute Blicke, erhobene Herzen . . .

Aber es war nur ein Gleichnis, das auf allen Vieren hinkte; denn es war falsch. Die Freunde waren Mörder, die Verwandten Feinde, die Jugend trug sich mit den bösen Gedanken des Neidhasses. In Jahr und Tag waren alle Todfeinde; die Kinder erhoben sich gegen die Eltern, die Gatten trennten sich, das kleine Kind ward hinausgeworfen (in die Mädchenkammer), der älteste Mörder starb unter furchtbaren Umständen, die Häuslichkeiten lösten sich auf, Elend, Hass, Rachekrieg . . . aus, dahin wie ein Rauch; der Himmel eine Hölle!

Aber die Erinnerung an das fingierte Versöhnungsfest lebt noch wie eine Metapher, ein Gedicht, denn es glich etwas sehr Schönem: „Unbeschreiblich, unzulänglich“!

Der Ruf ist ja eine Macht, wenn auch gebrechlich wie alles andere. Unbedeutende Menschen, die keine Aussicht besitzen, selbst berühmt zu werden, helfen gern Berühmtheiten machen, Götzenbilder, die andere anbeten sollen. Das sind ihre Geschöpfe, darum sollen wir andern sie verehren.

Auf diese Art entsteht eine ganze Galerie von Schmutzgöttern. Es beginnt damit, dass sie um eine Anerkennung, ein gutes Wort, eine Empfehlung bitten. Diese wird bewilligt, weil man mit der Qual eines unbegabten Menschen, nichts zu sein, Mitleid empfindet. Gleichzeitig beginnt das Syndikat, eine günstige Äußerung zu stehlen (gestohlene Reputationen), ein lobendes Wort zu entwenden, abzulocken. Dann fängt die Schreckensherrschaft an: man kann in keine Gesellschaft gehen, kaum in seinem Heim sein, ohne von der Berühmtheit, die man gegen seinen Willen mitgeschaffen hat, verfolgt zu werden. Man wird zum Schweigen gezwungen, zu einem beifälligen Nicken gescheucht, und in dem Schweigen erhebt sich der Tempel, wird der Weihrauch angezündet für den kleinen Götzen, der nur ein Verdienst besitzt, nämlich ihr Götze zu sein.

Den Menschen werden Berühmtheiten ohne Verdienst aufgeschwatzt, Autoritäten aufgedrängt; und die Entdecker, welche die Götter gemacht haben, glauben am höchsten zu stehen, obgleich sie nicht Dii minores sind, ihnen nicht einmal angehören.

Wenn man mit Schönheitssinn geboren ist, der mit Ordnung beginnt, und wenn man zu absoluter Ordentlichkeit erzogen ist, so wird das ganze Dasein ein Leiden für einen selbst und seine Umgebung. Wenn man zum Beispiel in sein Heim kommt und sieht die Gardinen wie Lappen hängen, die Lichter schief in den Leuchtern stecken; findet den Tisch hinken, obgleich man zwanzig Male etwas untergelegt hat; sieht ein Kleidungsstück auf dem Sofa liegen, auf das man sich setzen will — so wird man unglücklich; und will man die Mängel berichtigen, macht man seine Nächsten unglücklich.

Wenn ich an meinem Rock einen Knopf verliere, und man näht mir einen ungleichen so schief an, dass der Rock schlecht sitzt, so werde ich krank — ich kann mir nicht helfen!

Wenn ich für meine Handschuhe Nummer 7¾ brauche, und der Kaufmann hat diese Nummer nicht, so verlockt er mich, 8 zu nehmen. Wenn ich dann am nächsten Tage mit Nummer 8 ausgehe, und die ist zu gross, so leide ich, gerate in Streit mit mir selbst, ob ich mich zufrieden geben und nicht schelten soll. Bescheide ich mich, so werde ich einen ganzen Monat gepeinigt; will ich sie umtauschen, so entsteht ein Streit, der mehrere Tage dauern kann.

Ein Paar Schuhe besorgen, heisst nicht hingehen und kaufen. Das ist ein Feldzug, zu dem ich mich vorbereite, indem ich meine seelischen Fähigkeiten mobilisiere, Resignation, Nachsicht und Menschenliebe aufmarschieren lasse. Aber der Kaufmann ist ein Zauberer, der mir das Gesicht verkehrt; ich werde fast immer geprellt, muss neue Schuhe verschenken. Ich bin darum fast fünf Jahre in ausgetretenen Schuhen gegangen, bis man mir vorwarf,

ich sei unmodern, sehe heruntergekommen aus, sei geizig.

Also kämpfen, zanken, poltern wegen Bagatellen, so dass die Hauptsachen des Lebens in den Hintergrund treten.

Bescheidet man sich, hört auf genau zu sein, so sitzt man bald in einem Schweinestall; isst Schweinefutter, ohne zu klagen; trägt Kleider, die aussehen, als seien sie geliehen; geht in Schuhen, die drücken oder latschen. Hat man seine Kinder um sich, so gewöhnen die sich an Unordnung und werden zu Menschen, die Schmutz nicht sehen; nicht weil sie so rein sind, dass sie alles rein finden, sondern weil sie gelernt haben, in Schmutz und Unordnung zu gedeihen.

Das ganze Leben geht nur mit Ach und Krach, nur ungefähr; jedes Ding ist Ware zweiter Güte oder Ausschuss.

MITSCHULDIGE

Wer sagte, alle Menschen sind Feinde, hatte eigentlich nicht so unrecht, und auf Freundschaft kann man sich nur verlassen, wenn gemeinsame Interessen mitspielen. Verwandte und Freunde unter einander treten bei kritischen Gelegenheiten mehr wie Mitschuldige auf, als dass sie durch ein zärtlicheres Band verbunden sind. Nie ist wohl ein Ehemann so naiv gewesen, dass er zu den Verwandten seiner Frau gegangen wäre, um Schutz für seine vernachlässigten Kinder zu suchen. Ist er kindlich genug gewesen, es zu tun, so weiss er, wie er aufgenommen wurde. Jedes Recht, jede Gerechtigkeit, jede Wahrhaftigkeit hören auf zu existieren, Tatsachen werden geleugnet, Verbrechen wird Unschuld, und der ganze Dungwagen ergiesst sich über ihn, auch wenn die Antagonistin sonst nicht gut angesehen, sondern sogar verleumdet ist.

Ebenso verhält es sich mit Freunden. Du beklagst dich bei einem Bekannten über ein Unrecht; der Bube ist zufällig sein Freund, das heisst, gehört zu seiner Clique; sofort tritt er auf als Verteidiger des Unrechts. Der Bube wird schuldlos wie ein neugeborenes Kind, und du kommst auf die Bank der Angeklagten. Wird prozessiert, so schwört der Freund falsch und hält das für grossartig.

Das nennt man: guter Kamerad, Korpsgeist, wahre Freundschaft. Eine angeborene Liebe zur Bosheit und zum Bösen macht die Menschen zu Mitschuldigen statt zu Freunden!

CAMORRA

Das italienische Banditensystem Camorra besass keine Organisation, herrschte aber in allen Gesellschaftsklassen. Sie erkannten einander am Geruch, an einer Miene, einem Blick, einem Händedruck. Es war eine natürliche Gruppe von unehrlichen Menschen, die es natürlich fanden, zu betrügen.

Aber dieser unsichtbare Bund existiert in allen Ländern und in allen Klassen.

Wenn ein Kaufmann mich betrügt, und ich gehe zu einem andern Kaufmann, um mich zu beklagen, so stimmt er mir bei, aber betrügt mich, er auch.

Wenn ich eine Rechnung für eine Dame bezahlen soll und finde die Posten zu hoch, so frage ich eine sehr nahestehende Dame, ob die Rechnung richtig ist. Sie antwortet mit etwas dunkeln Worten; aber ich erfahre nicht, wieviel Meter für ein Kleid nötig sind. Ich machte mir ein Mal das Vergnügen, nachzuforschen: die Angaben schwankten zwischen 3 und 15 Meter für dieselbe Person.

Fragt man einen Dienstboten, wie sich ein anderer Dienstbote führt, so ist die Führung immer gut, auch wenn sie schlecht ist; auch dann, wenn die beiden Mitschuldigen Feinde sind. Das nennen sie gute Kameradschaft, ist aber Kamorra.

Ein guter Kamerad ist ein zuverlässiger Schurke.

WALTER SCOTT

Mit 40 Jahren versuchte ich Walter Scott wieder zu lesen, aber das Leben war zu stürmisch, auch war man an starke Gewürze gewöhnt, er war zu zahm und zu lang. Jetzt mit 60 Jahren habe ich die meisten wieder gelesen, auch die auf 1000 Seiten in zwei Teilen, und ich bewundere Walter Scott. Dieses unerhörte Personal! Und alle Figuren sind individualisiert! Ich frage schliesslich, wo er all das her hat, denn es wirkt erlebt. Scenen aus dem Mittelalter so intim, als spielten sie heute; Menschen geschildert, als habe er sie persönlich gekannt.

Es ist lang, sagt man. Ja, aber diese Länge über einen Monat verteilt, macht die Bekanntschaft mit den Figuren so gründlich, dass man sie nicht wieder vergisst; man einverleibt sie seinen Bekannten, trennt sich von ihnen mit Bedauern.

Und die Persönlichkeit des Verfassers, die ja über dem Ganzen ruht, ist ein gleichmütiger, gutgelaunter, rechtschaffener Mann; religiös genug und philosophisch genug, durchaus kein Politiker (= Schwindler). Er liebt gutes Essen, lächelt sehr oft, liebt Heim und Kinder (obgleich er selbst es gewiss nicht gut hatte) — mit einem Wort, eine angenehme Gesellschaft.

Eigentümlich ist, dass der milde, harmonische Mann als geisteskrank endete.

Er hatte sich aus Ärger über eine misslungene Werbung verheiratet, und so etwas pflegt ja nicht gut zu gehen.

Ich bin 60 Jahre, und ich weiss nicht, was das ist: „Die Hände ringen.“ In Romanen der 60er und 70er Jahre las ich viel von dieser Handbewegung, aber sie war niemals beschrieben. Ich habe mehrere Male gefragt, wie es zugeht, wenn man die Hände ringt, aber niemand hat antworten können, meistens weil man glaubte, ich wisse es. Aber ich weiss es nicht!

Ich weiss auch nicht, was Konvulsionen sind; ich habe nie welche gesehen.

Ich weiss nicht, was ein hysterischer Anfall ist. Glaube einst eine Pantomine gesehen zu haben; als ich aber erklärte, ich glaube nicht daran, hörten die Anfälle auf.

Ich glaubte zu wissen, wie ein Rasiermesser „abgezogen“ wird, da ich mich 40 Jahre lang rasiert habe; aber in diesen Tagen musste ich lernen, dass ich es nie gewusst habe. Und da verstand ich, warum meine Messer immer stumpf gewesen waren.

Vor acht Tagen kam ein sogenannter Schulkamerad von 66 Jahren auf Besuch. Er war arm und hausierte mit Zigarren. Ich lud ihn ein, eine Zigarre von besserer Sorte zu probieren. Er zog sein Messer, schnitt die Spitze ab und zündete diese Spitze an, die in den Mund gesteckt wird. Als ich ihn aufklären wollte, glaubte er, ich halte ihn zum Narren, denn er hatte es immer so gemacht. Man denke: er war 66 Jahre alt und hatte 50 Jahre geraucht!

DIE SCHRIFTGELEHRTEN

Sie bestellen sich grosse Hüte, grösser als die von gewöhnlichen Menschen, damit es sofort zu sehen ist, dass sie Schriftgelehrte sind. Sie tragen gern seidene Kleider, zeigen sich aber ungern an öffentlichen Orten, damit der Respekt nicht abnimmt.

Sie hacken einander nicht gern die Augen aus, obgleich sie alle geheime Feinde sind.

Wenn sie ihren Mund aufmachen und sprechen, dann verstummt jede Kritik, dann ist nicht mehr zu zweifeln: magister dixit.

Die Unfehlbarkeit des Papstes bedeutet nur, dass er, wie der unbeschränkte Monarch, das Veto dem Konzil gegenüber besitzt, aber die Unfehlbarkeit der Schriftgelehrten, das ist die absolute Autorität, der blinde Buchstabenglaube: Credo quia absurdum, non possumus. Wenn du nicht an ihre Vermutungen, Hypothesen, Dummheiten glaubst, so wirst du allerdings nicht verbrannt, aber du wirst gehängt.

VOLLKOMMENE HARMONIE

Wenn ich ein Schwein in seinem dunkeln Koben bis zu den Knien im Dung stehen und verfaulten Abfall kauen sehe, stelle ich mir vor, dass es sich in vollkommener Harmonie mit seiner Umgebung befindet. Es sieht immer Licht, und der Gestank ist ihm Lebensluft. Es braucht nicht zu arbeiten, und das ist das Ideal; und wenn es nur zwischen den Mahlzeiten schläft, empfindet es die wahre Lebensfreude.

Könnte man es darüber aufklären, dass es in Dunkel und Schmutz steht, würde es die Disharmonie entdecken, die herrschend wäre; und da man ihm die Illusionen raubte, würde es sich unglücklich fühlen. Sicherlich würde es dem nicht glauben, der es über sein Elend aufklärt; es würde es „schwarz sehen" nennen, wenn man Licht hineinlassen wollte; verfaulte Möhrenstrunke sind kleine Blumen auf dem Wege, die man den Schweinen nicht rauben darf; und versuchte man zu kehren und zu scheuern, würde es krank. Warum sollte man sein Mitschwein unglücklich machen?

Ein Chicagoer, an die dicke Luft der Stadt gewöhnt, reiste einst hinauf ins Hochgebirge. In der reinen Atmosphäre wurde er ohnmächtig, und er konnte nur ins Bewusstsein zurückgerufen werden, als man ihm einen verfaulten Fisch unter die Nase hielt.

Ihm war, als hörte er Heimatklänge, und er hatte die volle Illusion von Schwefelwasserstoff!

Das Höchste für sie ist Straflosigkeit. Das Schlimmste, das sie kennen, ist: wenn man zeigt, dass es dem Buben schlecht geht. Das war Zufall, Logik der Ereignisse, Neurasthenie, Pech.

Ich habe in diesem Buche eine Menge Nemesisgeschichten geschildert, bei denen Wirkung und Ursache in greifbarem Zusammenhang stehen; ich habe von Totenbetten gesprochen und auch Voltaires erwähnt! Aber über Voltaires letzte Stunden gibt es so verschiedene Berichte, und wahrscheinlich so lügnerische, dass der von mir angeführte wahrscheinlich nicht richtig ist; er lief darauf hinaus, dass der christliche Freidenker sich zur katholischen Kirche bekehrt und alle Gnadenmittel empfangen habe, wie Heine, Gott um Verzeihung bittend. Nachdem ich dieses aber im guten Glauben niedergeschrieben, habe ich in Professor Blochs grosser Arbeit „Über den Tod" (dänisch) eine andere Wendung der Geschichte gefunden. Bloch schildert nämlich nach glaubwürdiger Quelle Voltaires letzte Tage und Stunden, als habe er zuerst seinen Spott mit einem Diener der Kirche getrieben und sei dann in den letzten Stunden in Wahnsinn verfallen; dabei habe er sich so entsetzlich verzweifelt benommen, dass ich die Umstände nicht wiederzugeben wage. Ich wage es nicht, teils weil es unwahr sein *kann*, teils weil man es mir als Schadenfreude auslegen könnte; ein Gefühl, das in solchen Fällen unedel ist und dieselbe Nemesis über den Schadenfrohen hervorrufen kann.

Voltaire „glaubte an Gott wie ein Kind" (nicht ganz jedoch) und erlitt Spott dafür; aber er war ein so entschiedener Christushasser, dass er Mohammed liebte, „den grossen Betrüger". (Man beachte die Anführungsstriche.) Er hasste jede posi-

tive Religion, Kirchen und Priester, sagt man, aber das war wohl gegenseitig. Ich habe nämlich in Ferney seine kleine Kirche gesehen, die er „Gott errichtet" hat, aber ich weiss nicht, ob er dort Messen halten liess, doch habe ich etwas dergleichen gelesen. Und wenn Voltaire den Christustypus in einer rednerischen Wendung gebrauchen musste, so schloss er einen Kompromiss und machte sich ein Kruzifix, an dem ein „aufgeklärter" Schullehrer hing.

Und obwohl Voltaire sein ganzes Leben die Unduldsamkeit bekämpfte, war er selbst ein fanatischer Verfolger des Christentums.

Ob er als gläubiger Katholik endete, müsste ermittelt werden, und Professor Bloch zeigt den Weg zu den Urkunden, falls jemand den Mut hat, sie ans Licht zu ziehen! Es erfordert Mut, da man weiss, dass man als Lügner erschlagen und behandelt wird.

VERSÖHNUNG MIT DEM LEBEN.

Das ist ein Ausdruck, der oft auf der Zunge geführt wird, und den ich dann und wann für eine Pflicht gehalten habe. Nachdem ich aber gesehen, was dieses Leben ist, mit seinen kleinlichen Kompromissen, seinem Streben, einen niederzuziehen, alle zu gleich guten Kohlfressern zu machen, bin ich bei dem Gegensatz stehengeblieben: keine Versöhnung mit diesem Leben, denn es ist nur ein Scheinleben oder ein Scheintod. Es soll so unversöhnlich sein, damit nichts einen zurückhält, wenn man sich trennt: kein Vermissen, nur ein lebhafter Abscheu, wie eine Pulverladung wirkend, die einen in den Weltraum hinausschleudert, über die Anziehungskraft der Erde hinweg, so dass man neue Bahnen findet, die einen weiterführen.

Ich habe von vielen gehört, die sich mit ihren Nächsten auf dem Totenbette versöhnten. Aber das verstehe ich nicht. Durchstreichen, vergessen und verzeihen, das begreife ich; aber mit grundsätzlichen Feinden wieder anknüpfen, in Eile Sympathien improvisieren, wo keine da sind; eine Freundschaft fingieren, die sinnlos ist: das ist doch Schwäche.

Ich glaube im Gegenteil, man soll von Verwandten und Freunden so gründlich gelöst werden, dass man nicht wieder zurückgezogen wird, um hier zu spuken.

Die Versöhnung mit dem Leben sollte lange Zeit durch das Weib geschehen. Wenn man gesagt hätte, Weib und Kind, so läge eine Wahrheit darin, besonders wenn man Versöhnung mit „gebunden an" austauschte, denn nichts fesselt so wie das Heim; und die Wärme der Häuslichkeit macht das kalte Leben erträglich.

Wenn eine Bekanntschaft verbraucht und eine Freundschaft erkaltet ist, so versucht man die Ver-

söhnung mehrere Male. Es gelingt nie, sondern wird nur falsch. Man knüpft aus Bequemlichkeit, Müdigkeit wieder an oder in der Hoffnung, das wiederzufinden, was nicht mehr zu finden ist. Das Alte hat seine Natur verändert, und man findet etwas Neues, das fremd und feindlich ist.

Es gibt Menschen, die man niemals getroffen haben sollte, und doch hat man mit ihnen verkehrt; hat ihnen sein Vertrauen geschenkt, das sie missbraucht, seine Seele, die sie verschlungen haben. Man hat dadurch Feinde als Freunde behandelt; ist aus Instinkt von ihnen gegangen, aber zurückgekehrt; und jede eingebildete Versöhnung ist von einem neuen Verrat begleitet gewesen.

Wenn man einen falschen Freund verlässt, darf es nicht in Feindschaft geschehen, denn dieses Gefühl unterhält die Verbindung. Sondern man muss radikal zu Wege gehen, das Band abschneiden; vernichten, was gewesen ist, und seinen Weg gleichgültig, aber unversöhnlich gehen.

Doch gibt es Menschen, zu denen man verurteilt zu sein scheint. Ein verhängnisvolles, unerklärliches, elastisches Band hält einen fest; das Band dehnt sich, aber reisst nie. Ich habe mir gedacht, in solchen Verhältnissen ist der eine dazu verurteilt, dem andern zu dienen, trotzdem persönlicher Widerwille herrscht.

LIEBEN.

Eine Frau lieben, ist nicht immer dasselbe wie sie gern haben. Man kann sie und ihre schrecklichen Eigenschaften verabscheuen, wird aber zu ihr hingezogen; man findet keine Ruhe, ehe man in ihre Nähe kommt. Aber dieser Ruhe folgt oft eine tödliche Traurigkeit und gleich darauf Unruhe. Diese Anziehung braucht nicht geschlechtliches Verlangen zu sein; man bildet sich ein, ein Wohlbehagen werde eintreten, wenn man nur in ihre Nähe kommt. Und dieser Wille entsteht aus der Unruhe, die man in ihrer Abwesenheit empfindet.

Darum sieht man auch Verbindungen, die unlösbar sind, zwischen Gatten, die einander hassen, einander verleumden, einander betrügen. Und sobald sie sich treffen, peinigen sie einander. Aber sie können nicht ohne einander sein.

Man spricht von Gewohnheit! Was ist das? Man tut doch lieber einen unangenehmen Schritt und gewöhnt sich an stille Einsamkeit, als dass man in einer Hölle bleibt, an die sich niemand gewöhnen kann.

Der Nachtschmetterling liebt das Licht nicht, wird aber dahin gezogen, was nicht von einer Gewohnheit, zu verbrennen, kommen kann.

Es ist so, ganz einfach, obgleich wir es nicht erklären können.

Swedenborg entsetzt sich, wenn er davon spricht, wie verlogen und verfälscht die menschliche Natur ist.

Ich kenne keinen Philosophen, der sich daran gewagt hat, Begriff, Natur und Folgen der Lüge zu erklären.

Als Paulus nach Athen kam, um mit Epikureern und Stoikern zu disputieren, und sagte, „was Wahrheit ist", nannten sie Paulus einen, der aus der Schule plaudert.

Man kann acht Stunden in einer Gesellschaft sitzen, und sie haben jedes einzige Wort gelogen! Einige haben gesagt, Dinge seien geschehen, die nie geschehen sind; andere haben Tatsachen geleugnet; wieder andere haben einem Abwesenden Verbrechen vorgeworfen, die er nie begangen. Einer hat die Wirklichkeit entstellt; ein anderer eine ungerechte Sache mitgemacht; ein dritter geschwiegen, als er hätte sprechen müssen; ein vierter hat einen wichtigen Umstand verheimlicht, u. s. w.

Wer eine Lüge hinauslässt, ist ein Falschmünzer. Die Münze hat Kurs, läuft um, wird als Wertmesser und Tauschmittel benutzt. Und jedes Mal, wenn die Lügenmünze aus einer Hand gegeben wird, kommt ein falscher Wert in Umlauf, der nicht zurückgerufen werden kann. Er besamt sich, kriegt Junge, die führen selbständiges Leben, setzen wieder Samen an, erzeugen neue Familien und wirken weiter bis in Unendlichkeit.

Indem sie einander belügen, werden die Menschen zu etwas anderm, als sie sind; man verkehrt schliesslich nur mit Charaktermasken oder Gespenstern; man kennt seine Freunde nicht; man weiss nicht, mit wem man verheiratet ist; ahnt nicht, dass die Kinder, die man am meisten liebt, gegen einen intrigieren, unsere Stellung zu untergraben suchen.

Wenn man im Alter erst Zeit findet, über alles, was man erlebt hat, nachzudenken und mit Altersgenossen vergleicht, so geht einem ein Licht auf, welch eine Menge Unwirklichkeiten man als Wirklichkeiten behandelt hat. Das Meiste, was man in der Schule als Tatsachen lernte, ist nicht mehr wahr. Man kann nicht einmal seine eigene Sprache buchstabieren, obgleich man das Studentenexamen gemacht hat und hervorragender Verfasser ist: das schwedische Hilfsverb hafva (haben), das in unserer Kindheit mit fv geschrieben wurde, soll jetzt so geschrieben werden, wie die Mägde es 1850 schrieben, mit v allein.

Das Königsgeschlecht der Ynglinger, das einem mit Haarzausen und Ohrfeigen eingebleut wurde, hat nie existiert. Die Rosskastanie hat nicht 7 Staubgefässe, sondern kann auch 8 haben. Das deutsche Wort Pferd wird nicht Ferd ausgesprochen (wie wir lernten), sondern Pferdt (P ist auch zu hören). Das französische Classe wird nicht „klass", sondern eher „klas" ausgesprochen (aber nicht ganz). Der englische junge Mann in „Un verre d'eau" soll Masshem und nicht Maschem (Masham) heissen. Euklid ist nicht unfehlbar, denn Stuart Mill hat nachgewiesen, dass eine Reihe Axiome keine Axiome sind; und neuere Auflagen haben betont, dass gewisse Probleme unrichtig gelöst oder unnötig verwickelt sind; die fehlenden Bücher desselben Euklid (der Evklides hiess) sind nicht verloren, und der Mann war nicht aus Megara, wie wir lernten. Schweden ist nicht 150 Meilen lang, sondern viel länger, und der Sulitelma ist nicht der höchste Berg Schwedens, ebensowenig wie Davalagiri der höchste auf Erden.

Auch wenn man zugibt, dass ein Teil von diesen Unwahrheiten nicht absichtliche sind, so hat jedenfalls die Erziehung unserer Jugend Bankerott gemacht, ohne dass deshalb die jüngere Generation

sicherer steht, da die Zukunft ihr Wissen auch einst schleifen wird, um vielleicht viel von unserem Kram wieder auf den Markt zu bringen.

Aber schlimmer ist es mit der Unzuverlässigkeit in den lebendigen Verhältnissen des Lebens bestellt.

Ein Mann hat ein Heim gegründet, Kinder gezeugt und seine Laufbahn, seinen berechtigten Ehrgeiz geopfert, um etwas Grosses auszurichten; seine Kinder sind aufgewachsen, haben geheiratet und ihm Enkel geschenkt. Da entdeckt er mit 70 Jahren, dass er keine Frau gehabt, sondern mit der Geliebten eines Andern gelebt hat; dass die Kinder nicht seine Kinder sind und die Enkel noch weniger; dass er also gar nicht mit seinen Kindern verwandt ist.

Ein anderer Mann, der das Andenken seines berühmten Vaters verehrte, erfährt mit 40 Jahren, dass er nicht der Sohn seines Vaters ist. Damit stürzte sein Dasein zusammen; er musste es sich abgewöhnen, den Namen seines Vaters zu nennen, um nicht grinsende Gesichter zu sehen; er musste sein ganzes Leben umdenken, und das Bild der Mutter wurde schmutzig, das Grab auf dem Kirchhofe war geschändet; mit 40 Jahren war er elternlos, besass nichts, das er verehren, nichts, an das er sich erinnern konnte; und wenn er unter Menschen ging, zitterte er aus Furcht, der Name seines Vaters könnte erwähnt werden.

Auf so losem Sand kann ein Leben mit seinem eingebildeten Glück gebaut sein.

DIE ILLUSIONEN

Die Menschen verwechseln ihre Lügen und Betrügereien mit Illusionen, darum schreien sie, wenn man ihnen den Deckmantel abreisst. Die Illusionen im eigentlichen Sinne sind keine Lügen, sondern bestehen aus mangelhaften Spiegelungen der vollkommenen Urbilder. Die Liebe ist kein Betrug, sondern eine schwache Wirklichkeit, die etwas vom ewigen Leben in sich hat; eine Illusion durch ihre Unvollkommenheit.

Wenn man etwas Gutes bei einem Menschen sieht und ihn deshalb überschätzt, so ist das Gute vorhanden, auch wenn man entdeckt, dass man sich in dem Menschen selbst geirrt hat. Es war kein Betrug, aber es war unvollkommen.

Wenn man dagegen einen notorischen Buben verehrt, weil er König war und viel von sich reden machte, so ist das eine Lüge; und wenn die entlarvt wird, hat man keine Illusion zerstört. Viele von den Göttern, welche die Unterklasse auf Gebot der schriftgelehrten Oberklasse verehren soll, sind nur Schmutzgötzen, gestohlener Ruf, erschwindelter Ruhm, geschmuggelte Grössen, durch welche die Entdecker ihren eigenen Kult unterhalten.

Freundschaft ist keine Illusion, auch wenn sie sich nicht dauerhaft erweist; denn ein Zusammenleben im Guten ist eine hohe Wirklichkeit in einem gegebenen Augenblick des Lebens. Die glücklichen Stunden, die man erlebt hat, waren nicht illusorisch, denn sie waren wirklich da, wenn sie auch jetzt nicht mehr da sind.

Aber es geschieht zuweilen, dass ein schönes Erlebnis später eine hässliche Farbe annehmen kann, in der Erinnerung zu etwas Verhasstem umgebildet oder ganz und gar ausgetilgt wird. Und in den dunkeln Stunden des Lebens kann alles Vergangene

und Gegenwärtige ein einziges schwarzes Chaos werden. In diesem Augenblick verzweifelt man an einer Versöhnung mit dem Leben, und man hat ein Gefühl, als könne man nie mehr froh werden. Für den gläubigen Menschen wird dann ein Licht angezündet, das Hoffnung heisst auf eine bessere Zukunft im Jenseits. Das ist Religion als „Anknüpfung", wie re und ligere zu übersetzen ist.

Die Illusionen geben die Hoffnung auf ein besseres Leben, die Ahnung von einer wirklichen Vollkommenheit, vielleicht die Erinnerung an eine erlebte Seligkeit (Platos Reminiszenzen). Die Illusionen sind verblichene, schlechte Lichtbilder, aber doch Abbildungen; sind Kosthappen, aber nicht mehr; Muster im Musterkoffer, aber nicht die Waren selbst; Gips, aber nicht Marmor; schlechte Münze, doch Münze.

Das Schöne ist vorübergehend und vergänglich, hinterlässt aber etwas Unvergängliches in der Erinnerung; die Frühlingsblume verwelkt bald, macht aber andern Platz; das Kind wächst, das Mädchen altert. Was weiter? Der Mensch liebt Veränderung, die Verwandlung und Erneuerung ist und den Eintritt ins ewige Leben bildet.

BLAUBUCHARTIGES AUS DEM NACHLASSE

1919

„Ein scharmantes Weib"
Wie eine Sache verdreht wird.
Der Frauenhasser
„In den Kochtopf tunken"
Das grausame Leben
Ein Verkehr
Die Kämpfe der Seelen
Die künftige Religion
Die Wiederkehr der Gottheit
Auflösung oder Entwicklung
Swedenborgs Heimkehr

„EIN SCHARMANTES WEIB"

Zwei Herren sassen im „Kastell" des Badeortes und tranken. Ein Fenster öffnete sich über ihren Köpfen, und ein Lied drang aus dem Musiksalon des Gesellschaftshauses.

— Sieh da! sagte der eine. Jetzt beginnt sie wieder!

— Wer ist das? fragte der andere.

— Das ist die Ewige, welche die traurige Aufgabe hat, nie ein Ende zu nehmen. Sie hat diesen Badeort mit ihrer hohen Gegenwart unzählige Jahre gesegnet; sie kräht sechsundzwanzig Griegsche Lieder in der Stunde herunter und kann ein halbes Dutzend Sonaten im Nu erledigen. Sie liebt sich, nur sich; und sie glaubt, die Welt teile diese Sympathie.

— Was ist das für eine „Figur", da sie die ganze „Gesellschaft" nach ihrem Gefallen lenken kann?

— Es ist eine vierzigjährige Dame, die schliesslich bei der Rolle „Ein scharmantes Weib" stehen geblieben ist. Wenn der natürliche Scharm aufhört, beginnt das scharmante Weib. Und wenn alles andere nachgegeben hat, stützt sie sich auf die Hüften, und die Schneiderin. Sie hat die Finger voller Ringe, weil sie einige Male verlobt war; da sie alles zurückgab, Herz und Hand, Treu und Glauben, behielt sie die Ringe als Erinnerungen — an die, welche sie betrogen. Sie hat das grösste Problem der Gegenwart gelöst, das man für unlösbar hielt; ich meine das „Drei-Körper-Problem", die Berechnung der Bahnen dreier Körper, dergestalt, dass der dritte sich immer in Reserve befindet. Und sie hat das weibliche Ideal verwirklicht: als Demimonde zu leben, aber doch au beau monde anzugehören . . .

— Wie ist sie dazu gekommen, die Gesellschaft zu beherrschen?

— Ja, sie tritt immer zuerst als Bittende auf, und wenn man ihr einen Dienst geleistet, steht man in

Schuld bei ihr, und sie fordert Gegendienste. Wenn sie dich bittet, die Kegelbahn zu mieten, so tut sie, als lade sie dich zu etwas ein. Und wenn du ihr ein Glas Wasser holst, so hat sie dich beschützt. Sie ist die Herrin der Welt, und sie nimmt deinen Tribut entgegen, als erweise sie dir eine Gnade.

— Jetzt im Sommer zielt sie hoch! Sie legt es auf den jungen Baron an, und sie deutet an, er sei sterblich in sie verliebt.

— Alle, denen sie nachläuft und die sie verabscheuen, sind sterblich in sie verliebt, und sie teilt Körbe aus grauem Papier an die aus, die ihre Gunst nie begehrt haben. Die Herren, besonders die jungen melancholischen, empfinden leicht Mitleid mit ihrer Torheit und unfreiwilligen Lächerlichkeit, und dann sagt sie, sie liegen ihr zu Füssen. Es wäre schade um sie, wenn sie nicht boshaft wäre, und denke ich daran, welches Erwachen ihr einst bevorsteht, so werde ich von Mitleid ergriffen.

WIE EINE SACHE VERDREHT WIRD

Die Aufführungen meines Dramas werden unterbrochen, und ein Neidhammel erreicht es durch Intrigen, dass sein schlechtes Stück zwischen meine Vorstellungen geschoben wird. Ich beklage mich. Man antwortet mir: „Du bist neidisch."

Ich antworte: Ich habe niemals Unrecht geliebt, nicht einmal Unrecht gegen mich, und ich hasse dieses Unrecht, das ein Neidhammel gegen mich begeht!

Er ist neidisch, und ich bekomme den Namen!

Während eines Gespräches darüber, wie unbeständig im allgemeinen die Ehre ist, die einem Dichter gewährt wird, erinnerte ich an Kotzebue, der zu seiner Zeit den Erdball mit seinen Stücken beherrschte. Jetzt aber wird er nicht mehr gespielt, sondern verachtet.

— Lieber Freund, mache dir keine Sorgen, deine Werke werden leben, antwortet die Person, mit der ich spreche.

Da ich glaube, dass man nach dem Tode an etwas anderes zu denken hat als an seine „Unsterblichkeit" hier auf Erden, erwidere ich:

— Darüber mache ich mir keine Sorgen....

Damit wollte ich nicht sagen, dass ich überzeugt bin, dass meine Werke leben werden.

Trotzdem kommt eine Geschichte auf: „Er läuft herum und macht sich Sorgen über seinen Nachruhm."

Um ihn ins Unrecht zu setzen, mit einem Schein von Recht, findet sie Fehler bei ihm, die nicht vorhanden sind; dichtet ein Lügenbild von ihm. Alles, was sie sagt, ist nicht wahr; alle ihre Fehler legt sie in ihn.

O. — Du bist müde!

A. — Und habe nie so viel und so gut geschrieben wie jetzt.

O. — Du bist alt!

A. — Die Zeitungen sagen, ich sei noch nie so jung gewesen.

O. — Du bist verbraucht!

A. — Und habe gerade ein Kind mit dir erzeugt.

O. — Ich will nicht mehr Kinder haben, so viel musst du wissen . . .

A. — Du fürchtest also, dass ich dir mehr Kinder zeugen werde, mehr zeugen k a n n!

O. — Du bist schwierig . . .

A. — Du bist unordentlich . . .

O. — Ich bin verheiratet und habe keinen Mann . . .

A. — Doch, ich bin dein Mann, will aber nicht dein Liebhaber sein und deine Laster ausüben . . .

O. — Du siehst alles schwarz und hässlich . . .

A. — Und mein Stück ist eben abgelehnt worden, weil ich zu schön von den Menschen dachte! Wie kann das stimmen?

O. — Menschenhasser!

A. — Ich liebe ja dich, unser Kind und meine Freunde — meine Feinde darf ich nicht lieben, sonst würde ich die Bösen lieben.

O. — Du bist ein Verschwender.

A. — Gegen dich! Beklagst du dich?

O. — Du hast mich eingeschlossen.

A. — Du bist ja nie zu Hause.

O. — Jetzt gedenkst du mich fortzuwerfen wie einen alten Handschuh . . .

A. — Du bist drei Male fortgegangen, du hast mich verlassen, und du sagst, ich habe dich verlassen. Alle deine Fehler und Laster dichtest du mir an . . .

O. — Jetzt hast du ein Buch über mich geschrieben . . .

A. — Ja, alles Schöne über dich, das Schönste, was über das Weib geschrieben wurde . . .

O. — Ja, aber du hast über „Die Andere" geschrieben . . .

A. — Also nicht über dich!

O. — Aber du hast hässlich geschrieben.

A. — Was geht das dich an! Du bist nicht sie! Aber da sie hässlich war, musste ich hässlich schreiben. Übrigens habe ich das Hässlichste gestrichen.

O. — Du hast überhaupt kein Gewissen . . .

A. — Du sagtest eben, ich habe über mein letztes Buch böses Gewissen gezeigt. Da habe ich doch Gewissen.

O. — Du bist der roheste Mensch, den ich getroffen habe: du wühlst in deiner Vergangenheit...

A. — Ich habe nie von meiner Vergangenheit (meinen Ehen) gesprochen, aber du hast, während wir verlobt waren, und nachdem wir uns vermählt hatten, über deine „Vergangenheit" gesprochen! Das ist äusserst zynisch von einer jungen Frau, die Anspruch darauf hatte, „unschuldig" zu sein. Die eine Stunde sprachst du von deiner Vergangenheit (unerlaubte Verbindung mit einem Mann), die andere Stunde von deiner Unschuld. Als ich nun deine Aufmerksamkeit auf das Zynische in deinem Benehmen lenkte, machtest du eine Wendung und antwortetest ganz zynisch: Man muss seine Fehler

zugeben! Diese Antwort ist sublim! Und bedeutet: wenn du von deiner „Vergangenheit“ sprichst, dann ist es schön; wenn ich aber von meiner (nicht!) spreche, dann ist es hässlich!

„IN DEN KOCHTOPF TUNKEN."

Weihnachten ist nach altem schwedischen Brauche der einzige Tag, an dem die Männer die Küche besuchen dürfen, um sich satt zu essen an der Fleisch- und Speckbrühe, der „Kraft", welche die Frauen in der Küche sonst das ganze Jahr über schlecken.

Wenn sie zum Beispiel Erbsen kochen, so werden diese in Wasser gekocht; der Speck wird ausgekocht, die Brühe in der Küche verzehrt und der ausgekochte Speck ins Erbsenwasser gelegt.

Weihnachten ist (oder war) der grösste Feiertag für den Mann, da bekommt er „Kraft" — so heisst Bouillon und Brühe auf norwegisch. Sonst saugen die Vampyre (die Frauen) die Kraft in sich, um die Macht zum Herrschen zu erhalten.

Darum sind die Männer machtlos, soweit sie nicht trinken oder auswärts essen.

Die Frauen gehen in die Konditorei und essen Gebäck.

DAS GRAUSAME LEBEN (INFERNO-DRAMA AUS DER WIRKLICHKEIT.)

Verwandte und Freunde werden von Leben und Umständen gezwungen, einander zu quälen. Sie lieben eigentlich einander, schätzen einander, aber müssen Feinde sein.

Ein Schriftsteller muss seine Bilder aus der Umgebung nehmen, und da er nicht schmeicheln kann, fühlen sich seine Freunde verleumdet.

Seine Frau ist Schauspielerin, und nur, dass sie mit dem Publikum kokettieren muss, ist ihm eine Qual; auch dass sie Gefühle spielt, die sie nicht besitzt.

Sein Bruder ist Kaufmann und muss konkurrieren mit ihrem Bruder, der auch Kaufmann ist.

Er ist Schwede, und sie und ihr Bruder sind Norweger, darum müssen sie ihn hassen, obwohl sie ihn gern haben.



Sie liebt ihren Bruder, aber dieser verheiratet sich mit ihrer Feindin.

Sein Bruder ist entzückt von seiner Frau, der Schauspielerin; das kann er nicht verbergen, aber das quält ihn als Mann.

Mann und Frau haben ein Kind, dem beide wohlwollen, aber beide sind verschiedener Ansicht über die Methode, hängt diese doch von Nationalität, Erziehung und Religion ab.

EIN VERKEHR

A. — Ich billige nicht deine Ansicht über D.s Gemälde . . .

B. — Ich bin derselben Ansicht wie du über das Bild . . .

A. (geht unbekümmert weiter). — Es ist ein grosses Kunstwerk und ein Monument . . .

B. — Ich bin derselben Ansicht wie du . . .

A. (geht weiter). — Darum musst du nicht . . .

B. — Hast du ein Interesse daran, dass ich in dieser Frage anderer Ansicht als du bin, da du diese mir aufzwingen willst?

(A. hat das Interesse daran, dass er B. verleumden muss, um ihn von seinen Freunden zu trennen.)

A. beginnt eine lange Auseinandersetzung über etwas, das B. kennt.

B. denkt aufzustehen, ihn zu unterbrechen und seiner Wege zu gehen, bleibt aber sitzen und tröstet sich damit: „Lass ihn seinen Unsinn schwatzen, er macht mich schliesslich so müde, dass ich diese Nacht gut schlafe.“

Die Seelen sind wohl denselben Gesetzen unterworfen wie die andern Naturkräfte und Stoffe, die organisierte Materie einbegriffen. Die Seelen werden von einander angezogen und abgestossen; sie üben Einfluss von weitem und wecken Ströme durch Influenz; sie können Stromwechsel und Umschaltung ausgesetzt sein, Änderung der Polarität, Strahlung und Brechung, Interferenz und Polarisation. Sie können sich als Zellen spalten und fortpflanzen, geschlechtlich oder ungeschlechtlich. Die eine Seele kann auf die andere gepfropft werden, sich mit einer andern durch Osmose mischen, durch einen längeren Kontakt entwöhnt werden: A kommt dazu, in B Wurzel zu schlagen, dann wird die Verbindung abgeschnitten, so dass A für sich lebt und in B als Parasit oder Saprophyt; aber B kann auch durch Kapillarkraft A aufsaugen und sein eigenes Leben nach der Entwöhnung fortsetzen.

Des ganzen Seelenlebens Streben scheint doch auf Selbstbewahrung gerichtet zu sein. Das ist wohl der Sinn des vieldeutigen Wortes Freiheit, das in diesem Falle Freiheit von fremden Einflüssen bedeutet; aber das ist eine Unmöglichkeit, da das Leben mit Erziehung beginnt, die Zwang ist.

In der Schule wird ja das Kind gezwungen, so zu denken und zu sprechen, Welt, Leben und Geschichte so zu sehen, wie die Regierung durch Kultusminister, Lehrbuchkommission und Schulverordnung bestimmt.

Später gerät der Jüngling unter den Einfluss der starken Geister seiner Zeit, die durch ihre Schriften ihn versuchen oder zwingen, so zu denken, zu sprechen, zu schreiben wie sie. Zu Kants Zeit dachten alle Gebildeten wie Kant, später, zu Hegels Zeit, wie Hegel, und schliesslich haben wir Darwin

erlebt, der die Geister fünfzig Jahre regierte. Ein solcher Geist sendet seine Gedanken wie ein Zyklon aus; er reisst die älteren Vorstellungen mit den Wurzeln aus; wird kritiklos von den Jungen, widerwillig von einigen Älteren aufgenommen; nachdem aber alle Gebiete der Bildung befruchtet sind, ist eines Tages die neue Anschauung in alle Seelen gedrungen. Die schlimmsten Gegner des Darwinismus, die Theologen, schrieben schliesslich am Ende der Epoche Entwicklungstheologie und sind in Religionswissenschaft Darwinisten, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen.

Eine solche Macht, die unwiderstehlich auftritt, hiess früher Zeitgeist und sollte Absicht und Wille der Vorsehung ausdrücken, die für die Epoche gelten. Wer sich nicht vor ihm beugte, trat aus dem Bewegungsmechanismus des Lebens, blieb stehen, schwand dahin aus Mangel an Kontakten und ging unter. Ein höchst tragisches Schicksal! Der Held ging zu Grunde, zwischen zwei Gewissen zerrieben: entweder sein Jugendideal verlassen und vor sich selbst Abtrünniger werden oder abfallen, nachgeben und dem Strom folgen; modern werden, Gegenwartsmensch, wie es auch genannt wird, das heisst: denken und sprechen wie die Zeitgenossen, welche die neuen Gedanken aufgenommen haben.

Das ist der Kampf der Gehirne, der Streit der Seelen! Und auf diesen Schlachtfeldern werden die interessantesten Gefechte geliefert, die grausamsten und die herzlosesten.

Ein wachsender, sich selbst entwickelnder Gott manifestiert sich in verschiedenen Emanationen unter verschiedenen Perioden der Weltgeschichte. Verleugnet sich und sein letztes Entwicklungstadium durch die Religionsstifter.

Darum wurden die Götter jeder Epoche von der folgenden als Dämonen aufgefasst. Die Götter des Olymps, der Asalehre sind jetzt Dämonen. Und Christus ist auf dem Wege, einer zu werden, oder ist es schon. Christus in uns ist nicht der Tröster, sondern der Strafer mit dem Kreuz, der fordert, dass jeder sein Fleisch kreuzige. Christus ist der Richter, der in die Hölle wirft (und in den Himmel aufnimmt). Die Christusverehrer, Jesu Nachfolger von heute, werden von ewiger Unruhe vor Christus gejagt, sind meist hasserfüllte, lieblose, selbstsüchtige, missvergnügte, eigenliebe Menschen, die inwendig vom Christusdämon für unbekannte, geheimgehaltene Verbrechen gegeisselt werden.

Die Menschen sind Wiederverkörperungen und das Erdenleben ein Purgatorium oder ein Inferno. Wie Swedenborg die Hölle beschreibt, ist sie vollständig dem Erdenleben gleich. Die Dämonen, unsere Begierden, jagen uns Genüssen zu, die, erreicht, sich als wertlos erweisen und Ekel erregen. Das Suchen nach der Wahrheit mündet in Entdeckungen aus, die von der nächsten Generation als Irrtümer oder Dummheiten entlarvt werden. Der grösste Genuss, das Weib, ruft solche Gesichtstäuschungen hervor, dass der Mann einen Engel sieht, wo der Teufel selbst ist. (Teufel gleich: Wer das Böse liebt um des Bösen willen.) Die Liebe zu den Kindern wird mit schwarzer Undankbarkeit belohnt; dass die Kinder die Eltern verachten, ist eine konstante Erscheinung und gehört zu den Strafmitteln.

In dem Satze der Erfahrung „Wie man sät, so wird man ernten“ wird das Prinzip einer Nemesis ausgesprochen, welche die logische Folge der Tat sein sollte: die Strafe vom Gekränkten ausgeübt. Da aber die Menschen es sehr oft unterlassen, sich zu rächen, aus Feigheit, Leichtsinn oder weil sie den Übeltäter nicht kennen; und wenn man sieht, wie eine böse Tat ihre Strafe aus einer ganz unerwarteten Richtung erhält, muss man wohl annehmen, dass die Strafe von einem allwissenden Unbekannten verwaltet wird, der auch die geheimsten bösen Absichten straft.

Die böse Tat wird übrigens oft von einer höheren Notwendigkeit erzwungen und kann nicht für böse an sich gelten, sondern nur durch ihre schädlichen Wirkungen. Ein Erfinder nützt der Menschheit, tötet aber Konkurrenten, ruiniert sie, tritt sie nieder. Die Niedergetretenen rächen sich, und der Wohltäter, der Gutes säte, muss Böses ernten. Der Erfinder erntet oft nur Böses, und gewissenlose Fremde ernten das Gute.

Die Logik des Lebens, das Verweben von Menschenschicksalen, ist so infernalisch beschaffen, dass jede Handlung, ob gleichgültig oder gut, Erscheinungen veranlasst, die für viele eine Qual werden. Die Menschen sind selbst Dämonen und haben zur Aufgabe, einander zu peinigen.

Aber auch in den Gewissensqualen scheint ein immanentes Strafmittel gefunden zu sein. Schwache Menschen und große Verbrecher fliehen die Gewissensqualen, indem sie Christus suchen, und finden das Kreuz; identifizieren sich mit Christus und leiden seine Leiden; oder sie können ihr Kreuz nicht tragen und werfen es von sich auf Christus. Das Leiden scheint des Lebens einzige Realität und Zweck zu sein, denn alle Freuden sind imaginär und werden mit unerhörten Leiden erkauft.

Alle Versuche, das Leiden zu entfernen und die Bedrückten zu befreien, werden als Revolten gegen den Weltplan bestraft. (Prometheus, Luzifer, Christus.)

Da aber das Leiden nicht erklärt werden kann aus Verbrechen, die hier auf Erden begangen sind, zeigt es deutlich auf die Wiederverkörperung und deutet an, dass wir hier für Verbrechen sind, die wir in einer früheren Existenz begangen haben. Und das Leiden bringt positiven Gewinn. Die Augen öffnen sich für den Zweck des Lebens; die Genüsse werden unmöglich oder wertlos; die Sinne verfeinern sich so, dass wir wahrnehmen, was andere nicht wahrnehmen, und unsere inneren Seelenfähigkeiten setzen uns in Verbindung mit der übersinnlichen Welt. Wir finden ein neues grosses Interesse am Leben, da wir eingesehen, dass ein Zweck im Leiden liegt, und die höheren Genüsse kennen gelernt haben, die unsere Verbindung mit dem Übersinnlichen gewährt.

Alles, was geschieht, scheint bestimmt oder verordnet zu sein, und wir haben in dieser Reinkarnation die Freiheit verloren, zwischen Gut und Böse wählen zu können. Wer sich der Sühne nähert, wird von der Vorsehung durch neue und ungewöhnliche Leiden gesucht, die dem Gesuchten die Augen öffnen, da sie auf „natürlichem" Wege nicht erklärt werden können: nach langer Verstockung und Selbstverblendung merkt er, dass Numen adest, dass die Gottheit nahe ist!

Die in groben Genüssen leben und Treber essen, sind nicht deshalb zu tadeln, denn die groben Genüsse sind selbst eine schwere Strafe oder Prüfung durch die Leiden und Gewissensqualen, die folgen.

Es scheint, als sei die Jugend dazu verurteilt, durch Befriedigung der starken Leidenschaften die Ruhe und die seelische Reinheit zu erobern, die sich im reifen Alter einfinden soll. Es geziemt darum vielleicht ebenso wenig der Jugend, sich feige den Versuchungen zu entziehen, wie es dem Älteren übel ansteht, sie zu suchen.

Die Schicksale der Menschen sind jedoch verschieden, und mancher wird in seiner Jugend durch einen entschiedenen Widerwillen gegen sinnliche Genüsse „gesucht", ob er nun in einer früheren Existenz sie gekostet hat, oder weil er eine besondere Aufgabe im Leben hat.

Wenn Religion „Anschluss ans Jenseits" ist oder das Gefühl von unserer Verbindung mit Kosmos und Gott, so kann ja diese Verbindung gelegentlich unterbrochen und dieses Gefühl abgeschwächt werden, wenn man in materielle Geschäfte versinkt.

Dies war der Fall mit uns, den Kindern des vorigen Jahrhunderts, die bei Beginn der 70er Jahre den grossen wirtschaftlichen Umschwung erlebten und sahen, wie die grössten Erfindungen für unser leibliches Wohlbefinden unsere ganze materielle Daseinsform änderten. Wir verloren den Kontakt mit der Luftleitung und blieben an die Erde gebunden. Gleichzeitig wurde uns eingeredet (und der Jugend kann man alles einreden), die höchsten Probleme könnten mit den Quatuor species des Bauernverstandes gelöst werden; Strauss, Renan und andere Ungenannte degradierten die göttliche Vernunft, die Intuition, und erhöhten den Sens commun oder das einfache Vernünfteln, das wir mit den Tieren gemein haben.

Bald waren wir fertig mit dem Christentum, und sogleich war die Religion ein „überwundener Standpunkt", über den man nicht mehr stritt. Zur selben Zeit wurde der Gorilla entdeckt; und als die Darwinisten in ihm ihr Ebenbild, das Ebenbild ihres Gottes, wiederfanden, so kam die Götterdämmerung über die Welt.

Aber am Ende der 80er Jahre hatte sich eine Morgenröte am Horizont gezeigt. Das religiöse Gefühl kehrte zurück, aber unter neuen Formen. Uralte Weisheit wurde ausgegraben, Vedantismus, Buddhaismus drangen in Europa ein, und die Religion kam wieder unter dem Namen Theosophie und Okkultismus. Ein göttliches Lächeln erleuchtete

die Welt, als der Materialist Charcot den göttlichen Auftrag erhielt, die Wunder als ganz natürlich zu erklären, und genötigt wurde zu prophezeien, dass die „Hexenprozesse in fünfzig Jahren wiederkehren". Seine Schüler bestätigten sogar die Wunderkuren in Lourdes — wenn auch die Tatsachen hypnotische Erscheinungen genannt wurden — der Name änderte nichts an der Sache.

Am Ende der 90er Jahre konnten wir die Religionskongresse begrüssen, auf denen alle Völker und Bekenntnisse der Erde zusammen die Knie beugten (Chicago, Paris, Stockholm). Bossuet und Leibniz, die eine Verbindung aller christlichen Kirchen suchten (Synkretismus), hätten sich hier als Wahrträumer gesehen und mehr als das. Und was die Kongresse beabsichtigten, wird erfüllt von der Religionswissenschaft, welche die ewigen Wahrheiten von Spreu und Stroh zu sondern sucht; diese waren einst nötig gewesen, um das Wachstum zu schützen, verbargen und erstickten aber schliesslich.

Dass die Klöster in Frankreich geschlossen werden, bedeutet nicht den Verfall der Religion, wohl aber, dass die Formen fallen. Die Formen, die Stückformen, in denen der Guss geschehen soll, werden zerschlagen; und wenn jedes Bekenntnis seinen Beitrag zum Gusse geliefert hat, steht die eine und einzige Religion auf einem Postament, um das sich alle Völker sammeln können.

Das scheint die religiöse Entwicklung zu sein auf das Ziel hin — ein monistisches Bekenntnis, „ohne Dogmen, ohne Theologie"; also durch Auflösung zur Entwicklung.

Der Staub des Sehers soll heim, und man hat ein Grab auf dem Kirchhof von Solna gekauft; in einer Ecke, heisst es. Warum nicht? Swedenborg war nicht von dieser Welt, und das Äußere und Glänzende achtete er gering.

Eine Partei hat die Gebeine in der Ritterholmskirche beisetzen wollen, aber das ist sehr zu überlegen. Soll die Kirche der alten Gemeinde schnell in ein Pantheon verwandelt werden, so muss man sie erst „entheiligen"; dann aber kann sie leicht zu einem Pandämonium für die Parteien werden.

Jetzt liegt bekanntlich eine Menge guter Leute unter dem Boden der Kirche: grosse Namen, kleine Schwächen und umgekehrt. Dort liegen sogar Krethi und Plethi, und das schadet ja nichts: Staub ist Staub. Aber es handelt sich wohl um etwas anderes als um einen Keller, in den man den Sarg stellt. Man denkt wohl dem grossen Toten zu huldigen. Ich glaube nicht, dass Swedenborg in diesen Olymp aufgenommen werden möchte: auf der einen Seite würde er zuviel Ehre darin finden, auf der andern Seite würde er sich in dieser Gesellschaft nicht wohl fühlen. In seinem „Diarium Spirituale" hat er nämlich den König, den er persönlich und am besten kannte, als unsympathisch geschildert, als furchtbar in dem geheimen Gedankenleben, das er unter einer gewissen Maske führte: wenn die Beiden in dasselbe Grabgewölbe kämen, würden sich ihre Gebeine mit einander schlagen. Ich will heute nicht den Namen des Unsympathischen wiederholen, aber er liegt im selben Chor wie Schwedens schlechtester Regent.

Die Gebeine eines Verstorbenen überführen ist kein Begräbnis, sondern fast eine Auferstehung. Im Jahre 1884 wurden in der Ritterholmskirche die irdi-

schen Überreste eines längst Verstorbenen beigesetzt. Er war zu Lebzeiten ein Unglücklicher gewesen, der in fremden Ländern alles Elend der Verbannung, der Armut, der Demütigung erlitten hatte, nicht für eigene Schuld, sondern für fremde, meistens der Eltern.

Wenn er vor 1527 gelebt hätte, würde er vielleicht eine Kapelle als Märtyrer erhalten haben; auch weil er in ungleichem Kampfe mit einem von den grössten wilden Tieren fiel und für verrückt gehalten wurde, weil er den Kampf gegen den „Antichrist“ aufnahm.

Wenn nun von einer Kapelle für Swedenborg gesprochen wird und man damit nicht eine gewöhnliche Gruft meint, die man kauft wie den Kirchenschlüssel, so scheint es doch am geeignetsten zu sein, dass die, welche am besten Swedenborgs Andenken zu pflegen verstehen, sich schließlich eine bescheidene Kirche bauen dürften, um darin die Gebeine des Propheten und Märtyrers zu bergen.

Man hat eingewendet, auch eine kleine Kirche koste soviel, weil die Bauordnung nicht erlaubt, dass auf den Plätzen von Stockholm billiges Material benutzt wird: es darf nicht Ziegel mit Putz sein, sondern Bausteine. Aber Dispens wird bewilligt und Ausnahme erlaubt, da man eben gesehen hat, wie ein Ziegelkoloss mit Putz auf der jetzt vornehmsten Strasse der Stadt errichtet wird. Diese Sache liesse sich also ordnen.

Damit, und wenn die „Neue Gemeinde“ den Bau in die Hand nähme, würde die Frage ohne Disharmonien gelöst. Denn dass Swedenborgs Andenken heutigen Tages eine „Sammlung“ zu Stande brächte, kann man nicht verlangen; und noch weniger, dass seine Gebeine mit Begeisterung aufgenommen werden. Die Vertreter der Wissenschaft haben allerdings die Initiative ergriffen; aber die

exoterische Wissenschaft, die Swedenborg vor 1745 trieb, ist nicht swedenborgisch, sondern populär-konventionell, beinahe Technologie; seine spätere Naturforschung, in „Sapientia Angelica“, ist ganz anders, ist grossartig und annulliert diese Abhandlungen, welche die Akademie der Wissenschaften jetzt herausgibt. Swedenborg ist nicht der Gelehrte der Akademie, sondern der Seher der „Neuen Kirche“. In die Ritterholmskirche gehört er auch nicht, denn er liebte das Königtum nicht, sondern zog die Republik vor: im Königtum, meinte er, kommt es immer zur Menschenverehrung, und an der Souveränität hatte er sich müde studiert unter Karl XII.

Eine Gefahr, dass die Neue Gemeinde an Swedenborgs Grabe Götzendienst oder Heiligenverehrung treiben sollte, liegt nicht vor. Sie kennt seinen unbestechlichen, zugleich alttestamentarischen wie christlichen Sinn, der mitten in der Zeit der „Aufklärung“ über Gott, den Himmel und das Leben nach diesem zu schreiben wagte, ohne sich darum zu kümmern, ob er einen Verleger fand oder Ruhm erwarb. Und wenn er im Jenseits pantheonisierte Gestalten traf, so geschah es nicht in bester Gesellschaft, und sie begegneten einander weder in Pyramiden noch in Nekropolen.

Anmerkungen
zum Dritten Blaubuch

Brevlarium

Aus Strindbergs Briefen

Erläuterungen des Übersetzers

BREVIARIUM

Ein Wort der Weisheit

für

jeden Tag im Jahr

von

Johannes Damascenus

Mit Vorwort von und Zueignung an

August Strindberg

(Nur einige Seiten Bibelsprüche hat Strindberg aufgezeichnet, von denen die wichtigsten hier folgen, in Luthers Übersetzung.)

Ihr sollt nicht unrecht handeln am Gericht, und sollt nicht vorziehen den Geringen, noch den Grossen ehren; sondern du sollst deinen Nächsten recht richten.

3. Mose 19, 15.

Gott, der die Welt gemacht hat, und alles, was darinnen ist, sintemal er ein Herr ist Himmels und der Erde, wohnet nicht in Tempeln mit Händen gemacht . . . Und hat gemacht, daß von Einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen . . . Dass sie den Herrn suchen sollten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten. Und zwar er ist nicht ferne von einem *jeglichen* unter uns. Apostelgeschichte 17, 24 . . .

Denn haben wir nicht alle Einen Vater? Hat uns nicht Ein Gott geschaffen? Warum verachten wir denn einer den anderen und entheiligen den Bund, mit unseren Vätern gemacht? Maleachi 2, 10.

Der natürliche Mensch aber vernimmt nichts vom Geist Gottes; es ist ihm eine Torheit, und kann es nicht erkennen, denn es muss geistlich gerichtet sein.

1. Corinther 2, 14.

Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden. Matth. 5, 10.

Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, und die Seele nicht mögen töten. Matth. 10, 28.

Die Anschläge der Argen sind dem Herrn ein Greuel.

Sprüche 15, 26.

Wäret ihr von der Welt, so hätte die Welt das Ihre lieb; dieweil ihr aber nicht von der Welt seid, sondern ich habe euch von der Welt erwählet, darum hasst euch die Welt.

Joh. 15, 19.

Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Ihr werdet weinen und heulen, aber die Welt wird sich freuen; ihr aber werdet traurig sein, doch eure Traurigkeit soll in Freude verkehret werden. Joh. 16, 20.

Wer vom Bösen weicht, der muss jedermanns Raub sein. Solches siehet der Herr, und gefällt ihm übel, dass kein Recht ist. Jesaia 59, 15.

Aus Strindbergs Briefen

Bester Herr Schering!

Ja, ich bin krank, schliesslich, nach 60 Jahren der Marter! Wenn der Tod kommen sollte, so gönnt mir das Sterben!

Was denken Sie vom zweiten Blaubuch? In dem das Buch der Liebe enthalten ist?

Hier liegen noch 230 neue Seiten, ungedrucktes Blaubuch! Mein Testament an die Menschen!

Ihr

August Strindberg.

Stockholm, 25. Juni 1908.

Bester Herr Schering!

Geben Sie das „Dritte Blaubuch" heraus, aber lassen Sie mich Ihnen neue Wortlisten senden: Diese taugen nicht, aber eigen ist, dass ich Recht habe! Alle Sprachen sind eine, aber die Wörter nicht.

Bald erscheinen bei Bonnier meine „Hebräischen Studien" mit grossem Vorwort.

Hier plant man, die Blaubücher in Fächern herauszugeben, nach Stoffen geordnet, Sonderbände*. Aber wenn Sie wollen, so nehmen Sie das „Buch der Liebe".

Freundlich

Strindberg.

Stockholm, 4. Januar 1910.

---

* Der Plan ist schwedisch nicht ausgeführt worden, und das „Buch der Liebe" ist nur deutsch erschienen.

Erläuterungen des Übersetzers

Nachdem ich das erste und zweite Blaubuch übertragen und gedruckt hatte, habe ich aus den drei Bänden das „Buch der Liebe" ausgezogen, das nur deutsch, nicht schwedisch erschienen ist. Dieses Buch der Liebe nahm vom dritten Blaubuch dreissig Stücke vorweg; deshalb konnte das dritte Blaubuch nicht gleich darauf deutsch erscheinen; auch war zu erwarten, dass Strindberg das Werk noch fortsetzen werde . . .

Diese Erwartung hat nicht getäuscht. Noch kurz vor seinem frühen Tode, Anfang des Jahres 1912, hat Strindberg „Ein besonderes Blaubuch" schwedisch gedruckt. Von diesem vierten Teil ist das Buch der Liebe nicht gespeist worden; er ist in seinem ganzen Umfange neu, wird hier zum ersten Male deutsch gedruckt; auch in Zeitschriften oder Zeitungen ist nichts daraus veröffentlicht worden.

Zu Strindbergs 70. Geburtstage, im Jahre 1919, sollte das dritte Blaubuch deutsch erscheinen: da tauchten nicht autorisierte Übersetzungen von Werken Strindbergs auf! Schweden hatte endlich die revidierte Berner Konvention ratifiziert, die vom 1. Januar 1920 an Strindbergs sämtliche Werke schützt. Die Frist wollten geschäftstüchtige Verleger benutzen, um noch rasch vor Toresschluss nicht autorisierte Ausgaben herauszubringen. Die gerichtliche Verfolgung hat Zeit gekostet, die Empörung über dieses Vorgehen hat mich in meiner Arbeit gelähmt . . .

Inzwischen erschien, Weihnachten 1919, der zweite Band von Strindbergs „Ungedruckten Schriften" schwedisch in Stockholm. Der enthielt ein nachgelassenes Blaubuch! Das konnte ich nun in meine deutsche Ausgabe noch aufnehmen. Doch fehlen dem schwedischen Original die letzten vier Stücke; aus dem rein äusserlichen Grunde: sie waren schon in einer Zeitung gedruckt worden: „Dagens Nyheter", 22. Januar 1919, zu Strindbergs 70. Geburtstage.

Aus demselben Nachlassbande habe ich blaubuchartige Stücke ausgewählt, die dort nicht zu ihrem Rechte kommen, weil sie unter allerlei Notizen und Aufzeichnungen verschwinden, die Strindberg selbst sicher nicht für den Druck bestimmt hat. Sind diese Stücke auch den Blaubüchern „nicht gleich zu achten, so sind sie doch nützlich und gut zu lesen".

Derselbe Nachlassband teilt den ersten Entwurf zum Blaubuch mit, das Brevier, das diesen Anmerkungen vorangeht. In seiner „Geschichte des Blaubuchs" sagt Strindberg: „Ich fühlte mich von inneren Mahnungen bedrängt, ein ziemlich konfessionsloses Brevier zu schreiben: ein Wort der Weisheit für jeden Tag im Jahr. Zu dem Zwecke sammelte ich die heiligen Bücher aller Religionen, um aus ihnen einen ‚Spruch' zu nehmen, über den ich schreiben konnte. Aber, siehe da, diese Bücher erschlossen sich nicht! Veda, Zend waren versiegelt und gaben nicht einen Spruch her; nur der Koran gab einen; das war aber auch ein Löwe! Da beschloss ich, den Plan zu ändern. Ich wollte rein weltliche Weisheit über Menschen schreiben..."

Das alphabetische Register über alle drei Blaubücher, das die schwedische Gesamtausgabe bringt, habe ich nicht aufgenommen, weil es nicht von Strindberg selbst verfasst ist und die eigentliche Reihenfolge durch eine ganz äusserliche ersetzt.

Auch beim Nachschlagen versagt es oft. Der Titel „Die grosse Verachtung" z. B. steht nicht unter Verachtung, sondern unter Die. „Der Mensch vernimmt nur, was ihm schmeichelt" findet man weder unter Mensch, noch unter schmeichelt, sondern unter Der. Über vierzig solcher Stücke soll man unter dem ganz gleichgültigen Artikel suchen.

Dagegen habe ich ein Register nach Fächern entworfen, aber in der Reihenfolge, wie Strindberg die einzelnen Stücke geschrieben und gedruckt hat. Will es jedoch nicht in diesen Band aufnehmen, da ja jeder Fachmann sich die Stücke leicht zusammenstellen kann. Im „Buch der Liebe" ist ein „Fach" selbständig erschienen; vielleicht können noch andere Fächer folgen. Emil Schering.

Inhaltsverzeichnis

Ein besonderes Blaubuch

Ein nachgelassenes Blaubuch

Blaubuchartiges aus dem Nachlasse

Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn

STRINDBERGS WERKE

DEUTSCHE GESAMTAUSGABE

Unter Mitwirkung von Emil Schering als Übersetzer vom Dichter selbst veranstaltet

ERSTE ABTEILUNG / DRAMEN

1. Bd. *Jugenddramen* (noch nicht erschienen).
2. Bd. *Romantische Dramen* (um 1880). Das Geheimnis der Gilde. Frau Margit. Glückspeter. Geh. M. 9.—, geb. M. 12.—
3. Bd. *Naturalistische Dramen* (um 1890). Der Vater. Kameraden. Die Hemsöer. Die Schlüssel des Himmelreiches. Geh. M. 9.—, geb. M. 12.—
4. Bd. *Elf Einakter* (um 1890): Fräulein Julie. Gläubiger. Paria. Samum. Die Stärkere. Das Band. Mit dem Feuer spielen. Vorm Tode. Erste Warnung. Debet und Kredit. Mutterliebe. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
5. Bd. *Nach Damaskus.* In 3 Teilen (um 1900): Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
6. Bd. *Rausch* (um 1900): *Totentanz.* I. und II. Teil. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
7. Bd. *Jahresfestspiele* (um 1900): Advent. Ostern. Mittsommer. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
8. Bd. *Märchenspiele. Ein Traumspiel* (um 1900): Die Kronbraut. Schwanenweiß. Ein Traumspiel. Geh. M. 7.—, geb. M. 10.—
9. Bd. *Kammerspiele* (um 1910): Wetterleuchten. Die Brandstätte. Gespenstersonate. Der Scheiterhaufen. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
10. Bd. *Spiele in Versen* (um 1910): Abu Casems Pantoffeln. Fröhliche Weihnacht! Die große Landstraße. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
11. Bd. *Meister Olof.* Erste Fassung in Prosa und letzte Fassung in Versen. Geh. M. 8.—, geb. M. 11.—
12. Bd. *Königsdramen* (um 1900): Folkungersage. Gustav Wasa. Erich XIV. Königin Christine. Geh. M. 9.—, geb. M. 12.—
13. Bd. *Deutsche Historien.* Gustav Adolf (Der 30jährige Krieg). Die Nachtigall von Wittenberg (Luther). Geh. M. 10.—, geb. M. 13.—
14. Bd. *Dramatische Charakteristiken* (um 1910): Engelbrecht. Karl XII. Gustav III. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
15. Bd. *Regentendramen* (noch nicht erschienen).

ZWEITE ABTEILUNG / ROMANE

1. Bd. *Das rote Zimmer.* 1879. Roman. Geh. M. 10.—, geb. M. 13.—
2. Bd. *Die Inselbauern.* 1887. Roman. Geh. M. 8.—, geb. M. 11.—
3. Bd. *Am offnen Meer.* 1890. Roman. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
4. Bd. *Die gotischen Zimmer.* 1904. Roman. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
5. Bd. *Schwarze Fahnen.* Sittenschilderungen vom Jahrhundertwechsel. Roman. Geh. M. 9.—, geb. M. 12.—

Neue Ausgabe in Fraktur in fünf Bänden. Gesamtpreis geb. M. 50.—

DRITTE ABTEILUNG / NOVELLEN

DIE MODERNEN NOVELLEN

1. Bd. *Heiraten.* 1884. *Zwanzig Ehegeschichten:* Asra. Liebe und Brot. Mußte. Ersatz. Reibungen. Unnatürliche Auslese. Reformversuch. Naturhindernis. Ein Puppenheim. Vogel Phönix. Romeo und Julia. Herbst. Fruchtbarkeit. Zwangsehe. Die verbrecherische Natur. Corinna. Ungetraut und getraut. Zweikampf. Seine Magd. Der Familienversorger. Geh. M. 10.—, geb. M. 13.—
2. Bd. *Schweizer Novellen.* 1885. Inhalt: Neubau. Rückfall. Über den Wolken. Gewissensqual. Auf zur Sonne. Die Möwen. Der Kampf der Gehirne. Das Märchen vom Sankt Gotthard. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
3. Bd. *Das Inselmeer* (noch nicht erschienen).
4. Bd. *Märchen und Fabeln.* Geh. M. 10.—, geb. M. 12.—
5. Bd. *Drei moderne Erzählungen.* 1906. Der Sündenbock. Richtfest. Quarantäne. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.

DIE HISTORISCHEN NOVELLEN

6. Bd. *Schwedische Schicksale und Abenteuer.* 1883. Inhalt: Veredelte Frucht. Ein Unwillkommener. Höhere Zwecke. Beschützer. Von gut und böse. Entwicklung. Paul und Peter. Neue Waffen. Ein Triumph. Ein Begräbnis. Herrn Bengts Frau. Der letzte Schuß. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
7. Bd. *Kleine historische Romane.* 1889. Tschandala. Eine Hexe. Die Insel der Seligen. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
8. Bd. *Historische Miniaturen.* 1905. Inhalt: Die ägyptische Knechtschaft. Der Halbkreis von Athen. Flaccus und

Maro. Leontopolis. Das Lamm. Das wilde Tier. Apostata. Attila. Der Diener der Diener. Ismael. Eginhard an Emma. Das tausendjährige Reich. Peter, der Eremit. Laokoon. Das Werkzeug. Old merry England. Der Weiße Berg. Der Große. Die sieben guten Jahre. Gerichtstage. Geh. M. 9.—, geb. M. 12.—

9. Bd. *Schwedische Miniaturen.* 1905. Inhalt: Starkodd. Hildur die Opferbraut. Adelsö und Björkö. Wikingerleben. Der Jarl. Karl Ulfsson und seine Mutter. Die Geiseln. Gerichtsreise. Das Trauerspiel von Örbyhus. Apostata. Das Wasaerbe. In Bärwalde. Der König von Öland. Das Elefantengewölbe. Leichenwache. Der Strohmann. Eine königliche Revolution. Geh. M. 10.50, geb. M. 13.50.

VIERTE ABTEILUNG / LEBENSGESCHICHTE

1. Bd. *Der Sohn einer Magd.* 1886. Geh. M. 11.25, geb. M. 15.75
2. Bd. *Die Entwicklung einer Seele.* Geh. M. 7.50, geb. M. 10 50.
3. Bd. *Die Beichte eines Toren.* 1888. Geh. M. 10.50, geb. M. 13.50.
4. Bd. *Inferno. Legenden.* 1897/98. Geh. M. 10.50, geb. M. 13.50.
5. Bd. *Entzweit. Einsam.* 1902/03. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.

FÜNFTE ABTEILUNG / GEDICHTE

Ein Band Gedichte (noch nicht erschienen).

SECHSTE ABTEILUNG / WISSENSCHAFT

DIE EINZELNEN WISSENSCHAFTEN (VORLÄUFIGE AUSWAHL)

1. Bd. *Unter französischen Bauern.* 1885. 1. Abteilung. Bauernleben in einem französischen Dorfe. 2. Abteilung. Autopsien und Interviews. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
2. Bd. *Blumenmalereien und Tierstücke, Schwedische Natur, Sylva Sylvarum* (bisher einzeln erschienen).
3. Bd. *Das Buch der Liebe.* Ungedrucktes und Gedrucktes aus dem Blaubuch. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
4. Bd. *Dramaturgie.* 1910. Die Kunst des Schauspielers. Das Intime Theater. Das historische Drama. Shakespeare. Faust. Geh. M. 7.50, geb M. 10.50.
5. Bd. *Ein Blaubuch.* 1906. Die Synthese meines Lebens. Geh. M. 10.50, geb. M. 15.—
6. Bd. *Ein neues Blaubuch.* Der Synthese meines Lebens zweiter Band. 1907. Geh. M. 10 50, geb. M 15.—
7. Bd. *Ein drittes Blaubuch* (in Vorbereitung).

